

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK TÜBINGEN

GESCHENK

von

Ost-Kirchenausschuss, Hannover

19 54  
491

N12<516783415 021



ubTÜBINGEN



BUCH

ische Kirche  
engeschichte

1951



n (bis 83 da)

BSB

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirche  
und Kirchengeschichte

1953



JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHE  
UND KIRCHENGESCHICHTE

IN DER FÜR SICH ERHEBENDEN KIRCHE  
UND KIRCHENGEMEINSCHAFT

Copyright 1953 by Verlag der Schlesischen Evangelischen Zentralstelle Düsseldorf  
Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten  
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm-Donau

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirche  
und Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 32/1953

Herausgegeben  
von Lic. Hellmuth Eberlein und Lic. Dr. Gerhard Hultsch

VERLAG DER SCHLES. EVANGEL. ZENTRALSTELLE  
DÜSSELDORF 1953

JAHRBUCH

der Universität  
Bielefeld



Gh 6269

## Vorwort

*Fast 60 Jahre lang, von 1882—1941, hat das „Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte“ in unserer Heimat einen doppelten Dienst getan. Es hat auf der einen Seite die wissenschaftlichen Grundlagen zur Erforschung und Darstellung der schles. Kirchengeschichte geliefert; ich darf hier besonders an die Beihefte von Gerhard Eberlein über die Kirchenvisitationen in Wohrlau und Liegnitz, von Ritscher über die Aufklärung und von Nickolai über Benjamin Schmolck erinnern. Es hat auf der anderen Seite in dem weiten Bereich unserer Gemeinden Liebe und Interesse zur bewegten und wundersamen Geschichte geweckt. Es ist uns eine ganz besondere Freude, daß es nunmehr endlich gelungen ist, die Reihe der Jahrbücher und ihres gesegneten Dienstes fortzusetzen. Der hiermit vorliegende 32. Band enthält beides: gründliche Untersuchungen aus der schles. Vergangenheit und persönliche Augenzeugenberichte aus dem tragischen Erleben der Gegenwart, die später die Grundlage für weitere geschichtliche Forschungen sein werden. Bis 1941 waren die Jahrbücher vom „Verein für schles. Kirchengeschichte“ getragen. Es ist uns schon lange ein Anliegen, auch in der „Diaspora“ und im „Exil“ einen solchen Verein wieder allmählich ins Leben zu rufen. Wir bitten schon heute alle dafür Interessierten sich bei Pfarrer Lic. Eberlein in Lorch/Württ. zu melden.*

*Schließlich eine zweifache Bitte:*

- 1. Die Manuskripte für das Jahrbuch 1954 sind bis zum 1. 12. 1953 nach (14a) Lorch/Württ. zu senden.*
- 2. Sehr dankbar sind wir für Angebote schles. Schrifttums (auch antiquarisch), insbesondere alter Jahrbücher, der 4 Bände schlesischer Lebensbilder (Verlag Korn), der Werke von Grünhagen, Eduard Anders, Ehrhard u. a.*

*Pfingsten 1953.*

*Hellmut Eberlein  
Gerhard Hultsch*

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	5
Der Liegnitzer Ordinationskatalog von 1636—1742 . . . . .	7
Kleine Beiträge zur schlesischen Predigergeschichte . . . . .	33
Breslauer Pfarrfrauen . . . . .	39
Pröpste zum Heiligen Geist zu Breslau . . . . .	46
Der slavische Volksteil in der Evang. Kirche vor 100 Jahren . . . . .	48
Wicherns Bemühungen um die soziale Frage in Schlesien . . . . .	55
a) Die Weber . . . . .	55
b) Die Fabrikarbeiter . . . . .	62
c) Die Landarbeiter . . . . .	64
Augenzeugenberichte aus den Erlebnissen 1945/46 . . . . .	70
I. Das Vermächtnis der sterbenden Heimatkirche . . . . .	70
II. Not- und Segensjahre in der Gemeinde auf dem Berge - Gottesberg . . . . .	88
III. Auf der Ost-Oderseite . . . . .	92
IV. Im Schatten des Allmächtigen . . . . .	99
V. Durch die Tschechei . . . . .	110
VI. Seelsorge mitten im Kampfgebiet . . . . .	122
Die Verantwortung der Kirche für die Ausgeheimateten . . . . .	138
Zur Psychologie des Ostpfarrers . . . . .	154
Neuerscheinungen zur schlesischen Kirchengeschichte . . . . .	168
Das Opfer der schlesischen evangelischen Pfarrer 1939—1946 . . . . .	182

## Der Liegnitzer Ordinationskatalog von 1636 bis 1742

Die Geschichte der Ordination in Schlesien ist noch nicht geschrieben.<sup>1)</sup> Der Verein für schlesische Kirchengeschichte hat in seinem Correspondenzblatt und späteren Jahrbuch eine große Anzahl von Ordinationsmatrikeln veröffentlicht<sup>2)</sup> und damit wichtiges Material für die kirchliche Ortsgeschichte geliefert. Das Liegnitzer Verzeichnis von 1593 bis 1635 gab D. Eberlein heraus und steht abgedruckt in Band VI, VIII und IX des Correspondenzblattes. Benutzt hatte er dazu die Abschrift des Katalogs auf der Breslauer Stadtbibliothek, die er vom Oktober 1628 an mit dem in der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz befindlichen Original des 2. Bandes der Matrikel verglich. Ehrhardt kannte noch ein älteres Verzeichnis, wahrscheinlich das Original des 1. Bandes, das bis in die 60er Jahre des 16. Jahrhunderts hinaufgereicht haben muß und nun wohl für immer verloren ist. Im Folgenden gelangt der Rest, bis 1742, zum Abdruck, also bis zur Aufhebung des Liegnitzer Konsistoriums. Benutzt werden konnte nur das sehr schlecht geschriebene Liegnitzer Original, da sich die Breslauer Abschrift im Archiv nicht finden ließ. Besonders für die von der Kirchenreduktion betroffenen Gebiete der Erbfürstentümer dürfte die Veröffentlichung von Interesse sein; der Katalog läßt uns ein wesentliches Stück schlesischer Kirchengeschichte miterleben — das Bangen um den Verlust der Kirchen nach 1675 im Fürstentum Liegnitz, was in den zahlreichen Substituten- und Adjunktenordinationen zum Ausdruck kommt, und den Jubel über Altranstädt, mit 26 Ordinationen in den beiden Jahren 1708 und 1709. Außerdem gibt der Katalog Berichtigungen und Ergänzungen zu den bisher erschienenen presbyterologischen Arbeiten und ist somit ein nicht unwichtiger Beitrag zur schlesischen Prediger-geschichte.

<sup>1)</sup> G. Eberlein, Zur Geschichte der Ordination in Schlesien (Correspondenzblatt VI, 1898) und Geppert, Zur Geschichte der Ordination in Schlesien (ebenda XII, 1, 1910).  
<sup>2)</sup> Zusammenstellung der Veröffentlichungen bei Robert Samulski, Zur schlesischen Presbyterologie (in: Schlesische Geschichtsblätter 1935 Nr. 1, S. 12 f).

### 1636

18. Januar Christianus Seilerus, Leonrina Sil., legitime vocatus ad gubernationem Ecclesiae Hartmansdorfi in ducatu Javorensi, Dioceseos Bulcolucanae.<sup>1)</sup>
15. Martii Augustinus Koch, Neostadiensi Sil., P. eccl. Camel Wizi-  
zianae in Ducatu Wolav., Dioecesi Raudensi.<sup>2)</sup>
8. April Paulus Clapius, Saganens. Sil., voc. in pago Ober Prit-  
schen in finibus regni Poloniae.
23. April Petrus Linckius, Javor., voc. in Kaiserswaldoviens in Duc.  
Lignic. Dioec. Hainoviana.
31. Mai Christophorus Peiperus, Lauba-Lus., voc. Eccl. Rothkir-  
chianae Pastor, in Duc. Lign.
17. Sept. Abrahamus Pschichholzius, Gura-Siles., voc. ad Eccl. Tri-  
busiensis in Duc. Lign. (!), dioec. Herrnstadiana admini-  
strationem.<sup>3)</sup>
25. Sept. Martinus Jacobi, Haynoviens., voc. in Straupiziensi, Duc.  
Lign.
11. Nov. Fridericus Opitius, Wola-Sil., voc. in Koskanae et Cape-  
ranae in duc. Lign.<sup>4)</sup>

### 1637

5. Febr. Zacharias Gosius, Gorlic., P. eccl. Gerlachshaimianae in  
Superiori Lusatia.
27. Aug. Abraham Otto, Hartmansdorf. Bolesl., P. eccl. Lichten-  
waldaviensis in duc. Javor., dioec. Boleslav.
18. Nov. Johann Baumann, Rauden. Sil., P. eccl. Oberanae dioec.  
Luben.<sup>5)</sup>
24. Nov. Henricus Frenzelius, Sil., P. eccl. Schlön, dioec. Grün-  
bergensi.<sup>6)</sup>
22. Dez. Martinus Schindlerus, Jaura-Sil., P. eccl. Roth Kirchianae  
in ducatu et dioec. Lignicensi.

### 1638

14. Jan. Christophorus Schirmerus, Glogov., P. eccl. Arnsdorfianae  
et Zauchianae in Duc. Glogov.<sup>7)</sup>
25. Martii Johannes Donatus Widerianus, Diac. eccl. Trachenberg.<sup>8)</sup>

<sup>1)</sup> Hartmansdorf bei Landeshut. Fehlt in der Predigergeschichte des Kirchenkreises Landeshut 1940, S. 31.

<sup>2)</sup> Kammelwitz Kr. Steinau.

<sup>3)</sup> Triebusch Kr. Guhrau. Psycholz vertritt 1634—1636 Johann Heermann in Köben. Er fehlt in Erich Schultze, Triebuscher Chronik 1906.

<sup>4)</sup> Koiskau und Kamgern, Kirchenkreis Parchwitz.

<sup>5)</sup> Oberau Kr. Lüben.

<sup>6)</sup> Schlön, Parochie Schweinitz Kr. Grünberg. Kirche 6. 3. 1654 reduziert, jetzt Ruine. Vgl. Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der ev. Kirche Schl., XIII, 1, 1912, S. 145. wo Frenzel im Pfarrerkatalog nachzutragen ist.

<sup>7)</sup> Arnsdorf und Zauche. Vgl. Ehrhardt III, 1, 481, und Rademacher, Glogau, S. 28.

<sup>8)</sup> bei Rademacher, Militsch-Trachenberg S. 17 nachzutragen und S. 5 zu ergänzen.

16. April Theophilus Prachius, Sil., P. eccl. Tentscheliana in duc. Lignicensi.
3. Junii Tobias Neander, Rautena-Sil., P. eccl. Pilgramsdorff in dioec. Lübenensi.
16. Sept. Christianus Schmidt, Gorlicensis, Diac. eccl. Cunersdorffiana.<sup>9)</sup>
24. Sept. Tobias Röhricht, Hirschbergensis, P. eccl. Gersdorffiana.<sup>10)</sup>
30. Dez. Christophorus Thomas, Jauranus, P. eccl. Bihlwiensis in dioec. Steinoviensi.

### 1639

17. Martii Joachimus Crusius, Saganensis, voc. ad Ecclesiae Mlitschiana in Dioec. Raudensi.<sup>11)</sup>
30. Martii Balthasar Stregerus, Regismontanus Marchicus, P. eccl. Glaesersdorffiana in Duc. Glogoviensi.<sup>12)</sup>
21. Maii Matthäus Hofmann, Stinoviensis Sil.,<sup>13)</sup> P. eccl. Lahsen et Peterwitz in Ducatu Suidnicensi Dioec. Strignicensis.<sup>14)</sup>
11. Julii Christophorus Kürstenius, Lignic., P. eccl. Dittersbachiana et Herzogswalde in Dioecesi Lübenensi.
24. Octbr. Martinus Bien, Trachenbergensis, Diac. eccl. Pawicensis in Baronatu Trachenberg.<sup>15)</sup>

### 1640

20. Martii Johannes Schoberus, Lign., P. eccl. Hennersdorffiana in Dioec. Parchwicensi.<sup>16)</sup>
31. Maii Laurentius Baudisius, Lubenensis, voc. ad Diaconatum Ecclesiae Johannitiae hujus Urbis, et Pastoratum Eccl. Schönbornensis.
13. Julii Gottfried Muccius, Gorlicensis, P. eccl. Groischwitiana in Ducatu Jauraviensi.<sup>17)</sup>
23. Nov. Valentinus Kahl, Goldbergensis, P. eccl. Cunradswaldensis, in Ducatu Jaurano.<sup>18)</sup>
4. Dez. Johannes Mörlinus, Lignicensis, P. eccl. Malitschiana in Ducatu Javorensi.

<sup>9)</sup> Kunnersdorf bei Görlitz, Zobel, Predigergesch. von Görlitz I S. 43.

<sup>10)</sup> Gersdorf Kr. Bunzlau, Rademacher, Bunzlau S. 16.

<sup>11)</sup> Mlitsch, Kr. Steinau.

<sup>12)</sup> Ober-Gläsersdorf Kr. Lüben. Kirche 5. 2. 1654 rekatholisiert; jetzt nach Oberau eingepfarrt. Ehrhardt, Presbyterologie von Glogau 1783, S. 483.

<sup>13)</sup> Pfarrerssohn aus Großendorf Kreis Steinau.

<sup>14)</sup> Otto Schultze, Predigergeschichte von Striegau S. 18 und Schweidnitz S. 22.

<sup>15)</sup> vielleicht Powitzko, Parochie Trachenberg; dann bei Rademacher, Mlitsch-Trachenberg, S. 20 nachzutragen.

<sup>16)</sup> Heinersdorf (Ehrhardt IV, 658).

<sup>17)</sup> Rademacher, Bunzlau S. 30 zu ergänzen. Mucke geht 1642 nach Hähnichen.

<sup>18)</sup> Konradswaldau bei Goldberg.

### 1641

14. Maii Fridericus Schröerus, Crazoviensis Bohemus, P. eccl. Falckenhainoviensis in Ducatu Javoriensi.
31. Maii Michael Saxo, Sprottanus, P. eccl. Kunzendorffianae in Ducatu Suidnicensi prope Bulcolucanum.
8. Octob. Christophorus Hohmuth, Jauranus, P. eccl. Tentscheliana et Rosenicensis in hoc Ducatu.
8. Octob. Johannes Gutbier, Fridbergensis, voc. ad Pastoratum Buchwaldensem prope Schmidebergam in Duc. Suidnicensi.
29. Octob. Mattheus Girbigius, Olaviensis, P. eccl. Kunzendorffianae in Dioecesi Stinoviensi.

### 1642

9. April Michael Kirchofius, Lubenensis, Diac. eccl. patriae.
9. April Georgius Beckerus, Parchwicensis, P. eccl. Binovicensis.
15. Maji Henningus Arndt, Marchlissensis, P. eccl. Berthelsdorffianae prope Hirschbergam. <sup>19)</sup>
25. Nov. Christophorus Wisenerus, Glogâ-Silesius, P. eccl. Lindensis prope Schlavam in Ducatu Glogoviensi. <sup>20)</sup>
5. Dec. Casparus Laurentius, Grünbergensis, P. eccl. Bregensis in Ducatu Glogoviensi. <sup>21)</sup>

### 1643

30. Jan. David Vechnerus, Freistadiensis, Scholae Gorlicensis Rector, vocatus ab Incluto Senatu Gorlicensi ad officium Diaconatus ejusdem loci.
3. Febr. Georgius Römerus, Rauthena-Silesius, ante huc Scholae patriae cantor, nunc voc. Pastor Ecclesiae Gurensis Ducatus Glogov. <sup>22)</sup>
12. Maji Augustus Caesar, Gryphenbergensis Sil., P. eccl. Jenkendorffianae et Ullersdorffianae in districtu Gorlicensi.
30. Jul. Georgius Geislerus, Fridebergâ-Silesius, voc. ad Eccl. Keselsdorffianae gubernationem, in Dioecesi Leobergensis. <sup>23)</sup>

### 1644

19. April Johannes Kittelius, Reichsteinensis Sil., P. eccl. Tschelesiana in Dioecesi Herrnstadiensis. <sup>24)</sup>
25. August Joachimus Kretschmerus, Freiburg-Siles., voc. ad Eccles. Rohnstockiensis gubernationem in Duc. Jaur.

<sup>19)</sup> Berthelsdorf Parochie Reibnitz, Kirche 23. 2. 1654 reduziert.

<sup>20)</sup> Rademacher, Glogau Seite 30.

<sup>21)</sup> ebendort Seite 28.

<sup>22)</sup> Gühren, Parochie Deichslau, Korrespondenzblatt XV, 1, 1916, S. 85 zu ergänzen.

<sup>23)</sup> Grünwald, Predigergeschichte von Löwenberg, S. 18.

<sup>24)</sup> Danach Rademacher, Wohlau S. 18 zu ergänzen. Kittel ging 1650 nach Grischen.

### 1645

19. Jan. Samuel Crusius, Suidnicensis, P. eccl. Smarsensis in Ducatu Glogoviensi.<sup>25)</sup>  
 3. Febr. Samuel Piscator, Schmidebergensis, voc. ad gubernationem Eccl. Olsnensis in Dioecesi Stregoviensi.<sup>26)</sup>  
 9. Nov. Tobias Seilerus, Leobergensis Sil., ad gubernationem Ecclesiae Neundorffianae voc. in Dioecesi Goltbergensi<sup>27)</sup>  
 21. Nov. Johannes Mederianus, Wincingensis, voc. ad Pastoratum Eccl. Polgsensis in Ducatu Wolaviensi.<sup>28)</sup>

### 1646

9. Febr. David Nikisius, Lignicensis, P. eccl. Streckenbach. in Duc. Suidnic.<sup>29)</sup>  
 18. Febr. Adamus Hertelius, Sprottâ-Silesius, P. eccl. Eisenbergensis et Mallnicensis in Ducatu Glogoviensi et Saganensi.<sup>30)</sup>  
 27. Febr. Caspar Langius, Greiffenbergâ-Sil., Diac. Eccl. Fridebergensis.  
 21. Martii Nicolaus Thilo, Suidnicensis-Sil., Ecclesiae Freibergensis Adjunctus.<sup>31)</sup>  
 3. Maji Christophorus Schmidius (Schmidt), Seydenbergensis, Lusatius, P. eccl. Rothwasser et Kolfurt.  
 4. Junii David Pirner, Novofor., P. eccl. in pago Cammeße.<sup>32)</sup>  
 24. August Laurentius Prüfer, Fraustadiensis, P. eccl. Fraustadio-Neostadiensis.<sup>33)</sup>  
 6. Nov. Caspar Walther, ad. eccl. in pago Seichaw administrati-  
 onem legitimè vocatus.  
 18. Dec. Samuel Scholz, Leobergensis Siles., P. eccl. in pago Reibnicensis.

### 1647

8. Jan. Johannes Rhüdelius, Lignicensis, P. eccl. in pago Sebnicensis.  
 29. Jan. Joachimus Sämfftleben, Bolesl. Sil., P. eccl. Falckenhainensis in Ducatu Jaurano.  
 31. Jan. Caspar Damjanus Böttner, Gryphebergâ-Siles., P. eccles. Schosdorffianae.

<sup>25)</sup> Schmarse Kr. Schwiebus. Ehrhardt Glogau S. 173 und 477 und Otto Fischer, Evang. Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg, 1. Band 1941, S. 309.

<sup>26)</sup> Schultze, Striegau S. 17.

<sup>27)</sup> Grünewald, Goldberg S. 29 (Neudorf am Gröditzberg).

<sup>28)</sup> Rademacher, Wohlau S. 15.

<sup>29)</sup> Burkert — Grünewald, Schönau, S. 37.

<sup>30)</sup> Rademacher, Sprottau S. 6.

<sup>31)</sup> Freiburg. Danach Schultze, Striegau S. 6 zu ergänzen.

<sup>32)</sup> Kamöse, Parochie Rauße, Kr. Neumarkt. Pirner war 1644—46 Konrektor in Goldberg und heiratete 14. 1. 1646 Frau Helena Feige in Goldberg.

<sup>33)</sup> Fraustadt, neustädtische Kirche.

8. Martii Henricus Scultetus, Grünbergâ-Sil., P. eccl. Lawaldensis.<sup>34)</sup>
12. Martii Johannes Vechnerus, Sprottâ-Siles., Diaconus eccl. patriae.
18. Martii David Rathmann, P. eccl. in pago Wiesenthall, in Dioecesi Leobergensis.
13. Sept. Johann Georgius Fischer, Schmidenbergensis, P. eccl. in pago Bertelsdorff in Dioecesi Hirschbergensi.
12. Oct. Daniel Rausch, Leobergensis, P. eccl. in pago Langen Helmßdorff.<sup>35)</sup>
23. Oct. Godofredus Raschkus, P. eccl. Langen Bilau.<sup>36)</sup>
2. Nov. Christianus Ludovicus, Lignic., P. eccl. in pago Pomsen in duc. Jaurano.
- 2. Nov. David Giebelius, Laubanensis Lusatius, P. eccl. in pago Newkirchen in Ducatu Jaurano.<sup>37)</sup>

### 1648

14. Mart. Georgius Pezoldus, P. eccl. in Michelßdorff in duc. Jaurano.
26. Mart. Henricus Keimanus, P. eccl. in pago Mittlaw.<sup>38)</sup>
25. April Nicolaus Frobenius, ad gubernationem Ecclesiae in pago Gießmanßdorff legitime vocatus.<sup>39)</sup>
1. Maji Bartholomaeus Hoppius, Leorino-Silesius, P. eccl. Neochemnicensis in ducatu Jaurano.<sup>40)</sup>
19. Maji Christophorus Keslerus, P. eccl. in pago Wederaw in duc. Jaurano.<sup>41)</sup>
18. Jul. Esaias Gosky, Eccl. Winzingensis Diaconus.<sup>42)</sup>
10. Dec. Elias Springer, P. eccl. in pago Keulendorff.<sup>43)</sup>

### 1649

26. Jan. Thomas Freytagius, Wolavia-Siles., Pastor Ecclesiae in pago Stabelwitz.<sup>44)</sup>
17. Sept. Godofredus Scultetus, P. eccl. in pago Malitsch in Duc. Jaurano.
26. Nov. Georgius Flechtnerus, Wintzingensis, voc. ad Sub-Diaconatum Ligio-Aulicum.<sup>45)</sup>

<sup>34)</sup> Lanwaldau, Parochie Grünberg. Kirche 5. 3. 1654 rekatholisiert. Ehrhardt III, 1, S. 488 und Korrespondenzblatt XIII, 1, 1912, S. 142 f.

<sup>35)</sup> Langhelligsdorf, Kreis Bolkenhain.

<sup>36)</sup> hiernach Schultze, Schweidnitz-Reichenbach S. 7 zu verbessern und zu ergänzen.

<sup>37)</sup> Neukirch, Kirchenkreis Schönau.

<sup>38)</sup> fehlt bei Rademacher, Bunzlau S. 31.

<sup>39)</sup> Giesmannsdorf, Kreis Landeshut. Danach Grünewald, Landeshut S. 7 zu verbessern.

<sup>40)</sup> Neu-Kemnitz, Par. Alt-Kemnitz, Kr. Hirschberg.

<sup>41)</sup> Grünewald, Bolkenhain, S. 17 zu ergänzen.

<sup>42)</sup> Rademacher, Wohlau S. 20.

<sup>43)</sup> Ehrhardt I, S. 577, Keutendorf, Parochie Groß-Rackschütz.

<sup>44)</sup> Schultze, Breslau-Land S. 25.

<sup>45)</sup> fehlt in Ehrhardts Presbyterologie IV, S. 193 ff. Vgl. Schles. Familienforscher 1934, S. 239.

26. Nov. Johannes Georgius Pohl, P. eccl. in pago Schönborn.  
 6. Dec. Godofredus Stierius, P. eccl. in pago Ullersdorff in majori  
 Poloniâ.<sup>46)</sup>

### 1650

5. Jan. Balthasar Bockisch, Stinoviensis, P. eccl. in pago Cunrads-  
 dorff in Dioecesi Haynoviensi.  
 19. Jan. M. Johannes Cutschreiterus, Eccl. Johanneae, quae Lignicii  
 est, Diaconus.  
 11. Martii Caspar Keseler, Lignic., P. eccl. in pago Großtintz.  
 8. April Christophorus Dilschman, P. eccl. in pago Ober- vnd Nie-  
 der Moyß.<sup>47)</sup>  
 1. Junii Bartholomaeus Fabricius, P. eccl. in pago Kammelwitz.  
 22. Junii Melchior Weißig, P. eccl. in pago Groß Kriechen.  
 27. Jul. David Reisel, P. eccl. in pago Ransen.  
 4. Aug. Johannes Heermannus, P. eccl. in pago Groß Reichen.<sup>48)</sup>  
 17. Aug. Johannes Ortlobius, P. ecclesiarum in Waltersdorff et Rey-  
 walde.<sup>49)</sup>  
 2. Sept. Godofredus Hahn, P. eccl. in Stephanshahn et Mertz-  
 dorff.<sup>50)</sup>  
 28. Oktobr. Fridericus Gerlachius, Diaconus Ecclesiae in Conrads-  
 walde.<sup>51)</sup>  
 (Hic Fridericus Gerlachius a. 1657 ad castra Pontificiorum  
 deficit!)
21. Nov. Johannes Georgius Pietzschmann, P. eccl. in pago Buch  
 Wald.<sup>52)</sup>  
 14. Dec. M. Michael Liefmann, P. eccl. in pago Purschwitz.<sup>53)</sup>  
 30. Dec. Samuel Emrici, P. eccl. in Gebersdorff.<sup>54)</sup>

### 1651

11. Febr. Johannes Schurtz, P. eccl. in pago Weißbach in duc.  
 Snidnic.<sup>55)</sup>  
 15. Febr. Elias Eveler, P. eccl. in pago Praußnitz.  
 21. Febr. Christianus Stiffius, Francosteinensis, P. eccl. Argenti-  
 montanae.<sup>56)</sup>

<sup>46)</sup> Ulbersdorf bei Fraustadt.

<sup>47)</sup> Mois, Kr. Neumarkt, Parochie Groß-Baudiß, Kirchenkreis Parchwitz. Die Angabe bei Hirschberg, schles. Pfarralmanach 1893 S. 276, die Kirche in Ober-Mois sei nie evangelisch gewesen, trifft also nicht zu. Siehe auch J. Jungnitz, Geschichte der Dörfer Ober- und Nieder-Mois 1885, S. 166.

<sup>48)</sup> Sohn von Johann Heermann in Köben.

<sup>49)</sup> Lang-Waltersdorf und Reimswaldau, Kr. Waldenburg. Kirchen 26. 3. 1654 rekath.

<sup>50)</sup> Schultze, Schweidnitz-Reichenbach S. 35.

<sup>51)</sup> Hiernach die Predigergeschichte von Landeshut, S. 11 zu ergänzen.

<sup>52)</sup> Buchwald, Kr. Hirschberg.

<sup>53)</sup> Purschwitz, Kr. Steinau.

<sup>54)</sup> Gäbersdorf, Kr. Striegau. Danach Schultze, Striegau S. 11 zu ergänzen.

<sup>55)</sup> Kreis Landeshut. Schurtz geb. 1629 in Löbau. 1659 Ober-Ullersdorf bei Zittau, † 16. 11. 1680.

<sup>56)</sup> Rademacher, Opatz, S. 17.

1. Mart. Caspar Hänselius, Bethaniensis Sil., P. eccl. in p. Cunradswaldensis in districti Guraviensi Ducatus Glogoviensis.<sup>57)</sup>
1. Mart. Thomas Tantzmannus, Gurensis Sil.<sup>58)</sup>, Pastor Ecclesiarum Groß Lesewiz, Koiz et Wancktenn.
15. Mart. Melchior Heinius, Boleslaviensis, P. eccl. Keßelßdorff.<sup>59)</sup>
16. Mart. Antonius Schubartus, Lignicensis, P. eccl. in pago Ober.<sup>60)</sup>
19. Maji Johannes Georgius Hänisius, P. eccl. Ludwigsdorff.<sup>61)</sup>
31. Maji Fridericus Försterus, P. eccl. in Ottendorff.
7. Juny Johannes Ulmann, P. eccl. in pago Lampersdorff.<sup>62)</sup>
22. Juny Johannes Henricus Nergerus, Freibergensis, P. eccl. in pago Pombsen.
1. July Jeremias Seibethus, P. eccl. Seydorff.
14. July Johannes Molterus, Fraustadiensis, P. eccl. in pago Zedlitz.<sup>63)</sup>
31. July Johannes Emricus, P. eccl. Wüste Rörstorf.<sup>64)</sup>
11. Aug. M. Gottfridus Graß, Vratisl., Ecclesiae Aulico-Lygiae Diaconus.<sup>65)</sup>
20. Oct. Christianus Hüttel, Budissinensis, P. eccl. in Walditz.
24. Nov. Christophorus Witwerus, P. eccl. in Mittlaw.<sup>66)</sup>
13. Dec. Georgius Höfichen, Hirschbergâ-Sil., P. eccl. Girsdorffensis.<sup>67)</sup>

## 1652

23. Jan. Johannes Georgius Uberus, Vratisl. Si., P. ecclesiarum in pagis Ingramsdorff et Hohenposeritz.<sup>68)</sup>
8. Marty Samuel Gebauer, P. eccl. in pago Tschilläsen.<sup>69)</sup>
9. Marty Johannes Stoschius, P. eccl. in pago Seyfersdorff.<sup>70)</sup>
26. April Caspar Exner, Greiffenbergensis, P. in pago Gierseiffen.
2. July Johannes David Reimanus, Lign. Sil., P. eccl. in pago Berschorff.<sup>71)</sup>
22. Octob. Johannes Bobler, Olsnâ-Sil., P. eccl. in pago Girlißdorff.<sup>72)</sup>

<sup>57)</sup> Ehrhardt, III, 1, S. 171. Kirche 27. 1. 1654 reduziert. Vgl. Korrespondenzblatt XV, 1, 1916, S. 86.

<sup>58)</sup> Pfarverssohn aus Guhren, Kr. Steinau.

<sup>59)</sup> Kesselsdorf, Kr. Löwenberg.

<sup>60)</sup> Oberau, Kr. Lüben.

<sup>61)</sup> Ludwigsdorf, Kirchenkreis Schönau.

<sup>62)</sup> Kreis Steinau.

<sup>63)</sup> Kreis Steinau.

<sup>64)</sup> fehlt in der Predigergeschichte von Landeshut S. 24.

<sup>65)</sup> Graß war fürstlicher Hofprediger in Parchwitz und gleichzeitig Pastor von Heidau. Vgl. Ehrhardt, IV, S. 662.

<sup>66)</sup> Rademacher, Bunzlau, S. 31 zu berichtigen.

<sup>67)</sup> Kreis Hirschberg.

<sup>68)</sup> Schultze, Schweidnitz-Reichenbach, S. 34 zu verbessern.

<sup>69)</sup> Rademacher, Wohlau, S. 18 zu verbessern. Gebauer Paro. 21. 3. 1696, s. Koellner, Schediasma de eruditibus Volovia oriundis 1723, S. 30.

<sup>70)</sup> Kirchenkreis Parchwitz.

<sup>71)</sup> Bärtsdorf-Trach., Kirchenkreis Haynau.

<sup>72)</sup> entweder Girlachsdorf, Kr. Jauer (Parochie Rohnstock) oder Kr. Reichenbach (Par. Nimpstsch). Im Ehrhardt kommt Bobler nirgends vor.

2. Nov. M. Gottfridus Richter, Vratisl. Sil., Diac. Eccl. Parchwic.  
 2. Nov. M. David König, Glogâ-Sil., P. eccl. in pago Quaritz.  
 8. Nov. Josua Lerchenberger, Cöbenensis Sil., P. eccl. in pago  
 Mlitsch.  
 23. Nov. Johannes Semlerus, Hirschbergâ Sil., P. eccl. in pago Glä-  
 sersdorff, Ducatus Glogoviensis.  
 19. Dec. Theophilus Walther, Lignic., P. eccl. in Mundschütz in  
 Ducatu Wolaviensi.  
 eod. die Theodorus Miculci, Roteburgius-Lusatus, P. eccl. in pago  
 Mittel Hertzogswaldaw in Ducatu Glogoviensi.<sup>73)</sup>  
 28. Dec. Adamus Koch, Bernstadio-Lusatus, P. eccl. in pago Cun-  
 rads Waldaw., Duc. Jaurani.

### 1653

9. Jan. Joannes Hofmanus, Suidnicensis, P. eccl. in pago Vrschkau.  
 eod. die Christophorus Flügell, Leorinus, P. eccl. in Neundorff.<sup>74)</sup>  
 4. Febr. M. Christophorus Peißricht<sup>75)</sup>, Vratislav. Sil., P. eccl.  
 Gölschawiensis.  
 26. Febr. Christophorus Profius, Lubenâ-Sil., P. eccl. in pago  
 Schwarzaw Dioec. Lubenensis.  
 28. Martii M. David Gottfried Arnoldus, Mega Tschirnaeus Sil., ad  
 Eccl. patriae Mega Tschirnaeae administratione legitimé  
 vocatus.<sup>76)</sup>  
 26. Aug. Melchior Micanus, Duba- (Taubâ-) Bohemus, P. eccl. Rad-  
 meritzensis prope Gorlicium in superiore Lusatia.  
 17. Oct. Christophorus Gerberus, P. eccl. Welckersdorfensis.  
 14. Nov. Benjamin Barthisius, Fridebergâ-Sil., P. eccl. Conrads-  
 dorfensis.  
 20. Nov. Melchior Teisnerus, Wolaviâ-Sil., P. eccl. Heinzendorfianae  
 Ducatus Vratislaviensis.  
 12. Dec. Adamus Thebesius, Wolaviâ-Sil., P. eccl. Binoviciana in  
 Duc. Lign.  
 20. Dec. Joachimus Wüsthobius, Megâ-Glogov. Sil., P. eccl. in oppi-  
 duli Polonorum Storchnest.

### 1654

23. Jan. Zacharias Scultetus, Lignic., P. eccl. in Heinersdorff in  
 Dioec. Parchwicensis.  
 11. July Christianus Henelius, Carnoviâ Sil., P. eccl. Jürtschensis  
 Dioec. Steinoviensis.

<sup>73)</sup> Mittel-Herzogswaldau, Kr. Freystadt. Ehrhardt III, 1, S. 489, liest statt Herzogs-  
 waldau Mittelwalde (Kreis Schwiebus). Miculci fehlt im Korresp.-Bl. XIV, 2, 1915.

<sup>74)</sup> Lanzneundorf, Kr. Löwenberg.

<sup>75)</sup> nicht Preisricht, wie in der Predigergeschichte von Haynau S. 8 steht.

<sup>76)</sup> Vgl. Ehrhardt, III, 1, S. 294.

21. Aug. Aaron Blivernic, Thoriniensis Boruþus, P. eccl. in oppido Skoko pagisque adjacentibus in Polonia.

**1655**

10. Sept. Andreas Leucardus, Lignic., P. eccl. Pantenavianae Dioec. Hainoviensis.

**1656**

2. Jan.<sup>77)</sup> Johannes Seidelius, Laubâ-Lusatus, Substitutus Eccles. in Wilhelmßdorff et Gröditz.

**1657**

15. Nov. Benjamin Gerlachius, Reisenâ-Polonus, P. eccl. Walstadianae.

10. Dec.<sup>78)</sup> Melchior Waytz, Jaura-Sil., Eccl. Rothkirchianae Pastor.

**1658**

22. Febr. David Cleselius, Hirschbergâ-Sil., P. eccl. Rörsdorffiensis prope Fraustadium in Polonia.

**1659**

25. April Johannes Abrahamus Müllerus, Cremnicio-Ungarus, Substitutes Ecclesiae in Groß Saul, Ducatus Wolaviensis.

14. Maji M. Christophorus Strobach, Vratisl. Sil., P. eccl. in Jürsch.

**1660**

15. April David Hartardus, Lubena-Siles., P. eccl. Rünnersdorffianae in dioec. Lubenensi.

2. Maji Adam Horningius, Sprottâ-Siles., P. eccl. Binowicensis.

3. Junii Valentinus Arnoldus, Lesnâ-Polonus, Ecclesiarum Posnaviensis et Grymaloviensis Pastor in Polonia.

2. Julii Gottfried Preibisius, Sprottâ-Siles., voc. ad substitutionem et administrationem Ecclesiae in pago Cuzendorf in Duc. Saganensi.<sup>79)</sup>

23. Sept. Gregorius Wernerus, Bregensis Sil., Diac. Eccl. Parchwicensis.

22. Dec. Abrahamus Cleselius, Hirschbergâ-Sil., P. eccl. Ullersdorfensis in Polonia prope Fraustadium.

<sup>77)</sup> nicht am 11. 6., wie Ehrhardt IV, S. 512, und Predigergesch. Goldberg S. 40 steht.

<sup>78)</sup> Ehrhardt IV, 324, schreibt 20. 12.

<sup>79)</sup> Kunzendorf, Kr. Sagan, Parochie Schweinitz, Kr. Grünberg. Bei der Versiegelung der Kirche, 15. 3. 1668, „waren etliche 100 Persohnen aus dem Glogauischen um die Kirche herum, die über diejenigen, so die Kirche versiegelt, sehr gefluchet und geschryen.“ Ehrhardt, diplomatische Beyträge zur alten schles. Geschichte u. Rechte 1773, S. 76 f.

### 1661

21. (27.?) Maji Georgius Engelmann, Goldbergensis Sil., Diaconus Ecclesiae Probisthayniensis.
22. Nov. Christophorus Wolfius, Schmidbergâ-Sil., P. eccl. Hennersdorfensis.<sup>80)</sup>
3. Dec. Godofredus Reinholdus, Schlavâ-Sil., Eccl. oppidi Skok in Polonia Pastor.

### 1662

14. Sept. Christophorus Gottlob Majus, Gorlicensis Lusatus, ad Pastorum Ecclesiae Leuttersdorffensem in Districtu Gorlicensi.<sup>81)</sup>

### 1663

11. Octob. Johannes Heinricus Crusius, Phil. Mag., Vratislav., ad Pastorum Eccl. Wandrizensis.<sup>82)</sup>
- eod. die David Schultzius, Lubenensis, ad Diaconatum Eccl. Parchwicensis.
- eod. die Georgius Hedischer, Goldbergensis, P. eccl. in pago Wangten.
- eod. die Johannes Christophorus Linck, ad ministerium Ecclesiae in pago Rüstern.
- eod. die Christianus Stosch, ad Pastorum Eccl. Rinersdorfensis. (Ord. a Dom. Henrico Schmettaw. Superint. Administ.)
16. Nov. Georgius Sperer, Scholae Goldb. patr. Moderator, ad Pastorum Ecclesiae Modelsdorfensis.
16. Nov. Gottfried Hoppe, ad gubernationem Eccl. Cunradsdorfensis.

### 1664

30. Maji Abrahamus Kittelius, Lubenensis, ad Diaconatum Eccl. patriae.
12. Sept. Casparus Horningius, Sprottâ-Sil., P. eccl. Pilgramsdorfensis.<sup>83)</sup>

### 1665

3. Febr. Tobias Pirner, Ludimoderator Parchwizensis, P. eccl. Nicolstadiensis.
7. Nov. Johannes Sigismundus Pirscherus, P. eccl. Groß Reichen et Mühlrädlic.

<sup>80)</sup> Heinersdorf.

<sup>81)</sup> siehe Grünberg, Sächsisches Pfarrerbuch, 1. Band, 1939, S. 380.

<sup>82)</sup> Groß-Wandriß.

<sup>83)</sup> Kreis Lüben.

### 1666

15. Sept. Johannes Fibingius, P. eccl. Heidensis in Senioratu Parchwicensi.  
 eod. die M. Christophorus Sommer, Vratisl., P. eccl. in Oyaß.  
 (ord. a Dom. Joh. Kutschreitero, Superint.)  
 8. Octob. Martinus Myle, Diac. ad Pribusiensis in Duc. Saganensi.  
 2. Nov. Martinus Schmolcke, Schmidebergensis, P. eccl. Brauchitschdorffensis.  
 eod. die Christophorus Lehmanus, P. eccl. Binowitz.  
 21 Dec. Melchior Höffchen, P. eccl. Oberanae in Ducatu Lignicensi.

### 1667

28. Jan. Jeremias Schultz, P. eccl. Radmeritz. in Lusatia Superioris.  
 (ord. a Dom. Laurent. Baudisio, aegrotante Dm. Superint.)  
 25. Oct. David Bänisius (Behnß), Zittä-Lusatus, P. eccl. in Heidensis in Senioratu Parchwicensi.  
 eod. die Salomon Henselius, Aurimontanus, ad Substitutionem Ecclesiae in Berndorf ejusdem Senioratus.  
 (ord. Dom. Sebast. Alischer, Superint.)  
 1. Dec. M. Theophilus Feigius, Lignicensis, P. eccl. Panthenaviensis dioeceseos Hainoviensis.  
 15. Dec. Georgius Scharffius, P. eccl. Jenckaviensis.<sup>84)</sup>

### 1668

27. Sept. Christianus Gottschling, P. eccl. Modelßdorff, Dioec. Aurimontanae.  
 eod. die M. Henricus Alischer, P. eccl. in Sambitz, Dioec. Hainov.<sup>85)</sup>

### 1669

11. Jan. Daniel Ebersbach, P. eccl. in Groß Reichen et Mühl Rädlic.  
 14. Febr. Conrad Melchovius, P. eccl. Keyerswaldaw.  
 18. Juli M. Daniel Thebesius, P. eccl. in Adelsdorff.  
 16. Aug. Fridericus Wolphius, Substitutus Eccl. in Rengersdorff.<sup>86)</sup>  
 10. Oct. Valentinus Kinlenius, P. eccl. in Großendorff.  
 30. Oct. Andreas Stierius, hactenus Ludimoderator Winzingensis, P. eccl. in Ransen, circuli Stinoviensis.  
 19. Dec. Gotfridus Stoschius, P. eccl. in Pantenau, Dioeceseos Hainoviensis.

### 1670

21. Jan. Esaias Goski, hactenus Ludi Literarii apud Wolavienses Rector, Minister Eccl. in Klein Außker. <sup>87)</sup>

<sup>84)</sup> Jenkau, Kirchenkreis Parchwitz.

<sup>85)</sup> Samitz.

<sup>86)</sup> Wolf; Rengersdorf am Queis.

<sup>87)</sup> Rademacher, Wohlau S. 27 hiernach zu verbessern.

21. Maji      Jacobus Fridericus Mantelius, Freibergâ-Siles., hactenus apud Lignicenses Praeceptor Catecheticus, P. eccl. in Koskau et Kampern.
3. Junii      Johannes Arnoldus, Schlavâ-Silesius, P. eccl. in Klein Gafron.
20. Jun.      Fridericus Kunthius, Javorâ-Siles., hactenus Conrector Scholarum conjunctarum in Lignitz; Diaconus Ecclesiarum Winzingensis et Piscorsinensis.
2. Octob.     M. Melchior Sprotta, Vratisl., P. eccl. Kuntzendorff in tractu Stinoviensi.
9. Octob.     Christoph-Fridericus Gigas, Mega-Glogoviensis, P. eccl. Mega Wandriß.
7. Nov.      M. Wenceslaus Khalus, Hirschbergensis Sil., Adjunctus Reverendi Dn. Parentis Dn. Wencenslai Khali, Diaconi Johannei.
21. Nov.      M. Andreas Baudisius, P. eccl. in Mertschüz et Skol.

#### 1671

24. Mart.     Gottfried Adolph Thommisius, P. eccl. in Ransen.
14. Maji      Johannes Kirstenius, in subsidium Parentis, viri Reverendi Dn. Christophori Kirstenii Pastoris, ad Ecclesiam quae Christo colligitur in Herzogswalda et Ditersbach.
30. Juli.     Samuel Sucker, P. eccl. in Tribusch.
3. Aug.      Caspar Moteschyzky, Bohemus, P. eccl. Boëmicae in Leißersdorff. <sup>88)</sup>
23. Oct.      Georgius Stoltzer, Pater Georg. Stoltzer, P. et Decan. Haynoviensis, P. eccl. in Gölschau, Dioec. Hayn.
- eod. die      Johannes Stoltzer, frater german., P. eccl. in Samitz, Dioec. Haynov.

#### 1672

14. Jan.      Gottfridus Kühnius, Lign. Sil., P. eccl. Lerchenbornensis Subst. cum spe successionis.
12. Febr.     Florianus Celichius, Lubenâ-Sil., P. eccl. Seifersdorff.
22. Mart.     M. Johannes Hojerus, Olsnâ-Sil., P. eccl. in Altwohlaw. <sup>89)</sup>
23. Mart.     Jeremias Emericus, Frideberga ad Quissum Silesius, P. eccl. in Schönbrunn et Rosen, Ducatus Bregensis. <sup>90)</sup>
28. April     M. Godofredus Gräber, Lesnâ-Polonus, P. eccl. in Röhrsdorff. <sup>91)</sup>
19. Maji      M. Christianus Aßmannus, P. eccl. Bärschdorffensis Dioec. Hainov.

<sup>88)</sup> Das Bethaus der nach dem westfälischen Frieden in Nieder-Adelsdorf eingewanderten Böhmen stand in Leisersdorf. Motaschitzky 1675 nach Zittau, dort † 22. 4. 1689.

<sup>89)</sup> Rademacher, Wohlau S. 4, entsprechend zu verbessern.

<sup>90)</sup> nicht 1671, wie Schultze, Strehlen S. 28 schreibt.

<sup>91)</sup> bei Fraustadt.

11. Aug. Johannes Gottfried Mörlinus, P. eccl. in Royn et Blumeroda.  
 27. Octob. Georgius Gerlachius, Substitutus eccl. Langenwaldensis in Dioec. Waldaviensi.  
 eod. die Daniel Lange, Bregâ-Sil., P. eccl. Neudorff ejusdem Dioec. <sup>92)</sup>

#### 1673

7. Febr. Gottfridus Bleuelius, P. eccl. in Ulbersdorff in Polonia.  
 10. Febr. Georgius Höpperus, Smidebergensis, P. eccl. Braunoviensis, Dioeces. Lubenensis.  
 6. Julii Christophorus Schröerus, P. eccl. in Ulbersdorff, Dioec. Goldbergensis.  
 eod. die Siegismundus Heinrici, Sagan.-Sil., Substitutus in Kalt-Waßer Dioceseos Waldaviensis.  
 16. Oct. Gottfridus Schärtingerus, ad Hypodiakonian in Wiese in Lusat. <sup>93)</sup>  
 22. (?) Nov. Valentinus Magirus, P. eccl. Deichslaviensis Dioeceseos Rautenatensium.  
 23. Nov. M. Gottfried Koch, Lignic., P. eccl. Kvitzensis, Dioec. Parchwic.  
 8. Dec. Henricus Pfeffer, Diaconus eccl. Ravicensis in Polonia.

#### 1674

9. Aug. Vacante Superintendentis munere <sup>94)</sup> ord. ab Laurent. Baudisio, P. P.:  
 Caspar Gottschling, P. eccl. in Lobendau.  
 eod. die Johannes Guttbier, Adjunctus in Kroitsch.  
 15. Oct. Henricus Lange, Mega-Glogov. Sil., P. eccl. in Klein Kozenau. (ordin. peregit Dn. Johannes Molterus <sup>95)</sup>  
 8. Dec. Christianus Nezeband, Adjunctus Eccl. Hochkirchensis.

#### 1676

7. Febr. Christianus Kartnerus, Bohemus, P. eccl. Schwartzoviensis Districtus Lübenens.  
 eod. die Andreas Schüller, Steinâ-Sil., Adjunctus eccl. in Lerchenborn.  
 2. Jun. Balthasar Lange, Haynoviensis, P. eccl. in Steudnitz.  
 30. Jun. Christianus Profius, Luben., hactenus Collega Scholae Lubenensis, P. eccl. Palaeopolitanâ Lubenensium. <sup>96)</sup>

<sup>92)</sup> Neudorf bei Liegnitz.

<sup>93)</sup> Ober-Wiesa, s. Predigergeschichte von Löwenberg S. 84.

<sup>94)</sup> Der Superintendent M. Sebastian Alischer war am 4. 3. 1674 gestorben. Vgl. Ehrhardt, Liegnitz, S. 141. Laurentius Baudisio wurde von der kaiserlichen Regierung als Superintendent nicht bestätigt und führte als Senior Primarius des Fürstentums Liegnitz die Amtsgeschäfte, ebenda S. 181.

<sup>95)</sup> Pastor an St. Johannes.

<sup>96)</sup> Altstadt bei Lüben.

13. Aug. Martinus Hoffmann, Rautenâ-Sil., Adjunctus eccl. in Alt-Raudten.

1677

19. Jan. Godofredus Geislerus, Lign., Adjunctus et Collaborator Diaconatus Ecclesiae Johann. Lign.

1678

10. Maji Melchior Gottfried Weißig, Lubenens. Sil., P. eccl. in Groß Kirchen.

22. Junij Georgius Sutorius, Semproniensis, <sup>97)</sup> Pro Pastor in Altzenau, Circuli Goldbergensis.

15. Julii Fridericus Schröer, Hirschbergensis Sil., Adjunctus eccl. Harperdorffensis.

16. Sept. Johannes Emnerus, Fraustadiensis, P. eccl. Novae Jurisdictionis Fraustadiensis. <sup>98)</sup>

18. Oct. Sigismundus Ebersbach, Hirschberg. Sil., P. eccl. Groß Reichen et Mühl-Rädlitz.

22. Nov. eod. die M. Ulrich Kutschreuterus, Diaconus Marianus Lign. Joachim Ernestus Mergo, Goldbergensis, P. eccl. in Gölt-schaw, districtus Hainoviensis.

1679

18. April Georgius Beckerus, Lignicensis, Pro Pastor Eccl. in Lerchenborn.

18. July M. Johannes Christopherus Fischer, Adjunctus Parentis M. Samuelis Fischeri, Pastoris in Wohlstadt. <sup>99)</sup>

26. July M. Christophorus Breslerus, Pro-Pastor Eccl. in Straupitz.

eod. die Balthasar Reimann, Lignicensis, Adjunctus Pastoratus Eccl. in Probsthain.

1680

26. Jan. Johannes Keseler, Syrowic. (?) <sup>100)</sup> Lusatus sup., P. eccl. in Steinsdorff.

12. Mart. Johannes Baumannus, Freystadiensis Sil., Adjunctus Parentis Dn. Casparis Baumann in Groß Tintz.

1. Nov. M. Caspar Funcke, Lubenâ-Sil., P. Adjunctus in Altstadt, antehac Scholae Lubenensis Conrector.

1682

8. Dec. M. Gottfried Müller, Lign., P. eccl. in Tentschel.

15. Dec. Gottlib Scholtz, Goldbergensis Sil., P. in Adelsdorff.

<sup>97)</sup> nach Ehrhardt, IV, S. 514, aus Preßburg.

<sup>98)</sup> Neustädtische Kirche in Fraustadt.

<sup>99)</sup> Wahlstatt bei Liegnitz.

<sup>100)</sup> nach Ehrhardt, IV, 1790, S. 560, aus Krieben.

**1683**

21. Maji M. Samuel Fischer, Schmidebergensis, P. in Heinersdorff.

**1684**

28. Mart. Fridericus Pohlius, Goldbergensis, Pastor Substitutus in Klein-Neudorf.<sup>1)</sup>

7. April M. Adam Ludovicus Thebesius, Lignic., P. eccl. in Mlitsch Ducatu Wolaviensi.

3. Maji Joachimus Sanftlebius, Hirschberg.-Sil., Subst. Pastor Eccl. Pilgramsdorffensis.

**1685**

27. Mart. M. Johannes Gottlib Waltherus, Lign., P. eccl., Lerchenbornensis Subst.

22. Maji Jeremias Scholtz, Lignic., P. eccl. in Neudorf.<sup>2)</sup>

27. Sept. Caspar Waltherus, Lign., P. in Mlitsch in Duc. Wolaviensi.

2. Oct. Christianus Weber, Ileburgensis Misn., Collaborator Eccl. Haugsdorffensis in Lusatia.

**1686**

1. Mart. Melchior Tschentscher, Hainov. Sil., Diac. eccl. Kreibo-Lohmensis.<sup>3)</sup>

5. Julii Johannes Hentschel, Steinâ-Sil., P. eccl. Adelsdorffiensis.

16. Aug. M. Godofredus Richter, Lignic., Sil., P. eccl. Gölschaviensis.

**1688**

14. Maji Johannes Caspar Crantz, Boleslav., Pastor subst. eccl. Berschdorffens.<sup>4)</sup>

23. Julii Petrus Thebesius, Lignic., Pastor eccl. Oberaviensis.

**1689**

19. April Laurentius Baudisius, Lignic., P. eccl. in Bielwiese, Ducatus Wolaviensis.

23. Aug. Georgius Briese, Neukirchensis Sil., Substitutus Pastoratus Ecclesiae Probsthainensis.

**1690**

29. Dec. Michael Wiedemann, Laubâ-Lusat., P. eccl. in Ossigiensis.<sup>5)</sup>

**1691**

3. Januar Melchior Frank, Sagan., Sil., P. eccl. Langenwaldaviensis.

<sup>1)</sup> Neudorf am Gröditzberge, Substitut des Vaters.

<sup>2)</sup> Neudorf bei Liegnitz.

<sup>3)</sup> Kreibau und Altenlohm

<sup>4)</sup> Bärsdorf - Trach

<sup>5)</sup> Ossig, Kr. Lüben

- eod. die Godofredus Exnerus, Lign. Sil., P. in Mlitsch, Duc. Wolaw.  
 9. Febr. Godofredus Marche, Budissa-Lusat., P. subst. eccl. Roth-  
 kirchensis in Duc. Lign.  
 27. April Sigismundus Schroeer, Subst. Eccl. Harpersdorffensis.

**1692**

18. April Christianus Dahmes, Frisaccensis Marchicus, hactenus  
 Scholae Ratenaviensis in Marchiâ Con-Rector, P. eccl. in  
 Seifersdorf.

**1693**

10. Julij Christianus Selbtherr, Lign., Diaconus Kreibo-Lohmensis.

**1694**

12. Febr. Johannes Preuße, Goldbergensis-Sil., Collaborator et vo-  
 catus Adjunctus Ecclesiae Harpersdorffensis.  
 9. Mart. Johannes Henselius, Ligio-Silesius, P. eccl. Bielwiesensis  
 in Ducatu Wolaviensi.  
 30. April Christianus Gottlieb Ungarus, Slava-Sil., P. eccl. in Rin-  
 nersdorf in districtu Lubenensi.  
 20. July Christianus Teschnerus, Fraustadio-Polonus, Con- Pastor  
 in Hoch Kirch in Duc. Lign.

**1695**

8. Mart. Johannes Friedrich Lemberg, Lübenâ-Sil., P. eccl. Ober-  
 anae.<sup>6)</sup>  
 25. Mart. David Benjamin Gerber, Lauba-Lusat., Collaborator et  
 vocatus Adjunctus Ecclesiae Harpersdorffensis.

**1696**

10. Jul. Salomon Henselius, Ligio-Sil., P. eccl. in Holtzkirch in  
 Lusatia.  
 14. Aug. Gotthardus Eccard, Gorlic., vocatus Substitutus ad Eccle-  
 siam Dittersbachensem et Herzogwaldianam.

**1697**

29. Nov. Johannes Niesnerus, Zittaviâ-Lusat., voc. Subst. ad Eccl.  
 Urschkaviensem in Ducatu Wolaviensi.

**1698**

25. Nov. Johannes Laurentius Baudisius, Ligimitio-Sil., P. eccl.  
 Lerchenbornensis.

**1699**

20. Jan. Franciscus Teschnerus, Fraustadio-Polonus, P. eccl. in  
 Ober Pritschen prope Fraustadium.

<sup>6)</sup> Oberau

### 1700

3. Mart. Godofredus Gerlachius, Ruthena-Silesius, P. adj. Eccl. Raussensis et Wilschkaviensis.
22. Junij M. Andreas Baudisius, Lignic., parens M. Andr. Baudis., Archi-Diac. Petro-Paulinus, P. eccl. Herrn-Motschelnicensis.<sup>7)</sup>
8. Oct. M. Godofredus Balthasar Scharffius, Lignitio-Sil., P. eccl. Gölschaviensis.

### 1701

- Sine die Johannes Fridericus Schreiberus, Luben., Subst. eccl. Gugelwic.

### 1702

18. Jan. Henricus Ulberus, Lign. Sil., Subst. eccl. Petschckendorff.

### 1703

9. Nov. M. Johannes Henricus Sommer, Lign. Sil., P. eccl. Bielwiesensis in Duc. Wolaviensi.

### 1704

- Apr. (sine die) Samuel Becker, Winziâ-Sil., P. eccl. in pago Duc. Wolav. Hünern.

### 1705

20. Febr. Casparus Linck, Lign. Sil., P. eccl. Rischternensis in Duc. Lign.<sup>8)</sup>
24. Mart. Johannes Sturmius, Naumburgensis Sil., P. eccl. Adelsdorffensis in Duc. Lignic.
27. Mart. Melchior Daniel Lange, Lignic. Sil., P. subst. Eccl. Ransnensis in Duc. Wolav.<sup>9)</sup>

### 1706

27. Aug. Godofredus Sacharias Wihl, Goldbergens. Sil., P. subst. Eccles. Großendorffensis in Duc. Wolav.

### 1707

7. Nov. Benjamin Francke, Lignic. Sil., P. eccl. Schwarzaviensis in Duc. Lign.
6. Dec. David Fleischer, Kirchbergâ-Misnicus, P. eccl. Arnsdorffiensis.<sup>10)</sup>
- eod. die Christophorus Raschke, Lignic., P. eccl. Steudnicensis.

<sup>7)</sup> Danach ist das Ordinationsdatum bei Rademacher, Wohlau, S. 11 zu berichtigen.

<sup>8)</sup> Rüstern.

<sup>9)</sup> Ransen, Kr. Steinau.

<sup>10)</sup> Ehrhardt, II, 280 und Schultze, Strehlen S. 62: Daniel Fleischer.

10. Jan. Georgius Legner, Goldbergâ-Sil., hactenus in urbe patria scholae Collega, P. eccl. Modelsdorffiensis.
15. Febr. Martinus Böhmer, Schmideberg. Siles., P. ecclesiarum in pagis Wilhelmsdorff et Graediz.  
eod. die Josias Gottfried Neander, Gorlic. Lusat., P. in Oberau.  
eod. die Christian Neander, Gorlic. Lusat., P. sbst. in Petschken-  
dorff.
7. Martii M. Georgius Hahn, Suidnic. Sil., P. eccl. in Groß Tinz.  
eod. die Godofredus Gebauer, Rutenâ-Sil., P. in Wangten.
8. Mart. Johannes Ulricus Schencke, Schneebergensis Misn., Pastor  
zu Großläßwitz.  
eod. die Johann Christoph Buchold, Lauba-Lusat., Pastor Gugel-  
wic.  
sine die<sup>11)</sup> M. Godofredus Hahn, Suidnic., Eccl. patr. Diaconus.
8. Mart. Samuel Specht, Steinov. Sil., Pastor zu Langenwalda.  
eod. die Christophorus Adolphus, Lauba-Lusat., P. Heydensis.<sup>12)</sup>  
eod. die Fridericus Schroeerus, Goldbergâ-Sil., Pastor zu Röchlitz.  
eod. die Sigismundus Henricus Selbstherr, Lign. Sil., Pastor Ros-  
senbacensis in Ducatu Munsterbergensi.  
eod. die Godofredus Schultzius, Lubena-Sil., P. Berndorffensis.  
eod. die Georgius Fridericus Hertwigius, Ligio-Sil., P. zu Roth-  
kirch.  
eod. die Gottfried Wachtel, Vratisl., P. Lerchenbornensis.  
eod. die Zacharias Henning, Lignic., P. Blumenrodensis.  
eod. die M. Wolff Caspar Gerhard, Raussa-Sil., P. Roinensis.
1. May Caspar Sigmund Reimann, Probsthainensis, Diaconus  
Goldbergensis.
23. May Samuel Pirscher, Jaurav. Sil., Diaconus Jauraviensis.  
eod. die Samuel Zachler, Rutenâ-Sil., P. eccl. Groß Rinnens-  
dorffensis.
27. July Godofredus Neumann, Bernstadt. Lusat., P. eccl. Herms-  
dorffiensis.  
eod. die M. Leonhardus Gebauer, Steinâ-Sil., Eccl. in Kaltwaßer  
Pastor.
7. Nov. M. Joannes Jacobus Liebenwald, Landshut. Sil., P. eccl. in  
Neudorff in Dioec. Goldbergensi.  
eod. die M. Johannes Gottofredus Höfferus, Bernsbach. Misn., Pa-  
stor Koziensis.<sup>13)</sup>
23. Nov. Christianus Ignatius Thymius, Goldb., Diaconus in Parch-  
wiz.

<sup>11)</sup> Wahrscheinlich der 8. März.

<sup>12)</sup> Heidau bei Parchwitz.

<sup>13)</sup> Koitz bei Parchwitz.

1709

19. April Martinus Hoffmannus, Goldbergâ-Sil., P. eccl. in Panthenau.  
sine die M. Christianus Benedictus Lucius, Christianstadio-Lusatus, voc. Sub-Diac. Eccl. Freystadiensis.
12. Juni Daniel Müssigbrod, Goldberga-Sil., Adjunctus Straupitzensis.  
eod. die Zacharias Lange, Friedeberga-Sil., Diac. Kreib. et Althohm.
23. Jul. M. Petrus Frobenius, Prettinâ-Saxo., P. eccl. in Heydau.  
eod. die Johannes Gottlieb Lehmannus, Binovitzensis Sil., P. eccl. Neodorfensis. <sup>14)</sup>  
sine die<sup>15)</sup> M. Johannes Georgius Bauer, Mulbergâ-Mismicus, P. eccl. Koizensis.

<sup>16)</sup>

1710

21. Febr.<sup>17)</sup> Godofredus Kühnius, Rutenâ-Sil., Diaconus in Hargersdorff.
27. Febr. M. Samuel Seeliger, Vrat., Pastor Primarius Ecclesiae Milicensis et Scholae Inspector.
7. Mart. Michael Nyzar, Bicinensis <sup>18)</sup>, Past. Polon. Eccl. Milicensis.  
eod. die Christianus Fridericus Titius, Olsna-Sil., Ecclesiast. et Rector Milicens.
16. Oct. Henricus Rudelius, Ligio-Sil., Pastor in Kayserswalde.
12. Dec. M. Johannes Henricus Haenisch, Rabish. Sil., P. eccl. Panthenaviensis.  
eod. die (?) Salomo Sperer, P. eccl. Braunaviensis.

1711

25. Junii Samuel Albrecht, Vrat. Sil., P. eccl. Gränowicensis.
15. Dec. Johannes Christophorus Beckerus, Großreichensis, Antecessoris beate defuncti Filius, P. Großreich. et Mühlrädlicensis in Circulo Waldensi.

1712

6. Aprilis Gottlieb Meyer, Haynov. Sil., Pastor in Kalt Wasser.

1713

20. Jan. Georgius Fridericus Schneiderus, Lygio-Sil., P. eccl. Alzenaviensis in Circulo Goldbergensi.

<sup>14)</sup> Neudorf bei Liegnitz.

<sup>15)</sup> Ehrhardt, IV, 628, gibt den 26. Nov. 1709 an.

<sup>16)</sup> An dieser Stelle ist eingetragen: „1708, 9. Jul., M. Christianus Flemig, Gubena-Lus., Diac. Eccl. Probsthaynensis.“ Nach Korrespondenzblatt XIV, 2, 1915 S. 369 Nr. 60, ist Flemig an diesem Tage in Leipzig ordiniert!

<sup>17)</sup> Ehrhardt, IV, 501: 23. 7. 1709.

<sup>18)</sup> aus Pitschen.

24. Febr. M. Johannes Baumart, Vratisl., Pastor Eccl. quae vocatur Baudisium Magnum in Circulo Oyhssensi. <sup>19)</sup>
- 16.(?)Mart.<sup>20)</sup> David Samuel Schelgwig, Lign., P. Röchlicensis.
16. Maji Christianus Andreas Voigt, Lignic., P. Brauchitschdorffensis.
8. Sept. Georgius Stühner, Lign., P. Nicolstadiensis.
17. Nov. David Schlencker, Berschdorffensis in Duc. Lign., P. eccl. Neudorf. <sup>21)</sup>
28. Nov. M. Godofredus Mentzius, Blumendorffio-Sil., (Duc. Schwidnic.), P. eccl. Groß Wandrissensis.

#### 1714

23. Mart. Ernestus Fridericus Fischerus, Mega-Tschirna Sil., P. Groß-Rinersdorffiensis.
10. Juli Sigismundus Baumartus, Vrat., P. eccl. Gränovicensis.
14. Oct. M. Joannes Sigismundus Ebersbach, Dni. Sigismundi Ebersbachii Senioris Schwidnicensis Filius, P. eccl. Hermsdorf. prope Goldbergam.
7. Dec. M. Theodosius Gottfried Fuchsius, Schwidnic. Sil., M. Godofredi Fuchsii, Primarii et Inspectoris ibid. filius, Diaconus apud Eccl. Schwidn.
- eod. die Johannes Christophorus Heinscke, Pastor Sebnicensis (prioris Pastoris filius).

#### 1715

26. Febr. Samuel Thymner, Vrat., Pastor Polonicus Milicensis ad Templum S. Crucis.
28. Jun. Johann Adam Hensel, Röchlizensis Sil., Pastoris et Senioris Henselii filius, Pastor Ecclesiae Neo-pagensis prope Montem Gradiscum. <sup>22)</sup>
10. Sept. Adam Daniel Thebesius, Lignic., P. Rochlizensis.

#### 1716

10. Jan. Samuel Fimmler, Schmidebergâ-Siles., P. ecclesiarum Mega-Reichensis et Mühl-Rädlicensis
15. Dec. M. Gottlieb Sutorius, Alzenav., P. Kleinkozenaviensis.

#### 1717

29. April Johannes Christianus Kesler, Haynoviensis, Pastor Steinsdorffiens.

<sup>19)</sup> Groß Baudiß, bei Oyas.

<sup>20)</sup> Ehrhardt, IV, 526, gibt den 13. März an.

<sup>21)</sup> Neudorf bei Liegnitz.

<sup>22)</sup> Neudorf am Gröditzberge.

**1719**

17. Oct. M. Gottfridus Ludovicus, Landeshuthensis Sil., Pastor  
Modelsdorffensis in Circulo Goldbergensi.  
eod. die Fridericus Theophilus Jungfer, Lignic., P. Binovizensis  
in Circulo Waldaviensi.  
8. Dec. M. Christianus Marbachius, Schwidnicensis, Pastor Mert-  
schüzensis.

**1720**

13. Sept. Melchior Gottlieb Minor, Nimicensis Sil., Pastor Töppli-  
wodensis in Ducatu Monsterbergensi.  
5. Dec. M. Johannes Theophilus Bauerus, Concionator Vesperti-  
nus et Rector apud Milicenses.  
eod. die Johannes Davides Scheiderus, P. Lobendaviensis.

**1721**

21. Febr. Christian Gottlob Pietsch, Lignic., P. Gölschav. in Circ.  
Hainov.  
20. Juni Samuel Neumann, Wratisl., P. Jenckaviensis in Circ.  
Mertschüzensi.  
12. Aug. M. Christian Gottfried Walther, Diaconus Jauroviensis.

**1722**

13. Febr. Johannes Christoph Opitz, Saltzbrunnensis prope Für-  
stenstein in Duc. Schwidnic., Diaconus Parchwicensis.  
3. Nov. M. Samuel Ruffer, Schmiedebergensis, P. Groß-Tinzensis  
et Kunzendorffensis.  
10. Dec. Johannes Melchior Weissig, filius Pastoris in pago Groß  
Krichen emeriti, P. Großkrichensis.

**1723**

14. Jan. Gottfried Kleiner, von Rudelsdorff in Ducatu Schwidni-  
censi. <sup>23)</sup>  
31. Aug. Daniel Ebersbach, Lignic., P. Neudorffensis prope Lign.  
eod. die Christian Adem Feige, Levrinus, P. in Kaltwasser in  
Circulo Waldaviensi.

**1724**

10. Aug. Johannes Ferdinandus Trost, Wratisl., P. eccl. Brauchits-  
dorffiensis.  
19. Sept. M. Ernestus Siegismundus Orth, Eccl. ad S. Trin. Schwid-  
nic. Diaconus.  
24. Nov. Gottlieb Conrad, Freistadio-Siles., P. eccl. Hummel.  
19. Dec. Christianus Kallert, Sprottav., P. eccl. Modelsdorffiensis  
in Circulo Goldbergensi.

<sup>23)</sup> seit 1754 Rudelstadt.

**1725**

- 10 April Sigismund Gottlieb Schroeter, Eccl. Jauroviensis ad Spirit. S. Diac.  
 26. Junii Samuel Etschert, P. eccl. Berndorffiensis.  
 28. Nov. Samuel Siebenaicher, Wratisl., P. eccl. Ossingensis. <sup>24)</sup>

**1726**

29. Martii Johannes Christophorus Wolfius, P. Neudorffensis prope Liegnitz in Circulo Waldaviensi.  
 12. Aprilis Johannes Casparus Ludovicus, Javoranus, P. in Petschendorff.  
 5. Junii M. Jeremias Kätzler, P. eccl. Hirschbergensis. <sup>25)</sup>

**1727**

13. Maji Johannes Georgius Laebin, P. Longowaldaviensis in Circulo Waldav.  
 13. Aug. Johannes Fridericus Lipsius, P. eccl. Goelschaviensis.

**1728**

27. Aug. Gottfried Krügelius, P. eccl. Olbersdorffensis in Duc. Munsterberg.

**1729**

8. Febr. Johannes Joachim Wullius, Bethaniensis<sup>26)</sup>, P. eccl. Wallstadiensis.  
 9. Mart. M. Carolus Gviliemus Spangenbergius, Wratislav., P. eccl. Mega-Laeswicensis in Circulo Parchwicensi.  
 13. Maji Adamus Theophilus Deutschmannus, Diac. in Luben et Pastor in Altstadt.  
 1. Juny Benjaminus Theophilus Bertermannus, Lign., P. eccl. Baerschorffensis in Circulo Hainoviensi.  
 31. Aug. Johannes Godofredus Deutschmannus, Glogoviens., P. Ecclesiarum Wilhelmsdorffensis et Graetzbergensis.  
 6. Dec. Johannes Friedericus Roerichtus, P. Koizensis in Dioec. Parchwic.

**1730**

1. Sept. Johannes Gottfried Neunhertz, Diac. Eccl. A.C. Hirschbergensis.

**1731**

10. Jan. Gottlieb Becker, Grosreichensis, P. eccl. in pago Rüstern in Circulo Waldaviensi.

<sup>24)</sup> Ossig, Kr. Lüben.

<sup>25)</sup> zum 4. Diakonus berufen, Ehrhardt, Jauer, S. 196.

<sup>26)</sup> aus Beuthen.

14. Martij Samuel Blümchen, Wratisl., P. eccl. Berndorffensis in Circ. Parchwic.
19. July Johannes Abraham Yorcke, Sub-Diaconus Freystadiensis.
29. Aug. M. Godofredus Kirchnerus, Diaconus Parchwicensis.  
eod. die Fridericus Theophilus Breslerus, Pastor Heidensis.
10. Oct. Wolfgangus Henselius, hactenus Scholae Steinoviensis Adjunctus, nunc vocatus Pastor in Hummel.
14. Nov. M. Joannes Sigismundus Eckhardus, Schwidnicensis, P. eccl. Langenwaldensis.
12. Dec. Johannes Christianus Letschius, Vratislaw., P. eccl. Rochlicensis.

### 1732

11. Aprilis Leonhardus Ferdinandus Ebertus, Vratislaw., P. eccl. Bienovizensis.
3. Julii Johannes Godofredus Birnerus, Bregensis, P. Blumerodensis.
24. Julii M. Christian Gottlieb Zobel, Goldbergensis, Diaconus quartus Eccl. Glogoviensis ante portam.
20. Aug. Johannes Godofredus Donner, Lubenensis, P. in Brauchitschdorff.  
eod. die M. Jonathan Krause, Hirschberga-Sil., Diac. Eccl. Probsthaynensis.
5. Dec. Caspar Heyn, Glogov., P. eccl. Schlichtingshemiensis in Polonia.

### 1733

2. Junij Carl Friedrich Steinberg, Goldbergensis, P. eccl. Heinersdorffiensis.
21. August. Christophorus Theophilus Heumann, P. eccl. Conradsdorffiensis in Circulo Hainoviensi
8. Decemb. Jeremias Rilckius, Deutmansdorf., P. eccl. Modelsdorffiensis.

### 1734

10. Marty Christian Godofredus Pusch, Lignic., P. voc. in pago Kaltwasser.
14. Aprilis Daniel Friebe, Wratisl., P. eccl. Graenovicensis.
23. Sept. Johannes Fridericus Neumannus, Lubena-Sil., Diaconus Eccl. Evangelico-Lutheranae apud Glogovienses.

### 1735

14. April Georgius Christianus Müller, P. eccl. Tentscheliensis et Rosenicensis.
13. Maji Christianus Rükkerus, P. eccl. Lobendaviensis.

17. Junij Ferdinandus Leopoldus Jungius, Sprottav., P. eccl. in Giersdorff in Ducatu (!) Franckensteinensi. <sup>27)</sup>  
 25. Aug. Benjamin Jungling, P. eccl. Braunoviensis.  
 27. Sept. M. Johann David Matthaeus, P. eccl. Hermsdorffiensis.  
 6. Oct. M. Johannes Opitz, Diaconus Eccl. Goldbergensis.  
 10. Nov. Gottfried Gebhard, P. eccl. Pillgramsdorffensis in Circ. Goldberg.

### 1736

10. Febr. Daniel Gottlieb Richter, Archi Diaconus Eccl. Lubensis.  
 21. Febr. Adam Gottfried Thebesius, Diac. Eccl. Kreybaviensis et Altenlohmenensis.  
 27. April. Godofredus Klichius, P. eccl. Walstadiensis.  
 20. Julii Wolffius Abrahamus Gerhardus, P. eccl. Lerchenbornensis.  
 7. Nov. Johannes Christophorus Waschipky, Jauran., P. eccl. Blumerodensis.  
 eod. die Christophorus Mohaupt, P. eccl. Berndorffensis.  
 10. Dec. Melchior Matthias Teschner, Pastor Pritschnensis in Polonia prope Fraustadium. <sup>28)</sup>

### 1737

1. Martii Abraham Gottlob Rosenberg, P. eccl. Oberanae.  
 28. Mart. Johannes Benjamin Winckler, Diac. Eccl. Lesnensis in Polonia. <sup>29)</sup>  
 22. Maji M. Ludovicus Balthasar Lucius, P. Klein Kutzionensis. <sup>30)</sup>  
 20. Junij M. Joannes Sigismundus Hoffmannus, Diac. eccl. Goldbergensis.  
 eod. die M. Johannes Abrahamus Michaelis, P. Hohkirchensis. <sup>31)</sup>  
 15. Oct. M. Benjamin Gottlob Schmolck, Eccl. Swidnicensis ad S.S. Trin. Diaconus.

### 1738

- sine die Johannes Christophorus Mauritius, Diac. eccl. Haynoviensis.  
 18. April Joannes Friedericus Füllborn, P. eccl. Hummeliensis.  
 eod. die M. Georgius Caspar Pitsch, P. eccl. A.C. addictae apud Saganen.  
 eod. die Johannes Daniel Klingstein, Vratisl. Sil., Diaconus Goldberg.  
 eod. die Gottlieb Schwartz, P. eccl. Oberaviensis.  
 18. Julii Christian Samuel Ulber, P. eccl. Heinersdorffensis.

<sup>27)</sup> Giersdorf, Kirchenkreis Glatz.

<sup>28)</sup> Ober Pritschen.

<sup>29)</sup> Lissa.

<sup>30)</sup> Kotzenau.

<sup>31)</sup> Hochkirch bei Liegnitz.

22. Aug. Joannes Fridericus Blickel, P. eccl. Brauchitschdorffensis.  
 eod. die Joannes Christophorus Scholtz, P. eccl. Steidnitzensis.

1739

26. Febr. Christianus Emanuel Ulber, P. eccl. Lerchenbrunensis.  
 17. Martii Ernestus Gottlieb Marbachius, P. eccl. Koschwic. et Greinberg. <sup>32)</sup>  
 17. July Tobias Ehrenfried Gebauerus, Diac. Eccl. Probisthaynensis.  
 17. Sept. Johannes Godofredus Gugisch, P. eccl. Koitzensis.

1740

28. Jan. Johannes Christianus Koernichius, P. eccl. Graenowizensis.  
 24. Maji Johannes Sigismundus Kühn, P. eccl. Lobendaviensis.  
 eod. die Johannes Godofredus Raschke, P. eccl. Schönbornensis.  
 4. Julij Abrahamus Doeringus, P. eccl. Steinsdorffiensis.

1741

7. Febr. Melchior Renner, P. eccl. Heinersdorffensis.  
 24. Oct. Christophorus Christianus Sommer, Landeshutta-Sil., P. eccl. Straupicensis.

1742

24. Jan. Jonathan Theophilus Schwerdtnerus, Hirschbergens. Sil., P. eccl. Voigtsdorffensis in Ducatu Jauroviensi. <sup>33)</sup>  
 26. Jan. M. Godofredus Frisius, Berndorffii Sil. prope Schmiedeburg. natus, P. Gierensis. <sup>34)</sup>

*Johannes Grünewald.*

<sup>32)</sup> Koischwitz und Greibnig.

<sup>33)</sup> Kreis Hirschberg.

<sup>34)</sup> Kreis Löwenberg.

## Kleine Beiträge zur schlesischen Predigergeschichte

Die bisher erschienenen Predigergeschichten<sup>1)</sup> können alle nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und Fehlerlosigkeit erheben. Einzeluntersuchungen fördern immer wieder neue interessante Ergänzungen zutage. Das im Folgenden Mitgeteilte will einen Einblick geben in die mit der Vorbereitung der gesamtschlesischen Presbyterologie verbundenen Kleinarbeit.

Die Kirchengemeinde Goldberg besitzt außer den mit 1613 beginnenden Kirchenbüchern (Taufregister) gewissenhaft geführte *Kalender*, die wahrscheinlich als Abkündigungsbücher auf der Kanzel gebraucht wurden, wie die neben den eingetragenen Amtshandlungen verzeichneten Fürbitten für allerlei Personen in mancherlei Nöten vermuten lassen. Die Kalenderjahrgänge sind von 1638 an erhalten und reichen, allerdings mit Unterbrechungen und Lücken, bis 1892. Die alten Bände bis 1800 wurden an das Centralarchiv abgegeben, ebenso die Kirchenbücher. Die Kalender sind auffallenderweise genauer geführt als die Kirchenbücher, die namentlich im 30jährigen Kriege größere Lücken aufweisen; das Begräbnisbuch beginnt überhaupt erst 1675, so daß unsern Kalendern, als einer für 3½ Jahrzehnte vielfach einzigen Quelle unseres Wissens, immerhin einige Bedeutung zukommt.

Am 31. Juli 1640 ist Funus gewesen mit einer Leich Predigt für Herrn *Jacob Berttoldt*, Brockendorfer Pfarr. Am 20. 7. hatte er zum letztenmal das heilige Abendmahl empfangen. Sein Söhnlein Christian wurde am 8. Aug. desselben Jahres in Goldberg begraben. Damit ist das von Ehrhardt<sup>2)</sup> angegebene Todesjahr 1653 berichtigt.

Am 1. Mai 1640 wird in Goldberg getauft Maria, David Stritius', des Kirchschreibers in Neukirch, Tochter. Die Paten sind: Hanß Pohl, Obermüller zur Newkirch, Frau Margaretha, Herrn M. *Martin Fehners*, Pfarrer zur Newkirch Ehefrau, Frau Maria, Herrn Martin Reichsteins, Diaconi zur Newkirch Ehefrau.

Dieser Reichstein ist derselbe, der bis c. 1650 Pastor in Märzdorf bei Haynau war.<sup>3)</sup> Seine Witwe Maria geb. Scholtzin wird bei Ehrhardt III, 2, 368 genannt. Daß er Diakonus in Neukirch gewesen, war

<sup>1)</sup> Herausgegeben vom schlesischen Pfarrerverein 1928 — 1940. Bisher sind 26 Kirchenkreise bearbeitet und als Sondernummer der „Mitteilungen“ veröffentlicht. Dazu kommt als 27. Heft die vom Kreissynodalvorstand herausgegebene Prediger- und Kirchengeschichte des Kirchenkreises Rothenburg I 1933.

<sup>2)</sup> Presbyterologie III, 2, 1784 S. 521 und danach Predigergesch. Haynau S. 32.

<sup>3)</sup> Predigergesch. von Goldberg S. 25.

bisher unbekannt.<sup>4)</sup> Noch 1643 läßt er sich dort nachweisen, wie die Patenschaft seiner Frau im Goldberger Taufbuch bezeugt.

Dem Melchior Brise von Neukirch werden 2 Kinder in Goldberg getauft: am 28. 5. 1640 filia Barbara, am 21. 4. 1642 filia Elisabeth. Der 1652 in Neukirch geborene *Sohn George*, 1690—1707 Oberpfarrer in Probsthain, ist nicht in Goldberg getauft.

Am 13. Juni 1651 wird mit einer Leichpredigt begraben Herr *Caspar Walter*, Pfarr von Seiche. Ehrhardt<sup>5)</sup> und Rademacher<sup>6)</sup>, die als Todesdatum „um Himmelfahrt“ angeben, sind damit ergänzt.

Am 29. Mai 1654 wird die Ehefrau des im Exil in Goldberg lebenden Streckenbacher Pfarrers *Nicolaus Cocalius* begraben. Dieser Pastor von Streckenbach war bisher ebenfalls unbekannt. Aus dem Churschwandt'schen Reduktionsprotokoll wußte man nur, daß dort bis zur Wegnahme der Kirche, am 4. Febr. 1654, noch ein Pastor gewesen ist.<sup>7)</sup> Nun kann der Name in dem Streckenbacher Pfarrerkatalog nachgetragen werden.<sup>8)</sup>

Nicolaus Cocalius heiratete am 20. 4. 1655 zum zweitenmale in Goldberg Jungfrau Barbara Reimann, eine Tochter des *Decans M. Johann Reimann*; am 9. 12. 1657 wird ein Sohn Elias getauft. Cocalius hat Verwandte in Goldberg gehabt. Vielleicht war der Tuchmacher Paul Cocalius, der verschiedene Kinder taufen läßt (z. B. 26. 11. 1658) sein Bruder. Ein Benjamin Cocalius war Scholze in Wolfsdorf.

Wenn mich die Altersangabe bei Ehrhardt<sup>9)</sup> nicht stutzig machte, derzufolge ein Nic. Cocalius 1667, aet. 89, als Pastor von Schwentnig gestorben ist, würde ich unseren Cocalius für identisch halten mit diesem, der 1661 böhmischer Prediger in Adelsdorf wurde und 1666 nach Schwentnig ging. Ob es sich um Vater und Sohn handelt?

Goldberg war seit 1654 Zufluchtsort vieler aus den benachbarten Fürstentümern Schweidnitz und Jauer vertriebener Pfarrer. Inzwischen ist auch hinter den Namen vieler von uns dieses schicksalsschwere Wort exul getreten. Aus den Kalendern lassen sich wenigstens 8 Pastoren ermitteln, die entweder hier als exules gestorben sind oder sich nur vorübergehend bis zu weiterer Versorgung, in der Stadt aufgehalten haben:

M. Christian *Primpke*, Exulant von Seitendorf bei Waldenburg<sup>10)</sup>,

Johann *Tancke*, bis 10. Februar 1654 in Langhelligsdorf,

Johann *Menkius*, bis 23. Febr. 1654 in Tschischdorf bei Hirschberg,

Joachim *Sänftleben*, bis 2. März 1654 in Falkenhain,

Melchior *Neudeck*, bis 2. Febr. 1654 in Alt Röhrsdorf,

<sup>4)</sup> Ehrhardt a. a. O., S. 128 und Schönauer Predigergesch. S. 26.

<sup>5)</sup> III, 2, S. 138.

<sup>6)</sup> Jauer, S. 17.

<sup>7)</sup> Joh. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evang. Kirchen in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer. 1854, S. 173.

<sup>8)</sup> Predigergesch. von Schönau, S. 37.

<sup>9)</sup> II, S. 405.

<sup>10)</sup> Ehrhardt, IV, S. 155, 182 f.

Nicolaus Cocalius, bis 4. Febr. 1654 in Streckenbach,  
George Hillwig, bis 28. März 1654 in Kunzendorf bei Bolkenhain,  
Joachim Praetorius, bis 16. Febr. 1654 in Fischbach.

Auch einige Pfarrerswitwen haben in Goldberg ihre Ruhe auf der Flucht gefunden und ihre letzten Lebensjahre zugebracht.

Christian Primpke läßt am 18. 6. 1654 ein Töchterlein Ursula Sibilla taufen. Das am 20. 10. 1654 verstorbene Sechswochenkind Johann Tanckes, Anna Rosina, wird am 23. 10. begraben, am 13. 12. 1654 Johann Menckes Söhnlein Johann, am 8. 4. 1655 Joachim Sänftlebens Tochter Rosina. Pfarrer Praetorius hat 2 Kinder in Goldberg taufen lassen: am 8. 11. 1654 seinen Sohn Joachim — unter den Paten ist Herr *Jacobus Werner*, gewesener Pfarr zu Cammerswalde — und am 14. 1. 1657 die filia Ursula Hedwig. Praetorius wurde 1657 Pastor in Heinersdorf bei Parchwitz; er hat also 3 Jahre ohne Amt in Goldberg zugebracht.

Joachim Sänftleben wird des öfteren unter den Paten genannt, so am 17. 11. 1656 bei der Tochter Eva des Tuchmachers Hans Preuße — des Vaters des späteren Goldberger Diakonus Johannes Preuß —, am 8. 1. 1659 und am 28. 12. 1662 bereits als Pfarrer von Pilgramsdorf, wohin er 1661 berufen wurde. Vermutlich hat er die 6 Jahre als exul in Goldberg gelebt und nicht in Harpersdorf.<sup>11)</sup>

Von Tancke schreibt Ehrhardt<sup>12)</sup>, daß er am 13. 6. 1673 gestorben sei. Unser Goldberger Kalender sagt uns, daß er bereits am 13. 6. 1660 mit einer Leichpredigt begraben wurde.

Der Alt Röhrsdorfer Pfarrer, der 1654 vertrieben wurde, hieß *Neudeck* und nicht *Keudeck*, wie in dem von Stockmann herausgegebenen Tagebuche des Pastors Daniel Rausch steht.<sup>13)</sup> Neudeck wurde am 11. 5. 1663 mit Leichenpredigt in Goldberg begraben.

George Hillwig, der Pastor von Steinkunzendorf, hat am längsten von allen gelebt. Er ist erst 1686 gestorben und wurde am 11. 4. begraben, 88 Jahre und 15 Tage alt.<sup>14)</sup> Seine Frau Magdalena war bereits am 5. 10. 1683 begraben worden, 76 Jahre alt, 59½ Jahr hatte sie im Ehestande gelebt.

Der Pfarrfrauen wird auch gedacht. Am 10. 9. 1652, am 3. 7. 1658 und am 5. 5. 1660 wird die Witwe Herrn *Abraham Bergers*, Pfarrers zum Langen Helmßdorff<sup>15)</sup>, unter den Paten erwähnt. Am 7. 2. 1664 wird Frau Eva Bergerin, Pfarrwittiba, mit einer Leichpredigt begraben. Die Tochter Eva kommt im alten Taufbuche (1613—1632) wiederholt unter den Paten vor: 1. 5. 1624, 31. 12. 1624, 11. 1. 1626. Am 30. 6. 1626 steht sie Pate bei dem Sohne Melchior, Herrn George Cunts zu Wolfsdorf; dabei wird sie genannt „Herrn Abraham Bergers, pfarrers zu

<sup>11)</sup> Hensel, Aurimontium, Most. Ehrh. III, 2. 144.

<sup>12)</sup> II, 453.

<sup>13)</sup> Korrespondenzblatt des Vereins für Gesch. der evang. Kirche Schl. III, 1887 und Predigergeschichte von Bolkenhain S. 4.

<sup>14)</sup> Predigergesch. von Haynau S. 26 und Bolkenhain S. 12 zu ergänzen.

Cunertswalde Tochter“. Daraus ergibt sich, daß Berger, ehe er nach Langhelligsdorf ging, in Konradswaldau bei Goldberg gewesen ist. Das war bisher noch nicht bekannt. Bei Ehrhardt fehlt er.<sup>16)</sup> Er muß nach Jeremias Langenickel (1614 ff) dort gewesen sein, etwas bis 1638.<sup>17)</sup> Die für Langenickel angegebene Amtszeit 1614—1639 kann also nicht stimmen. An der Stadtpfarrkirche zu Goldberg befindet sich ein Grabstein für Abraham Berger, „des Ehrwuerdigen Wolgelarten Herrn Abraham Bergers vielgeliebtes Sönlein“, der am 26. Dez. 1624 „seines Alters 10 Jahr, 7 Wochen und 3 Tage“ verstorben ist. Der Vater war damals Pastor von Conradswaldau, vielleicht hat das Kind die Goldberger Schule besucht oder sich mit den Eltern des Krieges wegen in der Stadt aufgehalten.

Die Witwe des Seidorfer Pastors *Siegmund Steudner* scheint auch in Goldberg gewohnt zu haben. Sie wird am 24. 12. 1651 als Pate erwähnt: Frau Judith, H. Sigmundt N., Pfarrers zu Seydorff nachgelassene Wittibe. Dadurch wird die Angabe Ehrhardts<sup>18)</sup> bestätigt, Steudner habe bis 1650 in Seidorf gewirkt. Er wird 1650 oder 1651 gestorben sein.

Unter den Exulanten, die sich vorübergehend in Goldberg aufgehalten haben, befindet sich auch der 1666 vertriebene Konrektor von Schmiedeburg, *Martin Schmolcke*, der Vater des Schweidnitzers Benjamin Schmolck. Am 4. 11. 1666 wird ihm, als bereits „nacher Brauchitschdorff vocirten Pastori“, eine Tochter Anna Regina getauft.

Eine Ergänzung der Goldberger Predigergeschichte im Katalog der böhmischen Prediger von Adelsdorf<sup>19)</sup> bringt folgende Kalendernotiz: am 3. 4. 1669 wurde in Goldberg begraben H. *Matthias Plintepaeus*, Bömischer Pfarr, wobei die Frage offen bleibt, ob er bis zum Tode im Amte war. In diesem Falle würde die ganze auf Ehrhardt und Hensel<sup>20)</sup> folgende Liste der böhmischen Prediger einen empfindlichen Stoß erleiden.

1626 und 1627 kommt im alten Taufregister *Marcus Hoffmann* vor, pastor et exul. Er ist derselbe, der 1628—34 Pastor in Neudorf am Gröditzberge war. Wir erfahren hier, daß er also schon vorher ein Pfarramt inne hatte. Vielleicht ist er bis 1622/23 in Böhmen oder im Glatzer Lande gewesen. Mehr kann man nicht sagen. Am 25. 1. 1626 wird ihm ein Söhnlein Jeremias getauft.

Eine wesentliche Berichtigung meine ich, zum Pastorenkatalog von Prausnitz, Kreis Jauer, liefern zu können. Das Goldberger Taufbuch erwähnt am 17. 6. 1618 unter den Paten *Henricus Hauptmann*, pastor Brausnicensis. Das kann also unmöglich derselbe sein, der am 13. 10.

<sup>16)</sup> Langhelligsdorf.

<sup>17)</sup> a. a. O. III, 2, 146.

<sup>18)</sup> Danach die Schönauer Predigergeschichte S. 17 zu ergänzen.

<sup>19)</sup> III, 2, S. 334.

<sup>20)</sup> S. 8.

<sup>21)</sup> Aurimontium vetus diplomaticum 1760, 2. Teil, Die Goldberger Kreisdörfer, Mscpt.

1631 in Liegnitz ordiniert wurde.<sup>21)</sup> Andererseits steht im Katalog bei Ehrhardt<sup>22)</sup> für die Zeit von 1615 bis 1628 Christoph Weicker. Für den durch die Taufeintragung sicher bezeugten Hauptmann ist bei ihm kein Platz. Seine Angabe kann also nicht stimmen. 1618 ist Heinrich Hauptmann Pastor in Prausnitz gewesen. Wahrscheinlich war er der Sohn des Neukircher Pfarrers Johannes Hauptmann († 17./18. April 1572) und ein Bruder des Schönauer Johann Hauptmann.<sup>23)</sup> Wann er nach Prausnitz gekommen ist, weiß man nicht. 1631 hat er sich seinen Sohn Heinrich substituieren lassen, wird dieser doch Diaconus Prausnicensis genannt. Es erklärt sich nun auch seine Bezeichnung als Goldbergensis: er ist in Prausnitz geboren — es muß also der Vater zwischen 1600 und 1605 dort sein Amt angetreten haben — und nennt sich nach der nahe gelegenen Stadt einen Goldberger. In Neukirch kann Heinrich junior nicht geboren sein, wie Ehrhardt das Goldbergensis interpretiert, denn unmöglich ist er ein Sohn des Johannes Hauptmann gewesen, der 1572 im hohen Alter starb. Er ist vielmehr dessen Enkel gewesen.

Für *Christoph Weickert* bleibt nun im Prausnitzer Pfarrerkatalog 1615 bis 1628 kein Platz. Warum sollte er 1628, wie Ehrhardt (und nach ihm Rademacher) behauptet, vertrieben worden sein? Wie reimen sich auch folgende Angaben zusammen: 1628 exul — 1628—31 Vakanz — 1631 Hauptmann ordiniert als Substitut „des alten Pastors“!<sup>24)</sup> Weickert gehört in die Lücke bei Nr. 4 im Ehrhardt<sup>25)</sup> und an die Stelle des „Unbekannt“ bei Rademacher<sup>26)</sup>, 1645—51; denn aus dem Goldberger Kalender erfahren wir, daß am 25. Juli 1655 funus in Goldberg gehalten ward für Frau Maria, H. Christoph Weickerts Pfarres zur Prauß nachgelassene Wittibe.

Damit dürfte der Katalog der Pastoren von Prausnitz in Ordnung sein. Und Wegweiser zu dieser Richtigstellung geben die beiden kleinen Kirchenbucheintragungen!

Abschließend möchte ich noch auf einen interessanten Fund aufmerksam machen. Es war bisher — von einer nebenbei gemachten Anmerkung D. Eberleins abgesehen<sup>27)</sup> — nicht bekannt, daß die Kirche in Rothbrünnig jemals evangelisch gewesen sei. Das Dorf war geistlicher Besitz. Bischof Kaspar von Logau setzt 1564 den Kaspar Heine als katholischen Priester ein<sup>28)</sup>, während sich für das benachbarte Schlaug, das dem Kloster Leubus gehörte, 1559 ein evangelischer Pastor nach-

<sup>21)</sup> Korrespondenzblatt VIII, 133 und Ehrhardt a. a. O. S. 134.

<sup>22)</sup> S. 133.

<sup>23)</sup> Wohl auch ein Bruder des Georgius Hauptmann, der 18jährig, als Schüler in Goldberg am 15. Febr. 1573 „in medio studiorum siorum cursu migravit in coelestem academiam“, wie sein Leichenstein an der Goldberger Stadtpfarrkirche besagt.

<sup>24)</sup> Rademacher, Jauer, S. 16.

<sup>25)</sup> III, 2, S. 134.

<sup>26)</sup> Rademacher, S. 16.

<sup>27)</sup> Korrespondenzblatt V, 2, 1897, S. 155.

<sup>28)</sup> Kurt Engelbert, Kaspar von Logau, Bischof von Breslau (Darstellungen und Quellen zur schles. Geschichte) 1926, S. 172.

weisen läßt.<sup>29)</sup> Nun erwähnt das älteste Goldberger Taufbuch unter den Paten des 1. 5. 1617: Dominus Martinus N., Pfarher zu Brinnig. Derselbe erscheint noch einmal als Taufzeuge am 28. 5. 1623 bei Herrn George Cunts zu Hubrig (Hohberg) Söhnlein Adam, wobei auch sein Zuname genannt wird: *Martinus Sanner*, pastor Brüning. Es kann sich doch also nur um einen evangelischen Pfarrer handeln. Er ist wohl nur vorübergehend und auch mit Unterbrechungen in Rothbrünnig im Amte gewesen. Letzteres beweist folgende Notiz im Kirchenbuche: „1620, Dom. 6. p. Trin., haben Kirchen buß gethan Vrsula, Haß Kunths Tochter von leuschsdorf (Leisersdorf), welche Haß Bernt, ein Pauer zu Brinig zu schand gesezt, welcher alhir zugelassen, weil dort ein Bäpstischer prister sitzet.“ 1620 war also ein katholischer Pfarrer in Rothbrünnig. 1623 erscheint wieder Sanner. Wie lange in Rothbrünnig evangelisch gepredigt worden ist, wird kaum festgestellt weden können; fast alle alten Akten sind samt den Kirchenbüchern 1813 mit Kirche und Pfarre verbrannt. Der katholische Visitationsbericht von 1651<sup>30)</sup> erwähnt keinen Pfarrer; das steinerne Kirchengebäude ist innen und außen vernachlässigt und bedarf dringend der Erneuerung. Vom Pfarrhofe sind nicht einmal Spuren mehr vorhanden und keine Überbleibsel zu sehen. Es wird also lange kein Pfarrer dagewesen sein. Vielleicht haben die Katholiken erst 1651 die Kirche wieder endgültig in Besitz genommen. 1653 ist sie katholisch; denn der Röchlitzer Pastor *Gottfried Jugelt* tauft am 10. August dieses Jahres ein Rothbrünniger Kind nicht in der Kirche, sondern „zu Hauß“. Am 25. Juni 1671 ist der katholische Pfarrer *Gottfried Sartorius* bezeugt, der wieder Kirchenraitung hält, „so 36 Jahr ruckständig bliben“.<sup>31)</sup>

Übrigens ist Pastor Jugelt nicht am 5. Nov., sondern am 15. Okt. 1658 gestorben, wie das Röchlitzer Totenbuch bezeugt. Am 6. Nov. „wurde er in die Kirchen bey dem Altar in ein ausgemauertes Grab gelegt“. Seine Frau Elisabeth geb. Calichin starb am 21. 1. 1659 und ward am 5. 2. begraben, alt 56 Jahr weniger  $\frac{1}{4}$  Jahr, im Ehestande 31 Jahr, 31 Wochen. Falsch ist auch die von Ehrhardt<sup>32)</sup> angegebene Datierung bei dem Wiesenthaler Pastor Johann Kretsing, wonach er nur bis 1630 dort im Amte war. Im Probsthainer Taufbuche kommt er aber noch als Pate bei Pastor Siebeth am 15. 2. 1638 vor!

Es wäre im Interesse der schlesischen Predigergeschichte sehr dankenswert, wenn diese Kleinigkeiten dazu anregen würden, das anderswo hier und da etwa noch vorhandene handschriftliche Material zu veröffentlichen oder es wenigstens dem Unterzeichneten freundlichst zugänglich zu machen.

Johannes Grünewald.

<sup>29)</sup> Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch 1537 — 1560. 1894, S. 113 Nr. 1833.

<sup>30)</sup> Joseph Jungwitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, 4. Band, 1. Teil, Archidiaconat Liegnitz. 1908, S. 37 f.

<sup>31)</sup> Mitteilung von Pfarrer Nozon (1942) aus einem in Rothbrünnig vorhandenen Register, das Aufzeichnungen von 1665 — 1722 enthält.

<sup>32)</sup> III, 2, S. 519.

## Breslauer Pfarrfrauen

Über Schicksale evangelischer Pfarrer ist oft geschrieben worden, viel weniger über Erleben und Erfahren evangelischer Pfarrfrauen. Und doch ist für den Pfarrerstand die Wirksamkeit der Frauen und ihre Anteilnahme an der Arbeit ihrer Männer so wichtig wie für wenige Berufe. Wenn Adolf Harnack einmal schreibt: „Das evangelische Pfarrhaus ist zum Vorbild und Segen für das ganze deutsche Volk geworden. Ohne das deutsche Pfarrhaus ist die innere deutsche Geschichte seit dem 16. Jahrhundert nicht zu denken“, so enthält dieser Satz das Lob der tugendsamen Pfarrfrau.

Darf ich darum einmal zusammenstellen, was ich von den Schicksalen evangelischer Pfarrfrauen meiner Vaterstadt Breslau hier und da, besonders in dem trefflichen Werk von Ehrhardt „Presbyterologie des evangelischen Schlesiens“ aus dem Jahre 1780, gefunden habe? Über Erlebnisse und Umwelt der Breslauer Pfarrer habe ich in meiner Schrift „Das Evangelische Breslau 1523 — 1945“ berichtet; hier sei ganz anspruchslos etwas von den Breslauer Pfarrfrauen erzählt; denn was sie erfuhren, haben irgendwie ähnlich ungezählte andere Pfarrfrauen im weiten deutschen Vaterland erfahren.

Freilich ist es nichts Außergewöhnliches, das uns da begegnet. Nur einmal hat eine humanistisch gebildete Breslauer Pfarrfrau, die Gattin des 1684 verstorbenen Archidiaconus Weigler, lateinische Ansprachen über die Kindheit Jesu für Schulfeiern drucken lassen, und nur eine einzige andere Pfarrfrau des 18. Jahrhunderts hat als Tochter eines Hofchirurges und Destillateurs ihrem an der Barbarakirche tätigen Gatten M. Strebe das stattliche Vermögen von 57 000 Talern baren Geldes in die Ehe gebracht. Sonst waren die Reichtümer der Breslauer Pfarrer recht bescheiden und die Pfarrfrauen wohl Gehilfinnen, aber nicht Kolleginnen für die wissenschaftlichen Studien ihrer Männer. Wichtiger war, daß von vielen gelten konnte, was einer Breslauer Pfarrfrau einmal nach ihrem Tode zum Preis gesagt wurde, ihr Mann „habe ihr viel Ruhe, Freude und Beistand seines Lebens zu danken gehabt“, und daß von manchen Breslauer Pfarrern ausdrücklich betont wird, wie sie „in vergnügter und gesegneter Ehe“ gelebt hätten. Und wenn einmal der Breslauer Mittagsprediger an Barbara Nürnberger eine Abhandlung schrieb: „Sollte zu beglückter Ehe eine vor-

hergehende beiderseitige Kenntnis der Gemüter erforderlich sein?“ oder im 18. Jahrhundert wieder ein Mittagsprediger an der Elftausend-Jungfrauenkirche Steinberg eine „Anweisung für Frauenzimmer, regelmäßig zu schreiben und zu denken“, ein „Lehrbuch für Frauenzimmer“, eine „Sittenlehre für junge Frauen“ und eine „Abhandlung von Hochzeitskränzen, Hochzeitsgesängen und ihrem Nutzen“ verfaßt hat, so beweist auch dies, wie viel Anregungen vom Tagewerk der Pfarrfrau in die Studierstuben ihrer Eheherren gedrungen sind.

Bisweilen verklingt das Leben der Frau zugleich mit dem ihres Mannes. Der Diaconus Bernhardin Heider verschied 1575 am Schlagfluß, „Einen Tag mit seiner Frau, mit welcher er auch in Ein Grab gekommen ist“. In dem bösen Pestjahr 1633 starben innerhalb dreier Wochen der Pastor an Elftausend-Jungfrauen Freyer und seine Ehefrau; und noch um die letzte Jahrhundertwende wird von Pastor Neugebauer an Elisabeth geschrieben: „Der treue Seelsorger und beredte Verkünder des Gotteswortes starb am 18. Juli 1895, seine aufopferungsvolle Gattin folgte ihm zwölf Tage später nach.“

Von gemeinsam getragener Not gibt auch Zeugnis, wenn 1618 die Witwe des Pastors an Elftausend-Jungfrauen Neander den Rat der Stadt bittet, die Begräbniskosten und Arzneirechnungen ihres heimgegangenen Gatten zu bezahlen, da dieser nur „Ziemliche Schulden“ hinterlassen habe. Pietätvolles eheliches Andenken beweist es, wenn der Probst Schlegel von Gottlieben seiner ersten, nach nur siebenjähriger Ehe 1697 verstorbenen Frau ein prächtiges Monument in seiner Bernhardinkirche errichten läßt, oder wenn andererseits die Witwe des 1722 gestorbenen Predigers an Allerheiligen M. Bartsch ihrem Ehemann ein Epitaph in der Hospitalkirche stiftet.

*Daß die Breslauer Pfarrer verheiratet waren, gehörte fast zur Selbstverständlichkeit.* Ehrhardt führt zwischen 1523 und 1780 die Namen von 353 Breslauer Geistlichen an und gibt bei etwa 150 derselben auch genauere Mitteilungen über ihre Ehefrauen. Nur in 15 Fällen erwähnt er, daß ein Pfarrer unverheiratet geblieben sei, und auch in den letztvergangenen vierzig Jahren könnte ich nur drei Breslauer Amtsbrüder als Junggesellen anführen.

Eine Anzahl unserer Pfarrfrauen sind verhältnismäßig zeitig gestorben, und mancher erging es wie der Gattin des 1669 verstorbenen Kircheninspektors Michael Hermann, von der es heißt, daß sie „nach siebenjähriger Ehe in schwerer Geburtsarbeit verschieden“ sei. Andere haben ihre Ehemänner jahrzehntelang überlebt und noch eine zweite Ehe — bisweilen wieder mit einem Breslauer Geistlichen — geschlossen oder auch — wie die Ehefrauen von Kircheninspektor D. Hermes, von Kircheninspektor D. Decke, von Pastor prim. Goldmann, von Pastor prim. Kraeusel und andere — die goldene Hochzeit feiern können.

Ein Breslauer Pfarrer, der 1735 verstorbene Kircheninspektor Teubner, war viermal verheiratet, sechs im 16. bis 18. Jahrhundert und ein im 19. Jahrhundert lebender Geistlicher unsrer Stadt waren dreimal und eine ganze Anzahl zweimal verheiratet, wie letzteres Ehrhardt bis 1780 in 33 Fällen erwähnt.

Auffallend häufig war die Verbindung von Breslauer Pfarrern mit Töchtern aus Breslauer Pfarrhäusern. Ehrhardt gibt dies in 43 Fällen an, während er aus anderen schlesischen Pfarrhäusern nur 14 Breslauer Pfarrfrauen und aus außerschlesischen Pfarrhäusern sogar nur zwei Pfarrfrauen nennt. Mit Töchtern Breslauer Bürgerhäuser waren in jenen ersten drei Jahrhunderten des „Breslauischen Evangelischen Zions“ 56 unsrer Pfarrer vermählt, und eine unter diesen war sogar früher Nonne im Breslauer Klarenkloster gewesen, die übrigen waren meist in Handwerker- oder Kaufmannshäusern groß geworden. Aus bürgerlichen oder adeligen Kreisen außerhalb Breslaus, aber innerhalb Schlesiens holten sich bis 1780 elf Breslauer Pfarrer und aus Gegenden außerhalb Schlesiens sieben Breslauer Pfarrer ihre Lebensgefährtinnen. Es ergibt sich also, daß das *Breslauer Pfarrhaus früherer Zeiten sehr stark mit heimatlichen Kreisen verwachsen* war. Die Bande der Verwandtschaft werden auch im Alltagsgetriebe für die Pfarrfrauen ihre Wirkung ausgeübt und viele Fäden zu mancherlei Berufen der Oderstadt gesponnen haben.

Auch Leides genug war in Breslauer Pfarrhäusern zu tragen. So liest man bei Ehrhardt über den Subsenior an Magdalenen Gottwaldt, daß er sich seine erste Frau „am 3. Februar 1772 habe antrauen lassen und schon am 24. ejusdem mensis et anni an einem Schlagfluß nach zwölf tägiger Niederlage wieder verloren“ habe. Beweglich ist auch die Notiz, daß die Ehefrau des im 18. Jahrhundert lebenden Probstes von Bernhardin Rüdiger am Tage seiner Installation zum Probste nach zehnjähriger Ehe durch einen unglücklichen Fall von der Treppe in der Propstei gestorben sei.

Das Leben unsrer Pfarrfrauen war selbstverständlich mit den Geburten und Schicksalen ihrer Kinder aufs engste verknüpft. *Kinderreichtum, aber auch Kindersterblichkeit* sind dabei in den vergangenen Jahrhunderten in Breslauer Pfarrhäusern oft sehr groß gewesen, und beides redet natürlich von stiller Tapferkeit und stiller Trauer der Mütter.

Die erste Frau des Seniors an Magdalenen Assig, gestorben 1736, schenkte ihrem Manne acht Kinder, aber nur ein Sohn und eine Tochter überlebten die Eltern. Die erste Frau des 1660 gestorbenen M. Frimel an Elisabeth gebar sieben Söhne und sieben Töchter, aber nur drei Söhne und drei Töchter blieben am Leben. Von dem schon genannten Kircheninspektor Hermann heißt es, er habe aus zwei Ehen

mehrere Kinder gehabt, „sie sind aber alle, ausgenommen eine Tochter, vor dem Vater in die Ewigkeit gegangen.“

Kircheninspektor D. Hermes, gestorben 1821, besaß in 52jähriger Ehe mit seiner Gattin sechszehn Kinder, aber nur sechs von ihnen blieben am Leben, und von einem dieser schreibt D. Hoffmann: „Der erste Sohn, der am Leben blieb und vom Vater besonders geliebt wurde, Peter Hermes, ist nach einem irrsalsvollen Leben noch vor dem Tode des Vaters als Prediger untergegangen.“

Von dem bekannten Kircheninspektor Kaspar Neumann, gestorben 1715, liest man bei seinem Biographen Schubert, das erste Söhnchen Johann Kaspar sei kaum zwei Jahre alt ganz plötzlich an einem Schlagfluß in den Armen des tiefbetrübtens Vaters gestorben, der um so bekümmert war, als seine Frau damals an den Blattern lebensgefährlich darniederlag. Sie starb auch wenige Tage später. Neumanns zweiter Sohn starb, als er sich eben die Magisterwürde in Wittenberg erworben hatte. Ein Kind aus Neumanns zweiter Ehe wurde totgeboren, indessen überlebten vier Töchter und ein Sohn den Vater.

Der Ecclesiast an Elisabeth Rhenisch, gestorben 1634, besaß sechs Kinder, „die aber alle vor ihm bis auf einen Sohn todesverfahren sind.“ Und um auch ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert anzufügen, so hatte der 1833 verstorbene Probst Rahn aus erster Ehe fünf Kinder, von denen die ersten vier alle in zartem Alter gestorben sind.

Aber auch von kinderreichen und vor schweren Schicksalen behüteten Pfarrhäusern Breslaus läßt sich erzählen. Der Reformator der Elisabethkirche D. Ambrosius Moiban, zu dessen Vermählung mit der Tochter eines Schweidnitzer Bürgers übrigens Melancton einen schwungvollen lateinischen Glückwunsch gesandt hatte, besaß zwölf Kinder, von denen neun den Vater überlebten.

Von dem 1582 gestorbenen Kircheninspektor D. Musaeus, der mit seiner Ehefrau zehn Kinder hatte, schreibt Ehrhardt: „Gott hatte ihm eine zahlreiche Familie beschert, die er in so vielfach bekümmerten Umständen dennoch ehrlich erzog und manche Ehre von seinen Kindern erlebte.“ Und von der Gattin des 1679 gestorbenen Diaconus Niblig ist zu lesen: „Sie war eine fruchtbare Mutter, denn ohne die frühzeitig Verstorbenen behielt ihr Mann von ihr am Leben drei Söhne und eine Tochter.“

Auch von anderen ersten Prüfungen der Mutterherzen unsrer Pfarrfrauen erfahren wir allerlei.

Bereits der Breslauer Reformator D. Johann Hess, der sonst viel Freude an seinen Kindern hatte, mußte sich mit seiner Frau um die Tochter Anna sorgen, weil diese mit dem Königsberger Theologen Stapylus unglücklich verheiratet war und später von ihm, der zum Katholizismus übertrat, verstoßen wurde.

Von dem 1676 verstorbenen Senior an Magdalenen Sprotte wird berichtet, ihn und seine Frau habe das Unglück betroffen, daß am 10. Juli 1669 sein Sohn im Alter von 17 Jahren bei einem Bade in der Ohle ertrunken sei. Und auch über einen Sohn aus der Ehe des 1762 gestorbenen Pastors Wielisch mit der Tochter des „schlesischen Historici Pastor Ezechielis zu Peterwitz“ muß beigefügt werden, daß er „nachmals ein unglückliches Ende nahm.“

*Die Tüchtigkeit und das Glück ihrer Kinder* trugen umgekehrt auch in das Leben vieler Breslauer Pfarrfrauen erquickenden Sonnenschein. In den ersten drei Jahrhunderten unsrer städtischen Pfarrhausgeschichte reichten dreiundvierzigmal Breslauer Pfarrtöchter Breslauer Geistlichen die Hand zum Ehebund. Nicht wenige Pfarrersöhne Breslaus erlangten außerhalb angesehene Stellungen. So ward einer von ihnen im 17. Jahrhundert Abt des Erzstiftes Magdeburg und Probst an St. Marien, ein anderer Pastor ad St. Nicolaum und Assessor consistorii zu Wismar.

Einige unserer Pfarrerskinder wurden *geadelt*. Der Sohn des 1704 gestorbenen Diaconus an Bernhardin M. Acoluth hieß später Hans Karl von Folgersberg, und der Sohn des Predigers von Christophori Butschky wurde als Samuel von Rothinfeld nobilitiert.

Über den Sohn des Kircheninspektors Fleischer, Dr. med. Johannes Fleischer, schreibt Ehrhardt: „Zu Frankfurt an der Oder studierte er zwei Jahre Medizin und wurde Doctor seiner Fakultät. Er trieb die Botanik stark, und damit er sich in der Kenntnis ausländischer Kräuter desto fester gründen möge, reiste er bis nach Virginien; daselbst starb er 1608 zu James-towne.“

Auch Martin Hanke, „der große Polyhistor und Criticus zu Breslau, Rektor und Professor, auch Bibliothekarius am Elisabethan, um die vaterländische wie auch um die römische und griechische Literatur hoch verdient, und auch für die schlesische Heimatforschung von bleibender Bedeutung“, entstammte einem Breslauer Pfarrhaus. Der Sohn von Johann Hess nahm seinen Familienadel Hess von Hessenstein wieder an, und ein Sohn des Senior an Magdalenen Liebentanz, gestorben 1730, bereiste nach vollbrachten Studien Deutschland, Frankreich, Italien und England und erhielt von Kaiser Karl VI. den Namen von Liebenau.

Schließlich sei eine Einzelnotiz von Ehrhardt als Beweis stolzer Elternfreude in Breslauer Pfarrhäusern angeführt. Über den Diaconus an Magdalenen Regius, gestorben 1701, lesen wir: zwei Söhne haben die Ehre des elterlichen Namens aufs Höchste gebracht: der eine war der Medicus practicus Doctor Zacharias Regius, Mitglied der Leopoldin. Acad. Natur. curiosorum, welcher am 24. Oktober 1692 starb; der andere ist gewesen Samuel Regius, jur. utr. Doctor; dieser, als er in

den Adelsstand erhoben wurde, schrieb sich Samuel, Herr von Königsdorf auf Koberwitz, Heydänichen, Neuen und Girlsdorf, Ihro Kaiserl. Majestät Rat und Obersyndikus der Stadt Breslau wie auch derselben Deputatus ad publica, welcher am 24. August 1719 gestorben ist.“ Unvergessen sei auch, daß der große Schleiermacher 1768 als Sohn eines reformierten Pfarrers in Breslau geboren wurde, wie daß die Urgroßmutter des Gründers der atlutherischen Kirche Pastor Professor D. Scheibel eine Pfarrerstochter von Barbara gewesen ist (ihr Vater war der 1681 verstorbene Ecclesiast M. Daniel Spiegel) und daß andererseits der Mitverfasser des Heidelberger Katechismus Zacharias Ursinus als Sohn des 1560 gestorbenen Subsenior an Magdalenen Bär in Breslau geboren wurde. Ja als Ergänzung kann gelten, daß eine Breslauer Pfarrfrau, die Gattin des Diaconus an Elisabeth Freudenhammer, gestorben 1572, ihrerseits die Tochter eines damals viel genannten und umfegdeten Theologen, des durch seine dogmatischen Streitigkeiten noch heute bekannten Hofpredigers Andreas Osiander zu Königsberg gewesen ist.

An den Heiraten ihrer Töchter haben die Breslauer Pfarrfrauen oft begründete Freude gehabt. Die Ehebündnisse zwischen Breslauer Pfarrtöchtern und Pfarrern sind schon erwähnt. Auch zu andern schlesischen oder außerschlesischen Pfarrhäusern knüpften sich verwandtschaftliche Beziehungen. Nur ganz beispielsweise sei genannt, daß die einzige Tochter des 1665 verstorbenen Kircheninspektors Weber den Pastor und Rektor D. Maukisch zu Danzig heiratete und daß der Egeherr einer Tochter des 1685 gestorbenen Morgenpredigers am Allerheiligen Hospital Wüstehube Probst zu Unserer Lieben Frauen in Magdeburg war und den für einen Pfarrer besonders schönen Namen Opfergeld führte.

In den schlesischen Adel, in die Kreise der Breslauer Lehrerschaft, Ärzte- und Kaufmannschaft traten andere Breslauer Pfarrtöchter durch ihre Heiraten ein, und von der jüngsten Tochter des 1637 verstorbenen Kircheninspektors D. Hermann, die sich mit dem Rechtsanwalt Rampusch verband, wird besonders erwähnt, sie sei „die Mutter des berühmten Zacharias von Rampusch und Rommenstein“ geworden.

Im 19. und 20. Jahrhundert war die familienhafte Bodenständigkeit der Breslauer Pfarrfrauen in den Stadtgeschlechtern und Pfarrhäusern ihrer engeren Heimat weniger stark als früher. Von den 124 Amtsbrüdern, die ich als Breslauer Pfarrer von 1910 bis 1945 erlebt habe, weiß ich eigentlich nur eine einzige Pfarrfrau, die auch Breslauer Pfarrtochter war. Aus andern schlesischen oder außerschlesischen Pfarrhäusern sind nach meiner Erinnerung in dieser Zeit etwa 15 Breslauer Pfarrfrauen zu uns gekommen, während aus Bürger- oder Beamtenfamilien unserer Stadt wohl 25 stammten. Die *Mitarbeit unserer*

*Frauen* an der pastoralen Tätigkeit ihrer Männer hat im letzten Halbjahrhundert ohne Zweifel *zugenommen*. In den Frauennähvereinen älterer Jahrzehnte, in den gemeindlichen Missionskränzchen und im Gustav Adolf-Frauenverein waren Pfarrfrauen oft an führender Stelle und mit besonderer Rührigkeit tätig. Die in den letzten 30 Jahren wohl für alle Gemeindebezirke gebildeten Frauenhilfen, diese ganz unentbehrlichen Unterstützungskreise der charitativen und seelsorgerlichen Tätigkeit des Stadtpfarrers, wurden zum guten Teil von Pfarrfrauen geleitet und organisiert, und hierin lag eine der schönsten Aufgaben für die, die ihren Männern Gehilfinnen und Mitträgerinnen der beruflichen Pflichten und Amtsgänge sein wollten. Einige Pfarrfrauen gehörten auch zu den kirchlichen Körperschaften, ja eine von ihnen war sogar Abgeordnete; auch in den Kindergottesdiensten und der Singbewegung, in den Jungmädchengruppen und in der Altenbetreuung, im deutsch-evangelischen Frauenbund und ganz verschwiegen an den Schreibmaschinen ihrer Gatten haben Breslauer Pfarrfrauen bis zuletzt eine wirklich sehr umfängliche und segensreiche Tätigkeit entfaltet, von der auch manche Kinderhorte und Altersheime Zeugnis ablegen könnten.

Und so stehen sie, die Pfarrfrauen Breslaus, in Vergangenheit und Gegenwart vor den Augen der Nachgeborenen oder Zeitgenossen, fleißig und vom Schicksal manchmal gezaust, aber aushaltend an der Seite ihrer Ehemänner, in der Sorge ums tägliche Brot und in der Pflege der wachsenden Kirchengemeinden. Die Studierstuben ihrer Gatten, mit den würdigen Bücherregalen und dem Rüchlein Rauchtabak darin, suchten sie nach Möglichkeit vor Lärm und Ablenkung zu hüten und waren wohl auch auf die theologische Gelehrsamkeit stolz, die darin diskutiert oder zu Druck gebracht wurde. Ihren Männern eine große Zahl Kinder zu schenken und gottesfürchtig und lebenstüchtig zu erziehen, war ihr höchster Beruf. Oft waren sie von der Unrast der Tage abgelenkt, aber die Innerlichsten und Besten unter ihnen hielten ihre Seelen auch für den Morgenglanz der Ewigkeit offen, unter den Kanzeln ihrer Ehemänner hatten sie ihren vertrauten Platz, und mancher von ihnen konnte gelten, was ein schlesischer Pastor einmal im Nachruf auf seine Frau schrieb: „Sie war meine Pfarrfrau.“

Jetzt sind die letzten Breslauer Pfarrfrauen in vielen Landschaften zerstreut. Einige blicken in Enge und Mühsal auf die Bilder ihrer gefallenen oder verstorbenen Männer, die andern tragen die Vielfältigkeiten und Tagessorgen des Lebens in der Ferne. Ihnen allen zum Gruß klinge am Ende, was einer aus unserm Kreise, der wackere Kircheninspektor Kaspar Neumann in einem seiner Traulieder als Weggeleit wünscht:

„Gott, in dessen Hand wir leben,  
 Du bist Meister von der Welt,  
 Du kannst nehmen und auch geben  
 Immer, wie es Dir gefällt.  
 Du kannst wehtun und betrüben  
 Und gleichwohl die Deinen lieben,  
 Drum ist endlich alles gut,  
 Was nur Deine Liebe tut.

Mach jetzt Eines aus den Zweien  
 Durch der Liebe festes Band;  
 Schütte Segen und Gedeihen  
 Auf den neu erwählten Stand;  
 Laß sie alt beisammen werden  
 Und viel Gutes sehn auf Erden,  
 Steh bei ihnen in der Not  
 Und sei ewig unser Gott.“

*Lic. Konrad Müller*

*(früher Breslau, jetzt Nürnberg, Reutersbrunnerstraße 98)*

### Pröpste zum Heiligen Geist zu Breslau\*)

1. Nadas, Petrus Fontinus Zedlitz	8. 3. 1526 — 10. 10. 1530
2. Hanisch, Franziskus	1. 11. 1530 — 30. 4. 1553
3. Gerhard, Thomas	1. 6. 1553 — 9. 10. 1572
4. Scholtz (Sculetus)- Johann	1. 11. 1572 — 21. 6. 1583
5. Birkenhan, Johann	18. 10. 1583 — 14. 6. 1584
6. Suevus, Sigismund	23. 6. 1584 — 15. 5. 1596
7. Berelius, Jacob iun.	19. 6. 1596 — 29. 5. 1607
8. Pollio, Johann	7. 8. 1607 — 20. 12. 1618
9. Fleischer, Joachim	21. 12. 1618 — 22. 6. 1636
10. Herrmann, Michael iun.	23. 6. 1636 — 9. 11. 1644
11. Schlegel, Christoph	10. 11. 1644 — 20. 9. 1647
12. Seidel, Georg iun.	1. 12. 1647 — 20. 4. 1665
13. Weber, Christian	24. 4. 1665 — 17. 2. 1670
14. Viccius, Friedrich	2. 4. 1671 — 12. 6. 1688
15. Friemel, Johann iun.	27. 6. 1688 — 13. 11. 1688
16. Viccius (Wicke), Esejas	20. 2. 1689 — 6. 11. 1689

\*) Zusammengestellt von Pfarrer Herbert Meyer-Fredrich

17. Nimptsch, Kaspar	19. 3. 1690 — 12. 2. 1701
18. Schmid, Christian	9. 3. 1701 — 9. 5. 1705
19. Teubner, Georg	29. 7. 1705 — 3. 4. 1723
20. Werner, Johann	25. 4. 1715 — 13. 9. 1720
21. Hornig, Kaspar	14. 10. 1720 — 13. 4. 1723
22. Broestedt, Johann Sigismund	14. 4. 1723 — 12. 8. 1725
23. Hanke, Gottfried	11. 10. 1725 — 20. 12. 1725
24. Jalufky, Gottfried	21. 12. 1725 — 13. 3. 1735
25. Quasius, Adam	18. 3. 1735 — 12. 3. 1736
26. Raschke, Johann David	29. 4. 1736 — 27. 6. 1737
27. Jachmann, Gottlieb	4. 7. 1737 — 1756
28. Nimptsch, Johann Gottlieb	1756 — 1769
29. Rüdiger, Ernst Heinrich	24. 4. 1769 — 23. 1. 1771
30. Hermes, Hermann Daniel	1. 2. 1771 — 17. 9. 1775
31. Hermes, Johann Timotheus	18. 9. 1775 — 10. 6. 1791
32. Gottwald, Christian Gottlieb	1791 — 14. 3. 1798
33. Rambach, Sigismund Rudolf	15. 6. 1798 — 1808
34. Fischer, Johann Wilhelm	1808 — 1809
35. Rahn, Gottlieb Ludwig	1809 — 26. 3. 1835
36. Herbstein, Immanuel Theophil	1835 — 1843
37. Heinrich, Samuel Gottlieb	1843 — 1850
38. Krause, Caspar Wilhelm Alex.	1850 — 1855
39. Schmeidler, Johann Karl Hermann	1856 — 16. 8. 1867
40. Dietrich, Heinrich Rudolph	1867 — 1885
41. D. Treblin, Adolf Emil August Heinrich	1885 — 12. 7. 1898
42. D. Decke, Julius	27. 11. 1898 — 1921
43. D. Hoffmann, Georg Univ.Prof. (starb am Augustana-Tag bei Gewitter in Oberrnigk)	1921 — 25. 6. 1930
44. Oertel, Hugo (starb an 2. Verwundung während der Festungszeit)	1. 10. 1930 — 29. 5. 1945
45. Meyer-Fredrich, Herbert (wurde am 23. 6. 1947 aus Breslau von den Polen vertrieben, ab 10. 10. 1947 Pfarrer in Heidelberg-Wieblingen)	30. 5. 1945 —

## Der slawische Volksteil in der Evang. Kirche Schlesiens vor 100 Jahren

Cosmus Flam erzählt in seinem Buch vom Werden Schlesiens und des schlesischen Volkes: „Ein Land entsteigt der Dämmerung“ die Mongolenschlacht auf der Walstatt bei Liegnitz 1241 und endigt: „Das ist die Geschichte von der großen Schlacht, die hier erzählt worden ist. Aber es muß noch von einem andern erzählt werden, nämlich von dem großen Baume, der aus dem Blutfelde wuchs. Es wohnten vordem zwei feindliche Nachbarn in dem schlesischen Herzogtume, das alte polnische Volk, das seit den Tagen der großen Völkerwanderung das Land innehatte, und das neue deutsche Volk, das aus allen Gegenden des Reiches herzugezogen war und das alte germanische Land des Wendel(Vandalen)stammes wieder deutsch machte. . . . Indem über beide Völker ein gemeinsamer Feind kam, der zwischen ihnen keinen Unterschied machte, empfanden sie in jenen grauvollen Wochen und Monden nicht länger das Trennende, vielmehr das gemeinsame. Beiden gemeinsam war das Land, gemeinsam das Schicksal, gemeinsam der Feind, gemeinsam der Fürst und gemeinsam der Tod, der bei Wahlstatt deutsche und polnische Ritter auf dieselbe Erde niederwarf. Indem ihr Blut in den gemeinsamen Boden floß, wuchs aus dem Blutfelde ein großer segensreicher Baum, nämlich die Schicksalsgemeinschaft beider Völker. Wer gemeinsame Not erlebt, der bleibt auch künftig gemeinsam. Bei Wahlstatt fiel Herzog Heinrich und seine Ritterschaft, bei Wahlstatt aber erhob sich auch das schlesische Volk, das von hier seine Geschichte schreibt. So war dies Blutfeld nicht nur ein Sarg, vielmehr auch eine Wiege . . . Und nicht zufällig war es, daß nicht nur im kleinen Umkreise der Freirichter starb, der Bauernkönig, und sein Bruder, der Bergmeister von Goldberg, auch der alte Tuscha fiel, da er Breslau verteidigte, ebenso wie sein Lieblingssohn Luzan fiel, da er die gute Nachricht gebracht hatte. Da war kein Haß mehr zwischen den beiden Völkern, keine Verachtung und keine Feindschaft. Da war aus zwei Wurzeln ein Baum geworden, der nun das ganze Land überschattete.“ Diesen Schlesiern also gehört das schlesische Land, die es urbar gemacht, bebaut und zu einer zivilisierten Provinz Europas erhoben haben. Auf dieses Land haben allein die Schlesier An-

spruch, sonst niemand. Wenn sie sich schließlich, in ihrer Mehrheit sowieso von deutscher Abstammung und Sprache, dem deutschen Kulturkreis zuwandten, so war dies ihre eigene Sache, und keinem Ausländer und Außenstehenden ist es gestattet, dieses Urteil revidieren zu wollen. Es kann nur anerkannt werden. Dies tat der polnische Staat bereits Mai 1335 im Verzicht auf Schlesien im Vertrag von Trentschin „unter Handauflegung auf das Heilige Evangelium“ und „auf ewige Zeiten“. Er respektierte damit nur eine Entscheidung, die die Schlesier bereits getroffen hatten.

Dies zeigt auch ein Rückblick in die evangelischen Gemeinden, in denen vor hundert Jahren, also um das Jahr 1850, noch slawisch gesprochen wurde. Es sind drei slawische Sprachen, die uns entgegen-treten. Einmal ist es das sogenannte Schlesi-sch- oder Wasser-polnisch, eine stark mit deutschen Lehnworten durchsetzte alter-tümliche, dem Polnischen verwandte Mundart. Sie wird von einem Kongreßpolen nicht verstanden, so daß auch heute, ähnlich wie die Masuren in Ostpreußen, die in der Heimat verbliebenen Schlesier, die diese Sprache sprechen, von den Polen in klarer Unterscheidung von sich selbst: Slasaki genannt werden, auch deshalb, weil sie sich des Deutschen ebenso selbstverständlich bedienen, wie ihres alten Dialektes. Zum anderen ist es die wendische oder sorbische Sprache und zum dritten das Tschechische. Während die Wasserpolnisch und Sorbischsprechenden autochthon sind, also in ihrer angestammten und seit Jahrhunderten in ihrem Besitz befindlichen Heimat sitzen, sind die wenigen tschechisch sprechenden Gemeinden meist Nachkommen von Hussiten (Ausnahme: Straussenei), denen der preußische Staat, da sie um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, in Schlesien eine neue Heimat gab wie auch den französischen Hugenotten und den evangelischen Salzbergern. Damit aber völlige Klarheit herrsche, wie vor hundert Jahren wie auch die Jahrhunderte zuvor die Sprachenverteilung im evangelischen Schlesien war, seien einige Zahlen genannt. 1864 zählte Schlesien 1 651 303 Evangelische. Von diesen aber sprachen nur noch 70 000 überwiegend wasserpolnisch, etwa 89 000 sorbisch (aber in der preußischen und sächsischen Oberlausitz) und etwa 6000 tschechisch. Der überwiegende Teil der Schlesier sprach also nur deutsch. Aber auch die slawisch sprechenden Schlesier bekannten sich einmütig zur deutschen Kulturgemeinschaft.

I. Um 1850 ist es so, daß südlich und westlich der Oder in keiner evangelischen Gemeinde mehr *wasserpolnisch* gesprochen wird. 1829 sind die Pfarrstellen zu St. Christophorus Breslau und in Brieg St. Trinitatis, in denen für wasserpolnischsprechende Gemeindeglieder der zur Pfarre gehörenden Landgemeinden polnisch gepredigt wurde, auf-

gehoben worden, da für slawische Predigt kein Bedürfnis mehr vorlag. Im gleichen Jahr hört polnischer Gottesdienst in Rosenhain, Goy und Zedlitz im Kreise Ohlau auf. Auf der rechten Oderseite sind es in Mittelschlesien (in Niederschlesien gibt es auch auf der rechten Oderseite keine evangelische Gemeinde mit doppelsprachigem Kirchendienst) die Kirchenkreise Namslau-Groß-Wartenberg, Oels-Bernstadt-Ohlau und Brieg, die mehrsprachige Gemeinden umfassen. Im Kirchenkreise Namslau-Groß-Wartenberg, rund 45 000 Seelen, wird in neun von den zehn großen Pfarrstellen deutsch und polnisch amtiert. Die Gemeinde Neumittelwalde umfaßt etwa 3000 rein deutschsprachige und etwa 8000 wasserpolnischsprechende Gemeindeglieder. Für sie wird alle Sonn- und Festtage erst polnischer, dann deutscher Gottesdienst gehalten und jeden Sonntag das Hl. Abendmahl in beiden Sprachen gefeiert. Der Konfirmandenunterricht wird ebenfalls in beiden Sprachen gegeben. Von den Volksschulen der Pfarrei sind 11 in einem deutschen und 7 in einem polnischen Revisorat zusammengefaßt, je nach ihrer hauptsächlichen Unterrichtssprache. Die Pfarrgemeinde Namslau umfaßt die Stadt Namslau und 17 Dorfgemeinden mit etwa 7000 Seelen, von denen etwa  $\frac{5}{8}$  die deutsche und  $\frac{3}{8}$  die polnische Gemeinde bilden. Der Gemeindekirchenrat umfaßte 1860 die Geistlichen und 12 Laienälteste, von denen 3 aus den deutschen und 4 aus den überwiegend wasserpolnischen Gemeinden und 5 aus der Stadt bestellt werden. Auch hier werden alle Sonn- und Festtage vormittags deutsche und polnische Gottesdienste gleichmäßig abgehalten. Die sonntäglichen Nachmittagsgottesdienste sind nur deutsch. Die Passionsandachten und der Katechismusunterricht werden in beiden Sprachen vorgenommen. Ein deutsches Revisorat umfaßt die Stadtschule und 3 Landschulen, das polnische Revisorat 5 Landschulen. Von den Pfarrern sind zwei gebürtige Breslauer: R. Schwartz und C. Dobschall; der dritte E. Snay stammt aus Postelwitz und dürfte der wasserpolnischen Mundart von Jugend auf mächtig gewesen sein. Unter den 16 Lehrern treffen wir zwei mit slawisch klingenden Namen: Zachler und Tyrra. Deutschsprachige Pfarrer und Lehrer mühten sich also, ihren slawischsprechenden Landsleuten in deren Sprache zu dienen. Zu diesem Zwecke waren an der Breslauer Universität besondere Sprachkurse eingeführt worden. Im Kirchenkreise Oels-Bernstadt mit 62 487 Seelen und 33 Pfarreien wird noch in 4 Pfarrgemeinden außer deutsch auch polnisch amtiert. Es sind dies Pontwitz, Reesewitz, Fürsten-Ellguth und Postelwitz mit Mühlatschütz. In diesen Gemeinden überwiegt die deutsche Gottesdienstsprache und damit das Deutsche als allgemeine Umgangssprache erheblich. Als Beispiel sei Reesewitz genannt, wo jeden Sonn- und Festtag deutsch, aber nur alle vier Sonntage und an den hohen Festen auch polnisch gepredigt

wird. Auch die Namen der Dörfer zeigen an, wie hier deutsche Dorfgründungen neben alten slawischen liegen, in die natürlich auch Deutsche mit hineinsiedelten. Die Dörfer heißen: Reesewitz, Ulbersdorf, Neu-Stradam (deutsche Siedlung), Nieder-Stradam (alte slawische Siedlung), Kunzendorf, Dalbersdorf, Boguslawitz, Eichgrund und Grunwitz. Der Kirchenkreis Ohlau umfaßt 12 Kirchengemeinden mit 31 421 Seelen, von denen nur in 2 Gemeinden noch außer deutsch in polnischer Sprache amtiert wird. Es sind dies Laskowitz und Minken-Peisterwitz. Von Laskowitz wird gesagt: unter 6 330 Seelen etwa 200 wasserpolnische Gemeindeglieder. Jeden Sonntag wird deutscher und alle vierzehn Tage daneben polnischer Gottesdienst abgehalten. Die Nachmittagspredigten an den Feiertagen sind deutsch, nur am Bußtag auch polnisch. Abendmahlsfeiern werden jeden Sonntag deutsch, jeden vierten auch polnisch, sowie Himmelfahrt und Neujahr auch polnisch vorgenommen. Der Konfirmandenunterricht ist nur deutsch. Bei den Slawischsprechenden handelt es sich also um ältere Gemeindeglieder. Der Kirchenkreis Brieg umfaßt bei 44 874 Seelen 24 Kirchspiele. In 5 davon, rechts der Oder gelegen: Scheidelwitz-Michelwitz, Leubusch, Mangschütz, Kauern-Carlsmarkt und Stoberau wird in beiden Sprachen im kirchlichen Leben gewirkt. In Mangschütz und Kauern-Carlsmarkt überwiegt im gottesdienstlichen Leben die polnische, in den drei andern gemischtsprachigen Gemeinden die deutsche Gottesdienstsprache. Die Mangschützer Gemeinde umfaßt 3 829 Seelen, von denen  $\frac{2}{3}$  als wasserpolnisch bezeichnet werden. Von der Parochie Kauern-Carlsmarkt heißt es: Gottesdienst an jedem Sonntage in beiden Kirchen vormittags. In Kauern 3 Sonntage hintereinander polnisch, am vierten deutsch mit geringer Zuhörerschaft. In Carlsmarkt zweimal hintereinander polnisch und ebenso wieder deutsch. In Kauern von Pfingsten bis Michaelis Sonntag nachmittags Katechismuslehre mit den Erwachsenen in deutscher Sprache. Im Winterhalbjahr Sonntag abends in der Schulstube Bibelstunde in polnischer Sprache, von den Hausvätern fleißig besucht. In Oberschlesien ist ein einziger Kreis, der Kreis und Kirchenkreis Kreuzburg fast ganz evangelisch. Hier wohnt auch die größte Menge der wasserpolnisch sprechenden Evangelischen, die sich aber besonders eng zum deutschen Kulturkreis gehörig fühlen. Dieser Kreis gehörte ehemals zum Fürstentum Brieg und blieb als solcher von der Gegenreformation verschont. Seine alten schönen Schrotholzkirchen sind weithin berühmt und bekannt, besonders die von Schönwald und Bürgsdorf. Er umfaßt 33 987 Seelen in 16 Kirchengemeinden, in denen allen etwa gleichmäßig in beiden Sprachen die Gottesdienste und Handlungen vorgenommen werden. Kirchliche Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen werden in allen zweisprachigen Gemeinden

in der Sprache vorgenommen, in der sie gewünscht werden. Von den übrigen evangelischen Diasporakirchenkreisen Oberschlesiens liegen Oppeln und Pleß, welcher letztere vor hundert Jahren auch das Industriegebiet umfaßte, auf der rechten Oderseite. Sie umfaßten damals rund 43 000 Evangelische in 27 Kirchengemeinden, von denen in 15 meistens allerdings sehr wenig polnisch amtiert wurde. *Die evangelische Kirche von Schlesien hat sich um die geistliche Versorgung der gemischtsprachigen Gemeinden besonders bemüht*, vor allem um Nachwuchs an Geistlichen, die der polnischen Sprache mächtig waren, und um polnischsprachige geistliche Literatur. Die Brester *polnische Bibelübersetzung* ist öfters in Halle in der Cansteinschen Bibelanstalt neu gedruckt worden, zuletzt in unserm Zeitraum 1854, ebenso das Augsbургische Bekenntnis 1854 in Königsberg. Das *polnische Gesangbuch* ist 1673 von 5 Breslauer Predigern geschaffen worden und wurde von den schlesischen polnischsprechenden Pastoren Rohrmann 1717, Bockshammer 1776 und Fiedler und Plaskuda 1859 neu herausgebracht. Eine gute *Predigtsammlung*, die von *Dombrowski* um 1600, wurde 1866 in Thorn neu aufgelegt. Eine Menge kleinerer Schriften wurden mit Unterstützung der Breslauer Kirchenleitung von schlesischen Pastoren polnisch oder in der wasserpölnischen Mundart gedruckt und in den Gemeinden verbreitet. Der Generalsuperintendent D. Erdmann ließ es sich nicht nehmen, soviel polnisch zu lernen, daß er seine mischsprachigen Gemeinden auf der Visitationsreise 1866 in ihrer Sprache begrüßen konnte.

II. *Wendisch- oder sorbischsprechende Evangelische* finden wir um 1850 in den Kirchenkreisen der schlesischen Lausitz. Von den fünf Kirchenkreisen Görlitz, Reichenbach, Rothenburg I und II und Hoyerswerda scheiden Görlitz und Reichenbach mit rund 60 000 Seelen aus, da in den Gemeinden dieser Kirchenkreise kein wendischer Gottesdienst gehalten wird. In den 15 Kirchengemeinden des Kirchenkreises Rothenburg I mit 24 738 Seelen sind es 6 Kirchengemeinden, in den 14 Kirchengemeinden des Kreises Rothenburg II mit 29 402 Seelen sind es 7 Gemeinden und in den 15 Kirchengemeinden des Kirchenkreises Hoyerswerda mit 27 591 Seelen sind es 10 Kirchengemeinden, in denen deutsche und wendische Gottesdienstsprache angewendet wird. Der wendisch-sorbische Bereich in der Lausitz also zählt insgesamt 81 731 Seelen, von dessen 44 Kirchengemeinden 23 deutsche und wendische Gottesdienstsprache haben. In der Gemeinde Hoyerswerda wird dabei um 1850 die Zahl der deutschen Evangelischen mit 2559 und die der wendischen Evangelischen mit 4434 angegeben. Das Evangelium ist in diesen Gemeinden seit der Reformationszeit zuhause. Aus Collm, Kirchenkreis Rothenburg I, wissen wir, daß der erste evangelische Prediger Kissitz etwa 1539 in Wittenberg von Luther selbst ordiniert

worden ist, weshalb zur Erinnerung in der Kirche neben der Kanzel ein Lutherbild angebracht wurde. Während in den meisten gemischt-sprachigen deutsch-wendischen Gemeinden deutsch und wendisch gleichmäßig im Gottesdienst und im Konfirmandenunterricht gebraucht werden, überwiegt in drei Gemeinden des Kirchenkreises Hoyerswerda das Wendische. Von der Kirchengemeinde Spreewitz heißt es, daß von den etwa 1000 Gemeindegliedern die meisten Wenden seien. Die Gottesdienste sind meist wendisch, deutsche nur nach Bedürfnis. Im zur Gemeinde gehörenden Filialort Burghammer hingegen ist sonntäglich nachmittags Gottesdienst und zwar in deutscher Sprache und alle vier Wochen Christenlehre für Erwachsene ebenfalls deutsch. In der Kirchengemeinde Schwarz-Collm ist allsonntäglich wendischer und alle vierzehn Tage deutscher Gottesdienst. Von der Gemeinde Lohsa hören wir, daß auch in den Schulen deutsch und wendisch unterrichtet wird. Das Wendische zerfällt in eine nieder- und oberwendische Mundart. Die niederwendische Mundart besitzt Bibelübersetzung, Liedersammlung, Grammatik, Sprachlexikon und eine politische Zeitschrift. Das Oberwendische hat um 1850 fünf eigene Büchereien, einige hundert Schriften und mehrere Zeitschriften aufzuweisen. Ihr kultureller Mittelpunkt ist die *Macica Serbsca* in Bautzen (wendisch: Budissin). Der älteste *wendische Katechismus* stammt von 1597. Die *vollständige Bibel* ist seit 1728 in mehreren wendischen Ausgaben vorhanden. Das *wendische (Budissiner) Gesangbuch* seit 1710 in mehreren Ausgaben, zuletzt in unserem Zeitraum 1860, umfaßt 816 Lieder, ein Zeichen für die Singefreudigkeit der slawischsprechenden Evangelischen, was ebenso für die wasserpolnisch sprechenden wie die hussitischen Gemeinden gilt. Dem Gesangbuch sind auch Gebete in wendischer Sprache beigegeben. Die evangelischen Geistlichen der wendisch-deutschen Gemeinden sind weit hin die eifrigsten Förderer wendischer kultureller Arbeit. Für unseren Zeitraum nennen wir nur einen, den Pastor Seiler von Lohsa. Er hat 1830 eine Grammatik der Sorben-Wendischen Sprache nach dem Bautzener Dialekt herausgebracht, 1842 *Wendische Schullieder und Arien und Wendische Fabeln*. Er ist Gründer und langjähriger Redakteur der politischen Zeitschrift *Tydzenska Nowina* und des *Neißer Boten* und Mitglied der Leitung der *Macica serbsca* in Bautzen.

III. Die *tschechischsprechenden Gemeinden* innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche sind überwiegend Gründungen Friedrich des Großen, der den um ihres Glaubens Bedrückten in Schlesien Zuflucht gewährte. Im Kreis Groß-Wartenberg ist es die Gemeinde Groß-Friedrichs-Tabor, im Kreise Oppeln die Gemeinde Friedrichsgrätz und im Kreise Strehlen die Gemeinde Hussinetz. Hinzu kommt noch die alte Gemeinde Straussenei bei Bad Kudowa in der Grafschaft Glatz. Von

Friedrichsgrätz haben sich später die Filialgemeinden Petersgrätz und Sacken zu selbständigen Gemeinden entwickelt. In diesen Gemeinden wurde um 1850, da es sich nur um die genannten Kolonisten handelte, nur tschechisch gepredigt. Eine Ausnahme macht nur Straußenei, wo auch deutsche Gottesdienste stattfinden. Sie sind also nach hundert Jahren trotz der deutschen Umgebung frei, ihr gemeindliches Leben in ihrem Sinne zu leben. *Dem Bekenntnis nach halten sie sich meist zu den Reformierten* und bilden den Hauptbestandteil der wenigen reformierten Gemeinden in der schlesischen Kirche. Ihr Gesangbuch, das 1823, 1844 und 1850 in Breslau neu aufgelegt wurde, enthält Psalmenlieder, die im 16. Jahrhundert von Georg Strytz nach hugenotischen Vorlagen bearbeitet wurden und etwa 500 zum Teil sehr alte tschechische Lieder, deren Sammlung Amos Comenius 1659 in Amsterdam veranstaltet hatte und einige Übersetzungen deutscher Lieder. Daneben wurde noch ein anderes benutzt, das 1737 in Leipzig herauskam und *Cithara sanctorum . . .* heißt. Im übrigen sind die Schriften des Comenius und die alte Bibelübersetzung des 16. Jahrhunderts in Gebrauch. Die Geistlichen dieser Gemeinden um die vorige Jahrhundertmitte kommen alle aus dem Inneren Böhmens, was durchaus nicht ihre Anstellung ausschließt.

So haben sich innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche slawischer und deutscher Volksteil gegenseitig durchdrungen und gefördert und wußten sich als gleichberechtigte Träger eines gemeinsamen Erbes und Landes.

Lic. Dr. Gerhard Hultsch

(früher Nädlingen b. Breslau) jetzt Ulm, Haßlerstraße 39

---

Literatur: F. G. Anders: Historische Statistik der Evang. Kirche in Schlesien, Breslau 1848 und 1867.

# Wicherns Bemühungen um die soziale Frage in Schlesien

Wer sich das weitverzweigte Lebenswerk Joh. Hinr. Wicherns, des Herolds der Inneren Mission, vertieft, <sup>1)</sup> der stößt auf die auffallende Tatsache, daß Wichern für die Provinz Schlesien ein ganz besonders lebhaftes Interesse bewiesen hat. <sup>2)</sup> Bei dem stark ausgeprägten sozialen Verantwortungsbewußtsein, das ihn beseelte, mußten auch die in dieser Provinz hervortretenden sozialen Mißstände seine Aufmerksamkeit und seinen Helferwillen umso mehr in Anspruch nehmen, je mehr er auf seinen vielen schlesischen Reisen seit 1848 die verhängnisvollen Auswirkungen der sozialen Nöte aus eigener Anschauung kennen lernte. Es waren dies vor allem die Nöte der Weber, der Fabrikarbeiter und der Landarbeiter.

## a) Die Weber

Daß die katastrophale Notlage der schlesischen Weberbevölkerung auch nach 1848 im großen und ganzen unvermindert andauerte, bezeugt u. a. Wichern selbst. Über seine erste Zusammenkunft mit dem Liegnitzer Reg.-Präsident v. Westphalen teilte er mit: „Wir waren bald ganz in den hiesigen schlesischen Zuständen, die trostlos scheinen.“ <sup>3)</sup> Unter dem Eindruck der Schilderungen des Kaufmanns Weiß aus Reichenbach schrieb er nach Hause: „Es sind die armen Weber in Langenbielau, Peterswaldau usw., lauter Dörfer mit 12 000 Einwohnern, wo die armen Menschen zu Grunde gehen, und wenn Gott nicht hilft und die Regierung nicht weise wird, 40 000 Bettler unvermeidlich sind. Es ist wahrlich erschrecklich, was ich wieder über die dortige Not und Armut gehört.“ <sup>4)</sup> Über das Dorf Sawerta äußert er: „Die meisten Bewohner sind aber arme oder in Gefahr der Verarmung stehende Weber.“ <sup>5)</sup> Das Gleiche betont v. Minutoli in seiner Denkschrift an den Minister für Handel und Gewerbe, wo er feststellt, daß die Zustände immer unhaltbarer würden, namentlich nachdem die schon halb erstorbene Leinenindustrie den politischen Stürmen des

<sup>1)</sup> M. Gerhardt, Joh. Hinr. Wichern, 3 Bände, 1927. 1928. 1931.

<sup>2)</sup> Die besonderen Motive für dieses Interesse habe ich in meiner Schrift „Joh. Hinr. Wichern und Oberschlesien“ S. 7ff. ausführlich dargestellt. Der Verfasser.

<sup>3)</sup> Wich. an s. Frau 6. III. 1849.

<sup>4)</sup> Wich. an s. Frau 13. VII. 1853.

<sup>5)</sup> Wich. an s. Frau 12. VII. 1858.

Revolutionsjahres erlegen sei. <sup>6)</sup> Ein warmes Mitgefühl mit dieser Not und gleichzeitig ein starkes Vertrauen auf Wichern und seinen sozialen Helferwillen spricht aus einem Brief der Gräfin Elise v. Stolberg: „Wir kommen eben aus Schlesien, von Landeshut, zurück, wo der Hunger wüthet, und das Herz einem brechen möchte beim Anblick und Gedanken an die unglückliche dortige Menschheit. Gewiß empfangen Sie von allen Seiten Klagebriefe und Notschreie. Allein der Herr hat Sie ja auch so ganz besonders erwählt und ausgerüstet als Sein Werkzeug, um zur Buße zu rufen und zu helfen und zu raten, unsere treuesten heißen Segenswünsche umgeben Sie ob nah oder fern.“ <sup>7)</sup>

Wenn die Bemühungen des Staates zur Behebung dieser Notstände so gut wie erfolglos waren, so lag dies jedenfalls *nicht daran, daß die Liegnitzer Regierung untätig gewesen wäre.* Der Sachbearbeiter Reg.-Rat v. Minutoli hat es an bemerkenswerten Vorschlägen und Reformplänen nicht fehlen lassen. In der oben zitierten Denkschrift von 1849 setzte er sich gründlich mit den Ursachen der fortdauernden Notlage der Weber und Spinner auseinander und bezeichnete als Hauptursache das sog. „Kaufsystem“, das den „gepriesenen Stand der sog. selbständigen Spinner und Weber“ zu dem des unselbständigsten Arbeiters gemacht habe. Die Existenz der meisten schlesischen Leinenarbeiter hänge lediglich von einem Kaufmannstand ab, der bei dem großen Angebot mittelloser Weber naturgemäß ein leichtes Geschäft finde. Das Risiko trage bei diesem System der Arbeiter allein. Dieser müsse bei eintretender Konkurrenz den Händler suchen, während der Letztere aus dem vermehrten Angebot die Vorteile ziehe. Indem dadurch der Arbeiter verbittert und die Arbeit schlechter würde, während anderseits die Ansprüche auf Solidität in derselben Zeit wüchsen, erobere die irische Leinenindustrie den Markt und verdränge die schlesische Ware. Das Kaufsystem sei Raubbau. Der Kaufmann nutze den Arbeiter aus, ohne sich für ihn verantwortlich zu fühlen und ohne daran interessiert zu sein, durch Zuführung körperlicher, geistiger und sittlicher Kräfte einen qualifizierten Arbeiterstand heranzubilden. *Der Staat dagegen habe großes Interesse an der Gesunderhaltung der Arbeiterschaft. Ihre Kräfte seien Nationalgut und dürften nicht Gegenstand der Spekulationen Einzelner werden.* Besserung sei mithin nur zu erwarten von einem „von Intelligenz, Sittlichkeit, Unternehmungsgeist und durch pekuniäre (staatliche) Mittel unterstützten Fabriksystem“. <sup>8)</sup> Minutoli war sich klar darüber, daß die zur Durchführung des „Fa-

<sup>6)</sup> Denkschrift v. 1. II. 1849 mit dem Titel: „Läßt sich von der Herstellung der Leinenindustrie eine Aufhülfe des schles. Gebirges erwarten?“ (abgedruckt in v. Minutoli: Die Lage der Weber und Spinner usw. S. 29 f.).

<sup>7)</sup> Elise v. Stolberg, geb. v. Thun an Wich. 2. VII. 1854. Wich. Archiv.

<sup>8)</sup> v. Minutoli, Die Lage der Weber und Spinner usw. S. 74.

briksystems“ erforderliche Heranbildung geeigneter Fabrikanten längere Zeit in Anspruch nehmen würde und überdies ein Teil der Leinenindustrie überhaupt nicht mehr lebensfähig war. Daher hielt er außerdem die *Umschulung* eines Teiles der Weberbevölkerung, namentlich der Jugend, für die Landwirtschaft für einen Ausweg. Er versprach sich hierbei auch eine gesundheitliche und geistig sittliche Hebung derselben. „Solange sie hinter dem Ofen hocken, die Luft und Anstrengung scheuen, solange ihnen die Kartoffelschale genügt, müssen sie immer mehr degenerieren. Der kräftigste Schutz dagegen sind schwere Arbeiten im Freien.“<sup>9)</sup> Des weiteren schlug Minutoli vor, zur Entlastung des Arbeitsmarktes die Chemikalienindustrie und andere Industriezweige auszubauen. Für die landwirtschaftliche Umschulung der Jugend wurden von Minutoli entsprechende Anstalten in Vorschlag gebracht. Er wies auf die Erfolge im Rauhen Hause und in Gr. Hennersdorf (Sachsen) hin, die er beide persönlich besucht hatte. „Hier sieht man die schlagende Wirkung einer vereinigten theoretischen und praktischen Ausbildung unter *Mithilfe streng sittlicher Erziehung*: Lebensfrische und Lebenslust, Fleiß, Ordnung, Ehrgefühl, Anständigkeit, Gewandtheit, mechanische Geschicklichkeit — sind die Früchte dieser Bildung und Erziehung, welche dem Eintretenden sofort entgegenleuchten.“<sup>10)</sup> Auch das *Familienprinzip* empfahl er zur Nachahmung. Und zwar sollte — das war sein Vorschlag — zuerst nur eine Anstalt in Grüssau gegründet werden, nicht bloß als Versuchsanstalt, sondern als Pflanzschule zur Ausbildung von Lehrern. Das Lehrpersonal sollte aus Brüdern des Rauhen Hauses bestehen und Wichern selbst um eine Besichtigung gelegentlich einer oberschlesischen Reise und um seinen Rat gebeten werden.

Wir sehen deutlich, wie hier die oben bereits erwähnten Wichernschen Einflüsse<sup>11)</sup> zur Geltung kamen und zu konkreten Vorschlägen führten.

Bevor wir diese jedoch weiter verfolgen, sei bemerkt, daß die übrigen Bemühungen Minutolis, soweit sie die Neuorganisierung und technische Verbesserung der Leinenindustrie direkt betrafen, jedenfalls bis etwa Anfang 1851, nur sehr geringfügige Wirkungen erzielt zu haben scheinen. Als die Folgen zweier Minist. Erlasse (1849 und 1850) führt Minutoli nur an: 1. Die Regierung wurde zu Vorschlägen betr. Errichtung von Flachsmärkten aufgefordert. 2. In Hirschberg plante die Handelskammer die Anlegung von Flachsmagazinen. 3. In den

<sup>9)</sup> v. Minutoli, a. a. O. S. 91.

<sup>10)</sup> Minutoli, Denkschrift v. 6. I. 1849, abgedruckt in Minutoli, Die Lage der Weber und Spinner usw.

<sup>11)</sup> Vgl. oben Kap. I. S.

Reg. Bezirken Breslau und Liegnitz wurde die Gründung von Spinn-  
 schulen eingeleitet und zuerst in den Kreisen Lauban, Löwenberg  
 und Hirschberg verwirklicht. 4. Zur Verbesserung des Hechelverfah-  
 rens wurden auf Staatskosten 300 entsprechende Geräte für Spinn-  
 schulen verteilt. 5. Gründung von Weberschulen wurde eingeleitet.  
 6. Zur Einführung des Dampf-Röstverfahrens wurden vom Mini-  
 sterium 10 000 Mark als Unterstützung zugesichert. 7. Ein junger  
 Bleicher wurde zur Ausbildung nach England gesandt. 8. Die Einfüh-  
 rung neuer Industriezweige zur Entlastung des Arbeitsmarktes wurde  
 eingeleitet. — Angesichts dieser höchst dürftigen Maßnahmen kann  
 es nicht Wunder nehmen, daß dieselben seitens der Öffentlichkeit kei-  
 nerlei Beachtung fanden bzw. nur abfällige Kritik hervorriefen. Sie  
 sind jedenfalls ein Zeichen für *die Hilflosigkeit der Staatsbehörden*  
 gegenüber dieser bereits ein Menschenalter währenden Landesnot,  
 wie das Wichern ja auch empfand. Wenn sich einige *Adelige aus den*  
*erweckten Kreisen* privatim für die Einrichtung von Spinnschulen ein-  
 setzten, so ist nicht ausgeschlossen, daß hier Wichernsche Einflüsse  
 wenigstens indirekt mitgewirkt haben, da Wichern mit den Betreffen-  
 den gerade auf seiner Besichtigungsreise in Sachen der Weberhilfe  
 (März 1849) persönliche Fühlung genommen hatte. So richtete Graf  
 Eberhard zu Stolberg-W. auf seinem Gut in Kreppelhof aus eigenen  
 Mitteln eine Spinnschule ein, während Graf Schaffgotsch zur Grün-  
 dung von Spinnschulen reiche Unterstützungen gab, und „Gräfin  
 Reden zu Buchwald ihre schon viel bewährte Teilnahme für die Ver-  
 besserung der Gebirgszustände ebenfalls durch Unterstützung einer  
 Spinnschule wiederum kundtat“. <sup>12)</sup>

Gemäß dem Vorschlag v. Minutolis wurde Wichern durch das Mini-  
 sterium zu einer *Besichtigung von Grüssau* und zur Erstattung eines  
 Gutachtens über die dort einzurichtende landwirtschaftliche Bildungs-  
 anstalt aufgefordert. Es war das erste und einzige Mal, daß Wichern  
 selbst offiziell zur Bekämpfung der Webernot herangezogen wurde.  
 Die Reise begann mit eingehenden Besprechungen mit Minutoli und  
 dem Reg. Präsidenten v. Westphalen in Liegnitz und wurde auch  
 gleichzeitig zur Besichtigung von Fabriken und Gefängnissen benutzt.  
 Aber „den Mittelpunkt bilden die Weber im Hirschberger Tal“. <sup>13)</sup>  
 Nach einer langen Wagenfahrt mit den beiden Landräten von Hirsch-  
 berg und Landeshut (den Grafen Wilhelm und Eberhard zu Stolberg-  
 W.) fand die etwa 4stündige Besichtigung der Klostergebäude statt,  
 auf Grund deren Wichern den Vorschlägen v. Minutolis zustimmte.  
 Über die Rückfahrt über Erdmannsdorf, Warmbrunn, Hermsdorf, Pe-

<sup>12)</sup> v. Minutoli, Die Lage der Weber usw. S. 55.

<sup>13)</sup> Wich. an s. Frau 6. III. 1849.

tersdorf (wo er das Vitriolwerk besichtigt zu haben scheint) schrieb er nach Hause: „Das ganze Tal war mit arbeitenden Menschen besetzt, da auf Graf Wilh. zu Stolberg-W.'s Betreiben hier hindurch eine Heerstraße über das Riesengebirge gebaut wird.“<sup>14)</sup> Indessen gab es in Liegnitz noch schwierige Verhandlungen über die Grüssauer Pläne, bei denen die *konfessionellen Gegensätze* eine Rolle spielten, so daß man vorläufig noch nicht zum Ziele kam und Wichern Ende April auf seiner 3. oberschlesischen Reise nochmals in Liegnitz vorsprach. Als Ausweg empfahl er, in Grüssau zwei nach Konfessionen gesonderte Anstalten für Weberwaisen einzurichten. In diesem Sinne hatte er bereits am 22. April sein Gutachten an die Ministerien erstattet. Ob der Einspruch des Breslauer Fürstbischofs Diepenbrocks dagegen oder andere Hindernisse der Grund waren, daß der ganze Plan offenbar gescheitert ist, war leider nicht festzustellen.

Von den späteren Reisen Wicherns haben wir wiederum gelegentliche Zeugnisse für seine weitere Teilnahme an der Webernot, ohne daß jedoch von einem aktiven Eingreifen seinerseits etwas verlautet. Sehr lebhaft beschäftigte ihn das Problem vor allem auf der Reise 1853. Über die Ursachen der Notstände heißt es z. B.: „Die Weberei mit allen ihren Folgen füllt die Dörfer. Auch dort<sup>15)</sup> wie in Schlesien gibt man als Hauptgrund des Zurückkommens die schlechten mit Baumwolle verfälschten Waren an. Dahinein wirken noch viele andere Verhältnisse, um das Volk zu ruinieren. Vor allen Dingen hört man von der wahrhaft erschreckenden Leidenschaft, mit der das Lottospiel in ausgedehntester Weise getrieben wird.“<sup>16)</sup> Sehr wertvoll waren ihm auf dieser Reise die sachverständigen Schilderungen des trefflichen Reichenbacher Kaufmanns (und rührigen Mitglieds der *Reichenbach-Frankensteiner Konferenz*) Weiß: „Es ist erhebend, was ich mir über die Anstrengungen solcher Männer wie Weiß gemerkt habe, die jenseits des Meeres die Verbindungen aufsuchen, aus denen sich Kanäle der Hilfe ableiten lassen. Die Klage ist aber auch da wieder, daß *diejenigen, welche die Sache kennen, in Berlin nicht gehört werden*, wogegen am grünen Tisch von irgend jemand dekretiert wird, was ganz und gar den wirklichen Lebensverhältnissen nicht entspricht. Auf 1 Zentner Twist, den Herr Weiß verarbeiten läßt von den armen Leuten, liegt ein Kostenaufwand von 5 Talern, an Zoll 3 Taler und Transport 2 Taler von Hamburg bis Reichenbach und zurück. Für 5 Taler aber liefert England die ganze Arbeit an einem Ballen. Wie kann nun der deutsche Fabrikant mit dem englischen bestehen, und wenn er das

<sup>14)</sup> Wich. an s. Frau 10. III. 1849.

<sup>15)</sup> sc. in Sachsen.

<sup>16)</sup> Wich. an s. Frau 27. VI. 1853.

nicht kann, wie soll er die Weber beschäftigen? Was läge näher, als Ermäßigung dieses Zolles, was aber unerreichbar ist? Warum zieht man nicht Leute wie einen Weiß in Berlin zu Rate? <sup>17)</sup>

*Auch die Brüdergemeinde nahm sich in ihrem Wirkungsbereich warmherzig und tatkräftig der notleidenden Weberbevölkerung an.* Es handelte sich hier um die besonders verarmte Weberkolonie „Schobergrund“ bei Oberpeilau, die von der benachbarten Brüdergemeinde in Gnadenfrei aus eifrig betreut wurde. Der Inhalt jener Berichte läßt erkennen, daß diese Arbeit bewußt anknüpfte an Wicherns Ausführungen in der Denkschrift. Über die erfreulichen Erfolge dieser Arbeit konnte 1851 in den Flieg. Blättern berichtet werden: „daß die schon vor längerer Zeit dort eingerichteten Sonntagnachmittag- und Abendgottesdienste auch in diesem Jahre ununterbrochen fortgesetzt werden, und daß von ihnen ein Segen in der Gemeinde sich spüren läßt. Bei vielen der tiefgesunkensten Menschen hat sich etwas Besseres angebahnt. Der erstorbene kirchliche Sinn wird wieder rege; in manchen Häusern entsteht ein Verlangen nach der Bibel. Durch die an jene Abendgottesdienste sich anschließenden Verbindungen ist es dem Geistlichen gelungen, zwei seit Jahren in wilder Ehe lebende Paare zur kirchlichen Trauung zu bewegen. Auch ist die Äußerung eines Langenbielauer Fabrikanten bemerkenswert, der erklärte, daß er jetzt mit der Arbeit der Schobergrunder Weber weit mehr zufrieden sei als sonst. Früher waren die Leute in Verruf wegen ihrer schlechten Arbeit und weil sie Garn stahlen. Die Bewohner des Ortes sammeln jetzt eifrig für eine Glocke, die sie zu den kirchlichen Versammlungen im Schulhause zusammenrufen soll. Auch ist eine Sonntagsschule für Mädchen gegründet, und die Kinder haben ihre Lust und Freude daran.“ <sup>18)</sup> Mit dieser Darstellung kontrastiert allerdings die Bemerkung Wicherns aus späterer Zeit, daß die Arbeit der Brüdergemeinde in Schobergrund „vergeblich“ gewesen sei. <sup>19)</sup> Offenbar waren — trotz jener erfreulichen Anfangserfolge in seelsorgerlicher und kirchlicher Hinsicht — die eigentlichen sozialen Schäden weiter bestehen geblieben. Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb *die Reichenbach-Frankensteiner Konferenz etwa um 1862 die Bekämpfung der Webernöte energisch in Angriff nahm.* Durch Anstellung des Bruders Pelika vom Rauhen Hause eigens für den Zweck der Weberhilfe kamen erneut Wichernsche Einflüsse zum Einsatz. Durch eine Geldsammlung, deren Ertrag zur Hälfte dem Ortsgeistlichen, zur Hälfte dem Bruder Pelika zur Verwendung gegeben wurde, sind „viele Hundert armer redlicher Leute getröstet, wieder arbeitsfähig gemacht, vor gänzlicher

<sup>17)</sup> Wich. an s. Frau 13. VII. 1853.

<sup>18)</sup> Flieg. Bl. 1851, S. 183 f.

<sup>19)</sup> Flieg. Bl. 1863, S. 220

Verarmung und vor Verzweiflung bewahrt, und es ist ihnen gezeigt worden, daß die Macht der christlichen Liebe gedungen hat und dringt, also zu tun.“<sup>20)</sup> An weiteren Hilfswerken wurden 1863 im Schobergrund eine Näh- und Flickschule, ein Unterricht für Konfirmierte, eine Beaufsichtigung kleiner Kinder sowie eine Armen- und Krankenpflege eingerichtet.

Eine wesentliche Verstärkung Wichernscher Einflüsse bedeutete es, daß auch *Meyeringh*<sup>21)</sup> sich mit Eifer und Energie für diese Arbeit einsetzte. Gleich zu Anfang seiner schlesischen Tätigkeit berichtete er über „die so arg in Bettel, Diebstahl und Unzucht verkommene Bevölkerung im Schobergrund.“<sup>22)</sup> Seine erste Besprechung mit der Reichenbach-Frankensteiner Konferenz in Lampersdorf galt u. a. den hier geleisteten und noch zu leistenden Arbeiten. Als neue Aufgaben regte er die Gründung von Spar-, Konsum- und Bauvorschußvereinen und Kleinkinderpflege an. Einer seiner Lieblingsgedanken, die Schaffung einer *Dorfdiakonissenanstalt* mit spezieller Ausbildung von Kleinkinderlehrerinnen, die wenige Jahre später in Frankenstein verwirklicht wurde, ist zweifellos durch die Bekanntschaft mit den Zuständen in Schobergrund entscheidend mitbestimmt, wenn nicht überhaupt angeregt. Einstweilen beschloß man, für den Schobergrund durch die Konferenz in Verbindung mit der Brüdergemeinde eine Diakonisse anzustellen, obwohl *Meyeringh* stattdessen lieber die Berufung eines Diakonen gewünscht hätte, da Pelika seine dortige Arbeit aufgab. Die Fürsorge für den Schobergrund bezeichnete er als eine Hauptaufgabe des neuen Agenten für den C. A., Pastor Wunderling in Gnadenfrei. Auf derselben Reise besichtigte *Meyeringh* auch in Peterswaldau mit dem dortigen Pastor Wilking zusammen die Weberwohnungen und erhielt dadurch sowie durch Erkundigungen über die Lebensweise dieser Leute „ein anschauliches Bild dieses in ein bedenkliches Proletariat versinkenden Arbeiterstandes.“<sup>23)</sup> In einer eingehenden Besprechung mit der Gräfin Friedrich zu Stolberg-W. in Peterswaldau über die sozialen Mißstände unter den Webern und über die zu ergreifenden Hilfsmaßnahmen schlug er ein Kosthaus für Webergesellen, Spar- und Konsumvereine, eine Kleinkinderschule und die Bildung eines Jünglingsvereins vor. Von einem Besuch bei Pastor Spillmann in Lauban, wobei die kirchlichen und sozialen Zustände im Kreis Lauban das Gesprächsthema bildeten, hoffte *Meyeringh*, daß Spillmann daraus einige fruchtbare Anregungen empfangen habe. Den Abschluß der sozialen Bemühungen *Meyeringhs* auf jener ersten Reise

<sup>20)</sup> Flieg. Bl. 1864, S. 239

<sup>21)</sup> Agent des Berliner Centralausschusses für Innere Mission — Wicherns Freund und

<sup>22)</sup> *Meyeringh* an C. A. 14. VI. 1863.

<sup>23)</sup> Ebenda.

bildete sein Gespräch mit dem Oberpräsidenten v. Schleinitz, der sich u. a. über die Zustände der Weberbevölkerung berichten ließ. Die Gnadenfreier Konferenz im Oktober 1865 gab Meyeringh nochmals Gelegenheit, im kleinen Kreise mit einigen Mitgliedern der Reichenbach-Frankensteiner Konferenz die Arbeiten im Schobergrund eingehend zu beraten.

## b) Die Fabrikarbeiter

Die Lage der Fabrikarbeiter in Schlesien fand bei Wichern bei weitem nicht die Beachtung, die er der allerdings für diese Provinz besonders charakteristischen Webernot entgegenbrachte. Von der Liegnitzer Reise im März 1849 wird nur ganz allgemein die Besichtigung von Fabriken und ohne weitere Bemerkung das Vitriolwerk in Petersdorf erwähnt. Die wenigen sonstigen Zeugnisse, die sein Interesse in dieser Hinsicht bekunden, befassen sich lediglich mit der pädagogischen und sittlich religiösen Seite des Problems. Bemerkenswert ist eine in den Fliegenden Blättern veröffentlichte Statistik über „die Beschäftigung von Kindern in den Fabriken des preußischen Staates“. <sup>24)</sup> Hier wird festgestellt, daß die *Kinderbeschäftigung* in den Jahren 1849—1852 sich erheblich verringert hat, und zwar:

### I. in den Fabriken für Gespinste und Gewebe

Rheinprovinz	von 16,19 ‰	auf 9,72 ‰
Westfalen	von 15,49 ‰	auf 12,89 ‰
Schlesien	von 6,91 ‰	auf 3,65 ‰
Brandenburg	von 6,21 ‰	auf 2,58 ‰
Sachsen, vermehrt	von 3,17 ‰	auf 4,79 ‰ der Gesamtbelegschaft.

### II. in der Eisenwarenfabrikation

Ganz Preußen	von 6,23 ‰	auf 4,48 ‰
Reg. Bez. Oppeln	von 126 Kindern	auf 44 Kinder (also um ca. 60 ‰)

III. in den dem Bergbau verwandten Unternehmungen kamen in den Reg. Bez. Frankfurt, Erfurt, Breslau, Potsdam, Berlin

1849 auf 12436 Arbeiter	953 Kinder,
1852 auf 15170 Arbeiter	1013 Kinder.

Dazu wird bemerkt: Da in dieser Zeit keine erhöhten Schwierigkeiten seitens der Gesetzgebung erfolgt seien, sei die Ursache für die Ab-

<sup>24)</sup> Flieg. Bl. 1856 S. 89.

nahme in der „lebendig gewordenen Erkenntnis von den Gefahren für das leibliche und geistige Wohl des heranwachsenden Geschlechtes“ zu suchen und diese Tatsache als ein günstiges Zeichen für die Kräftigung des sittlichen Bewußtseins der Nation zu werten. Es liegt nahe, wenigstens einen Teil des Verdienstes an diesem Fortschritt der Inneren Mission, also Wichernschen (mittelbaren) Einflüssen zuzuschreiben die gerade in jenen Jahren besonders wirksam waren. Die Statistik läßt ferner gerade für Schlesien eine besonders günstige Entwicklung erkennen, obwohl hier die organisatorische Festigung der Inneren Mission sich langsamer als anderswo durchsetzte.

Die *schädigenden Einwirkungen der Industriearbeit auf Kirchlichkeit und Sittlichkeit* wird gelegentlich hervorgehoben. So klagt Wichern selbst über viel unsittliches Wesen in Peterswaldau, „was besonders durch die vielen Fabriken veranlaßt wird“. <sup>25)</sup> Lt. Fliegende Blätter wird in Niederschlesien ganz allgemein am Sonntag in den Fabriken gearbeitet. <sup>26)</sup> Ähnlich wird aus der Diözese Parchwitz geklagt über den ungünstigen Einfluß der Fabriken, in deren Nähe die Kirchlichkeit verdorrt sei, und die durch ihr Beispiel der Sonntagsarbeit auch die Umgebung ansteckten. <sup>27)</sup> Über Oberschlesien heißt es: „In den Städten in Oberschlesien arbeiten die Werkstätten bis Sonntagmittag. Genußsucht und wüstes Wirtshausleben ist in Stadt und Land überall zu finden. Die gebildeten Stände geben mit ihren vom Sonnabend bis in die Morgenstunden des Sonntags hinein reichenden Bällen ein schlechtes Beispiel.“ <sup>28)</sup>

Von Gegenwirkungen wird auch nur spärlich berichtet, ohne daß dem eigentlichen Problem auch nur annähernd an die Wurzel gegangen wird. In Görlitz richteten die Besitzer einer Tuchfabrik, 2 Brüder, mit ihren Arbeitern eine Morgen- und Abendandacht ein, welche sie selber leiteten. Es heißt in dem Bericht dann weiter: „Für die dortige Gegend ist diese Einrichtung etwas ganz Neues, und es fehlt, wie zu erwarten steht, nicht an Bekritteltung und Bespottung dieser Liebestat. Allein die beiden Fabrikherren lassen sich dadurch nicht irren, und es wird ihnen hinreichender Ersatz in dem dankbaren Eingehen der Arbeiter auf diese christliche Lebensordnung geboten.“ <sup>29)</sup> In Liegnitz wurde der Sonntagheiligung entgegengearbeitet durch Sonntagsschulen für Mädchen und durch Dienstmädchenversammlungen an den Sonntagnachmittagen. <sup>30)</sup>

*Erst Meyeringh faßte das Problem des Industrieproletariats in Schlesien etwas energischer an*, obwohl auch er sich im wesentlichen auf

<sup>25)</sup> Wich. an s. Frau 30. X. 1859.

<sup>26)</sup> Flieg. Bl. 1866, S. 209 ff.

<sup>27)</sup> Flieg. Bl. 1866, S. 168 ff.

<sup>28)</sup> Flieg. Bl. 1866, S. 209 ff.

<sup>29)</sup> Flieg. Bl. 1854, S. 147.

<sup>30)</sup> Flieg. Bl. 1866, S. 209 ff. Inzwischen hatte Meyeringh dort gewirkt und Schian seine rege Tätigkeit entfaltet.

sittlich religiöse Gegenwirkungen beschränkte. Bei seinem ersten Besuch in Oberschlesien (1863) war er offenbar stark beeindruckt von der in den Industriebezirken sich zusammenballenden Not unter den Arbeitern an den Kohlengruben und Eisenhütten namentlich im Kreise Beuthen. Leider ist nicht bekannt, ob aus seinen oberschlesischen Plänen etwas geworden ist. In Peterswaldau, wo die *Gräfin Friedrich zu Stolberg-W.* — als eine der eifrigsten Förderinnen Wichernscher Bestrebungen in Schlesien — ein Krankenhaus mit einer angegliederten Abteilung zur Erziehung von 12 Waisenmädchen sowie ein Kost- und Logierhaus für Fabrikmädchen eingerichtet hatte, verhandelte Meyeringh mit dem dortigen Ortsgeistlichen Pastor Heiber 1865 über die weitere Entwicklung dieser Arbeiten. Heiber versprach, sich dieserhalb mit der z. Zt. abwesenden Gräfin ins Benehmen zu setzen. Eine erfreuliche Bereitschaft zu sozialen Maßnahmen fand Meyeringh bei dem Peterswaldauer Kommerzienrat Geissler, mit dem er über Innere Mission unter dessen Fabrikarbeiterinnen verhandelte. In der Geisslerschen Fabrik, die er besichtigte, sowie in der Konkurrenz (Firma Zwanziger) waren Tausende von Arbeitern, darunter viele Mädchen beschäftigt, die größtenteils sittlich zu verkommen drohten. Meyeringh regte an, christliche Aufseher anzustellen, kurze Morgenandachten für die Arbeiter einzurichten und eine Industrieschule und einen Sonntagsverein für Fabrikmädchen zu gründen. Ähnliche Vorschläge machte er auch in Görlitz gelegentlich einer Versammlung des Frauenvereins. Bemerkenswert in sozialer Hinsicht war ferner die Stellungnahme in der Frage der Sonntagsheiligung und Tanzmusiken am Sonntag, zu der Meyeringh 1867 die Oberlausitzer Konferenz in Görlitz veranlaßte. Und endlich waren es auch zum großen Teil ausgesprochen soziale Aufgaben an den Fabrikarbeitern in Neusalz, Grünberg und Sagan, die Meyeringh der von ihm geplanten Distriktkonferenz für Niederschlesien zudachte. Bei seinem Besuch in Neusalz 1868 wurde er aufmerksam auf die sozialen Schäden unter den dortigen Oderschiffern und Fabrikarbeitern, über die Pastor Fichtner ihn aufklärte, und die er durch eine Besichtigung der Hanfzwirnfabrik der Gebrüder Gruschwitz persönlich kennen lernte. Hier waren von den 800 Arbeitskräften nicht weniger als 600 Mädchen. Meyeringh besprach mit den „wohlgesinnten Fabrikherren“ verschiedene Fragen und Aufgaben sozialer Natur und händigte ihnen den Vortrag von Wächtler über „Industrie und Innere Mission“ aus. Besonders der jüngere Bruder Alexander Gr. zeigte „ein offenes Ohr und reges Gewissen für die von mir offen und scharf bezeichneten Mißstände dieser Fabrikarbeiter.“<sup>31)</sup> Er ließ sich auch zum Mitglied der geplanten Distriktkonferenz in Aussicht nehmen.

<sup>31)</sup> Meyeringh an d. C. A. 25. VI. 1868.

### c) Die Landarbeiter

Was zunächst die Landarbeiternot in Oberschlesien betrifft, so verweisen wir auf das im Zusammenhang mit der oberschlesischen Hilfsaktion bereits an anderer Stelle Gesagte.<sup>32)</sup> Ergänzend sei hier nur noch einiges aus den anschaulichen Schilderungen Wicherns aus dem Rybniker Kreise angefügt. Über die Wohnungen der Landarbeiter heißt es: „Alle von Holz, gedeckt mit Stroh“. „Durch eine Masse Kot gelangt man an die Wand des Hauses, nur 1 oder 1½ Fuß breit von der Front erstreckt sich die säuische Düngergrube, die sich eigentlich bis in die Haustür erstreckt. Im Hause selbst ist ein kleiner Raum, der eine Art Diele ist, oft nur 3 bis 4 Fuß breit, daneben links mitunter etwas von einem Stall von etwa 12 Fuß im Quadrat, und rechts die Wohnung, ein dumpfiges Loch, worin die ganze Gesellschaft wohnt. Vom Fenster sieht man oft nur sehr wenig, geöffnet wird es, wie jeder Eintretende bald merkt, nie. In allen ist ein Sommerherd und ein Winterherd, der zugleich Ofen ist. Um die Ofenbank lagert sich die Familie am liebsten. — — — ein deutsch sprechender Schuster — — — sitzt in einer wahren Hölle. Er ist Einlieger und wohnt bei einem Eigentümer. Der Letztere wohnt in der Stube gegenüber. Ein 40jähriger Kerl haust dort mit ca. 5 anwesenden Kindern, das 6. wird erwartet. Die Kinder haben nur Hemden an. Das eine auf der Ofenbank, ca. 6 Jahre alt, wärmt sich am Schornstein so wie Gott es geschaffen hat, ohne Hemd. Auf dem Herdofen steht die Mahlzeit für den Mittag der Familie. In eine Art Henkeltopf, der Kochtopf ist, sind Kohlstengel eingestopft, die in Stücken von 2 bis 3 Zoll lang in Wasser ohne Salz gekocht werden. Anderes gibt es nicht. Doch ist diese Familie nicht arm. Denn sie hat eine Kuh von der Größe unserer Kälber, welche mit der Familie in derselben Stube logiert, durch ein auf der Erde aufgestelltes nur 1 Fuß hohes Brett abgeschieden. Der Dünger der Kuh fällt auf den Erdboden ohne Strohhunterlage. — — So in allen Häusern dieses Dorfes Poppelau, die wir gesehen und nicht gesehen. Und doch ist dieses Dorf, als zu einer Domäne gehörig, eines der besten, weil darin verhältnismäßig Zucht und Ordnung aufrecht erhalten wird — — — . Ein anderes Haus: Eine Witwe, fast nur mit einem Hemd bekleidet, barfuß, mit 5 ebenso kostümierten Kindern, das kleinste 5 Jahre, eine alte Art Großmutter in der Ecke. Die ganze Gesellschaft bettelt, weil sie nichts zu leben haben.“<sup>33)</sup>

Für die Landarbeiternot im übrigen Schlesien ist der Bericht von Pastor Wendel in Schlottau an den Centralausschuß kennzeichnend, der allerdings ausschließlich die sittlich religiöse Seite der sozialen

<sup>32)</sup> Rauterberg, „Joh. Hinr. Wichern und Oberschlesien“, S.

<sup>33)</sup> Wich. an s. Frau 20. II. 1850.

Not hervorhebt. Er klagt über die vielen Walddiebstähle, die in den Augen der Leute kein Unrecht seien. Die Lässigkeit und Schlechtigkeit der Forstbeamten habe viele Holzdiebe geradezu erzogen. Daneben ist es die Verwahrlosung der „Hütetkinder“, die ihn beschäftigt. Jedes Kind fast sei ein „Hütetkind“ und würde dadurch von Schule und Kirche zurückgehalten. Selbst die Konfirmierten hätten oft nur den 5. oder 6. Sonntag die Möglichkeit des Kirchganges und müßten dadurch der inneren Verwahrlosung anheimfallen. Andere bedenkliche Erscheinungen seien das Schwinden des Wohltätigkeitssinnes als Folge der Armut, die leicht zu Geiz würde, sowie das häufige *Branntweintrinken*, das wiederum die Ursache vieler anderer Übel sei und namentlich bei den Waldarbeitern durch den nach Breslau betriebenen Holzhandel begünstigt würde. Die Form der bestehenden Enthaltensvereine hielt er für „bedenklich“. <sup>34)</sup> Über den Übelstand der Hütetkinder wird auch sonst wiederholt Klage geführt. <sup>35)</sup>

Vor allem wird auch unter der Landbevölkerung die *Entheiligung des Sonntags* als ein verbreiteter Notstand beklagt. So lassen nach einem Bericht die meisten Dominien im Kreise Frankenstein in der Erntezeit nach Schluß des Gottesdienstes Sonntagsarbeit verrichten und geben ihren Deputatarbeitern in der Woche keine Gelegenheit, ihre eigenen Arbeiten zu erledigen, weshalb diese gezwungen sind, dazu die Sonntage zu benutzen, während die Sonntagnachmittage und -Abende dann den Lustbarkeiten gehören. „Zur Wiedergewinnung des Sonntags für die arbeitende Klasse ist weder von dieser selbst noch von den Arbeitgebern bisher etwas geschehen, ebensowenig von seiten der Gemeinderäte und der Kreissynoden.“ <sup>36)</sup> Ähnlich heißt es in einer Mitteilung des C. A. über Schlesien überhaupt: „Wo große Güter sind, haben die Arbeiter keine andere Zeit zur Bestellung ihres eigenen Landes als die Sonntage, so in Schlesien. In Niederschlesien soll die Feldarbeit zu den gewöhnlichen Erscheinungen am Sonntagvormittag gehören. Lohngärtner und verheiratete Dienstboten, denen nur der Sonntag zur Bestellung ihres Deputatlandes gelassen wird, benutzen hierzu meist den Vormittag, um Nachmittags Erholung und Vergnügen zu suchen.“ <sup>37)</sup> „Die *Wirtshäuser* sind gerade in den Nächten von Sonnabend zu Sonntag und von Sonntag zu Montag am meisten besucht. Die Arbeiter vergeuden hier den Lohn der Woche und bringen Elend und Unfrieden in die Familien.“ <sup>38)</sup> Ein allgemeines Bild von dem trüben sittlichen Zustand der Landbevölkerung entwirft ein Bericht aus der Diözese Parchwitz. Danach sind Lotto- und Ha-

<sup>34)</sup> Wendel an C. A. 17. VIII. 1849. Akten d. C. A. Schles. I 1849/51 B IIh.

<sup>35)</sup> Z. B. Flieg. Bl. 1848 S. 234 und 239; 1851 S. 28; 1853 S. 69 und 198.

<sup>36)</sup> Flieg. Bl. 1866 S. 214 ff.

<sup>37)</sup> Flieg. Bl. 1860 S. 71.

<sup>38)</sup> Flieg. Bl. 1760 S. 77.

zardspiele weit verbreitet. Unter dem Gesinde herrscht Mangel an Zucht und Ordnung, da die Dienstboten sich möglichst dem Dienstverhältnis entziehen und das ungebundene Verhältnis des freien Arbeiters suchen. Die Sparkasse eines Dorfes, die hauptsächlich im Interesse der Arbeiter und Dienstboten begründet war, empfängt notorisch gerade von diesen die wenigsten Einlagen. Die Gastwirte bieten alles auf, um mit Tanzmusiken und anderen Lustbarkeiten den Erwerb der Arbeiter an sich zu ziehen. Daneben gibt es Winkelkneipen, die Pflanzstätten des Trunkes, der Unzucht, des Hehlens und Stehlens sind. Der Brantweinverbrauch und die unehelichen Geburten sind im Wachsen begriffen. Wilde Ehen sind häufig, sogar Prostitution findet sich in nicht wenig Dörfern.<sup>39)</sup>

Daß in Predigt und Seelsorge der einzelnen Pastoren mehr oder weniger solchen Zuständen entgegengearbeitet wurde, dürfen wir annehmen. Was sonst an innermissionarischen Versuchen dagegen unternommen wurde, war wenig. Abgesehen von *einzelnen Gutsherrschaften* (Gräfin Reden, Oberamtman Schulte, v. Bissing-Beerberg und Graf Haugwitz) war es hauptsächlich wieder *Meyeringh*, der in diesem Sinne zu wirken versuchte. Schon auf seiner ersten schlesischen Reise nahm er mit den 3 Letztgenannten Fühlung und bemerkte über Schulte: „ — — — der mit seinen Freunden ein Salz unter den Gutsbesitzern des Landkreises und ein Wohltäter der Bevölkerung zu werden verspricht.“<sup>40)</sup> Auch wird er es gelegentlich seines Besuches Anfang Juli 1863 beim Oberpräsidenten v. Schleinitz nicht an diesbezüglichen Anregungen haben fehlen lassen, zumal dieser sich ausdrücklich u. a. über die Zustände der Dominialarbeiter berichten ließ. Vor allem ist es wohl in erster Linie *Meyeringh* zu danken, wenn die *Oberlausitzer Konferenz* 1867 sich für die Einschränkung der Tanzmusiken einsetzte, ferner zu der Frage der Sonntagsheiligung Stellung nahm und beschloß, als Gegenstand künftiger Verhandlungen das Gesindewesen ins Auge zu fassen.<sup>41)</sup> Die *Reichenbach-Frankensteiner Konferenz* ließ 1866 unter ihren „besitzenden Mitgliedern“ Druckschriften über „die soziale Bedeutung der Sonntagsfeier“ in Umlauf setzen<sup>42)</sup>, was wahrscheinlich auf die gerade in jenen Jahren bestehende lebhaftere Verbindung mit *Meyeringh* zurückzuführen sein wird. Auch wird berichtet, daß „indirekt“ das „vielgelesene patriotische Wochenblatt“ nach dieser Seite wirkte.<sup>43)</sup>

Wichern selbst kam mit der Landarbeiternot in Niederschlesien nur zufällig in persönliche Berührung, als er seinen Sohn Carl besuchte,

<sup>39)</sup> Flieg. Bl. 1866 S. 168 ff.

<sup>40)</sup> *Meyeringh* an C. A. 8. VI. 1863.

<sup>41)</sup> *Meyeringh* an C. A. Anfang Juli 1867.

<sup>42)</sup> Flieg. Bl. 1866 S. 215.

<sup>43)</sup> Ebenda.

der in Meffersdorf auf dem Gut des Perleberger Landrats v. Saldern beruflich tätig war. Was er dort sah, forderte seine scharfe Kritik heraus: „Unser heutiger Umgang durch die Wirtschaftsräume wird hoffentlich den Erfolg haben, daß der Landrat neue und menschliche Einrichtungen für das Gesinde, d. h. 16 hier auf dem Hofe ansässige Familien trifft“.<sup>44)</sup> Ausführlicher schreibt er über seine Eindrücke in Meffersdorf: „Der Umgang mit Knechten und Mägden und Tagelöhnern wird auch dort nach Grundsätzen gehandhabt, die unser beider Billigung keineswegs gefunden. Es ist merkwürdig, wie sehr den Edel-leuten, auch oft den besten, das Gewissen fehlt, das ihnen sagt, daß diese Armen ihre Brüder sind. Es liegt im Hintergrund doch noch immer etwas von dem alten Leibeigenschaftsverhältnis. Die Kürzung der Löhne, die schlechte Haltung der Leute, der harte Umgang mit ihnen hat Carl, wie sich denken ließ, zu Reflexionen veranlaßt. Als wir die großen landwirtschaftlichen Einrichtungen von M., das (wie Schwerta) ca. 1000 Morgen Landes umfaßt, besichtigten, — — kamen wir zuletzt auch an die Wohnungen des Gesindes. Das Gesinde ist dort verheiratet. Die Knechte haben Frauen und Kinder und wohnen sämtlich mit ihrer Familie auf dem Hofe. Aber was für Zustände legten sich da unsern Augen bloß! Die 16 Familien haben es unstreitig unendlich viel schlechter als das nebenan wohnende Vieh. Je 6—8 Familien in einem einzigen Raum, so daß jede Familie einen kleinen Tisch hat mit etwa 3 Fuß im Quadrat, an dem die Mütter mit den Kindern saßen, daneben in demselben Lokal ein großer schwarzer Ofen in glühender Hitze (denke Dir, mitten im Juli!), weil die 6 Familien darin kochen, eine nach und neben der andern. Ihr ganzes Gekoch bestand in Schalkartoffeln, die sie mit Salz essen, — — —. Wenn ich nur denke, daß die in dem Augenblick noch fehlenden Kinder und die von Mistjauche oft stinkenden Männer noch hinzu kommen, da muß der Greuel sich noch mehren — — —. Ich muß ohnehin glauben, daß Herr v. Saldern, wenn es zu vermeiden gewesen wäre, mich nicht dorthin hätte sehen lassen. Nun es aber geschehen, konnte und durfte ich mein Urteil nicht zurückhalten. Ich habe es ihm ans Herz gelegt, hierin Wandel zu schaffen. Der Meffersdorfer Inspektor hatte freilich viel dagegen einzuwenden vom Standpunkt der dortigen schlesischen Landgüter aus, wo diese Art, die Leute zu halten, allgemein sei — — —, wiewohl nichts Ordentliches zustande kommt, wenn die Herrschaft nicht eigene Häuser für die Familien baut. Das Ganze ist ein bedeutungsvoller Beitrag zu dem, was hinsichtlich der *Wohnungsnot* noch zu tun ist, und ich bedauere nur, daß es mir an Zeit und Gelegenheit gefehlt hat, mich zu überzeugen, wie diese Zustände anderswo sind. Wenn Herr v. Saldern an Überfülle von Raum in seinem Schloß leidet

<sup>44)</sup> Wich. an s. Frau 12. VII. 1858.

und allein einem Maler, den er aus München bestellt, 3000 Taler gibt, um einige Räume zu dekorieren, so weiß man nicht, was man dazu sagen soll — — —. Ich will das Kapitel mit den Freunden schriftlich weiter verhandeln.“<sup>45)</sup>

Leider wissen wir über etwaige auf diese Beobachtungen folgende Maßnahmen Wichern nichts. Daß er hier noch ungelöste wichtige Aufgaben sah, geht hervor aus seiner Bemerkung zu dem Bericht der Fliegenden Blätter 1863 über „die erste schlesische Konferenz für Innere Mission“, dem er bei der Aufzählung der zu lösenden Aufgaben des Prov.Vereins die Worte hinzufügt: „Den elenden Zustand der meisten Tagelöhner auf den schlesischen Landgütern.“<sup>46)</sup>

So beobachten wir bei Wichern eine unbestreitbare Offenheit für die brennendsten sozialen Probleme in Schlesien und ein an verschiedenen Punkten einsetzendes ehrliches Bemühen, den Mißständen zu begegnen. Aber vergleichen wir die hier geleistete Arbeit mit derjenigen auf den beiden anderen großen Sachgebieten, auf denen sich neben der sozialen Arbeit die Wichernschen Einflüsse schon vor 1848 geltend gemacht hatten, so müssen wir doch urteilen: Während die Arbeit an der Rettungshaussache und der Gefängnisfürsorge systematisch und sozusagen auf breiter Front vorgenommen und von Wichern her befruchtet worden ist, blieb die soziale Arbeit auch jetzt durchweg zusammenhanglos, vereinzelt und im Zufälligen stecken, was den Anteil Wicherns betrifft.<sup>47)</sup>

Gustav Rauterberg

(20a) Rebenstorf b. Lüchow (Hannover)

*Anmerkung der Schriftleitung:* Zur gerechten Beurteilung der damaligen Lage in Schlesien ist zu beachten, daß drei unglückliche Faktoren: Naturkatastrophen, politisch-revolutionäre Strömungen und eine zu schnelle Industrialisierung des Landes in den 40er Jahren verhängnisvoll zusammentrafen.

<sup>45)</sup> Wich. an s. Frau 15. VII. 1858.

<sup>46)</sup> Flieg. Bl. 1863 S. 220.

<sup>47)</sup> Eine Ausnahme bildet das oberschlesische Hilfswerk.

# Augenzeugenbericht aus den Erlebnissen 1945/46

Es wird nicht leicht sein, die bewegte und bewegliche Kirchengeschichte Schlesiens in den zwei Schreckensjahren 1945/46 erschöpfend und umfassend darzustellen. Zu groß ist die Fülle des Materials: Jede Gemeinde hat ihre besondere Geschichte gehabt! Und doch zeichnen sich überall gemeinsame Erfahrungen wie durchgehende rote Fäden ab. Die nachfolgenden Augenzeugenberichte machen beides deutlich: die Verschiedenheit wie die Gemeinsamkeit. Sie haben nicht die Absicht, sensationelle Schreckensbilder herauszustellen, sondern wollen das, was unsere Gemeindeglieder und Pfarrhäuser in jenen Zeiten an Bösem wie Gutem erlebt haben, schlicht und wahrheitsgetreu festhalten: *Die Schriftleitung.*

## I. Das Vermächtnis der sterbenden Heimatkirche

In den ersten Märztagen des Jahres 1945 wurde ich mit meiner Frau und meiner letzten Tochter als einer der Letzten durch unsere militärische Macht *zwangsweise* aus unserer Heimat hinweggebracht. Unsere Stadt und ihre Umgebung sollte *unmittelbares Kriegsgebiet* werden, und alle Vorkehrungen waren schon getroffen, um, wie man uns sagte, von unseren Eulenbergern her einen entscheidenden militärischen Schlag zur Entsetzung Breslaus und zur Wiedererlangung der Orte um den Zobten zu führen. So sollten alle die, die noch in der Stadt verblieben waren, dieselbe räumen — für nur ganz kurze Zeit, wie man uns sagte — unter Zurücklassung alles Wertvollen und alles unnötigen Gepäcks, das wir nach wenigen Tagen von deutschen Truppen treu behütet, wohlbehalten wiederbekommen würden. Die allermeisten Glieder unserer Heimatstadt waren schon in den Tagen und Wochen vorher aus unserer engsten Heimat in die benachbarten Berge des Eulengebirges, des Glatzergebirges, des Waldenburger Berglandes und des benachbarten Sudetenlandes geflohen, und sie warteten dort der Dinge, die da kommen sollten, um dann sobald als möglich wieder in ihre Heimatstadt zurückkehren zu können.

Waren die vorangegangenen Gottesdienste daheim noch immer stark besucht gewesen, wie wir es seit langem gewöhnt waren, so waren im letzten statt der Hunderte Kirchenbesucher vorher nur noch etwa 50 versammelt, ja unser letzter Gottesdienst war mehrmals durch die über die Kirche hinwegbrausenden Flieger unterbrochen worden, die mit ihren Bordwaffen auch auf das Gotteshaus herniederschossen. Waren im vorletzten Passionsgottesdienst noch etwa 100 Gemeindeglieder zugegen gewesen, so war beim letzten nur noch ein einziges Gemeindeglied erschienen. Das war uns das Zeichen gewesen, daß wir nun wirklich ein Recht hätten, auf den ergangenen militärischen Befehl aus unserer Gemeinde hinwegzugehen. An einem der letzten Tage, die ich daheim verbrachte, hatte ich allein 45 Tote zur letzten Ruhe zu bringen, die durch die Fliegerangriffe ihr Leben verloren hatten. Nur zu einem kleinen Teil waren es Glieder der eigenen Gemeinde gewesen, die Mehrzahl gehörte zu den Fremden, die in unabsehbaren Flüchtlingsstrecks seit Tagen durch unsere Stadt hindurchzogen, und auf die die feindlichen Flieger immer wieder ihren „Segen“ herniederließen.

Uns, die wir solange als möglich hatten daheimbleiben wollen, um noch den Letzten seelsorgerlich zu dienen, wollte nun keiner der angegangenen Orte mehr aufnehmen. „Alles überfüllt, für Flüchtlinge kein Raum mehr“, so klang es uns überall entgegen, im Egerländchen und im Braunauer Lande und durch Bayern hindurch, bis wir endlich nach fast 8 Tage langer Fahrt in Schnee und Eis bei zerbrochenen Fensterscheiben und immer neuen Fliegerangriffen um den Flüchtlingszug her hoch oben im Bayerischen Wald in Wildenranna bei Wegscheid eingeladen wurden, dort, wo sich die Wege scheiden nach Österreich, nach Sudetenland und nach Bayern hin.

In ein tiefverschneites Gebirgsdorf hinter dem Walde kamen wir, wo man noch niemals je fremde Menschen gesehen hatte, und wohin auch die „Kraft-durch-Freude“-Fahrten, die allmählich den Bayerischen Wald gefunden hatten, noch nicht vorgedrungen waren. Kaum ein Evangelischer in der ganzen weiten Umgebung, haben wir uns hier einzurichten versucht und manche Freundlichkeit erfahren dürfen.

Aber ich hatte es meiner Gemeinde versprochen, falls es irgend möglich wäre, noch einmal zu ihr zu kommen, um denen, die etwa aus der näheren Umgebung würden zurückkommen können, aufs neue ihr Pfarrer zu sein.

Nun waren wir viele hundert Kilometer fern der Heimat und konnten all dem Erlebten nachsinnen und vermochten doch trotz aller Anstrengungen keinerlei Verbindung mit auch nur einem Gemeindeglied zuwege zu bekommen, das wir etwa noch in der alten Heimat oder in der unmittelbaren Nachbarschaft wähten.

## Rückkehr zur Heimatgemeinde

Da kam der Zusammenbruch unserer gesamten militärischen Macht mit all dem Furchtbaren, was damit verbunden war, und es verlangte mich erst recht danach, sobald als möglich wieder zu meiner Gemeinde zu kommen, mochten die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, freilich menschlich gesprochen auch unüberwindbar erscheinen. Alle Eisenbahnlinien waren zerstört, alle Brücken vernichtet; die Tschechei mit dem namenlosen Haß ihrer Bewohner gegen alles Deutsche lag zwischen unserem gegenwärtigen Aufenthaltsort und der alten Heimat. Auf jede Weise versuchte ich mir von allen nur möglichen Stellen her eine Einreisegenehmigung in die zwangsweise aufgegebene alte Heimat zu verschaffen, aber alle in dieser Richtung unternommenen Schritte waren ergebnislos. Selbst ein persönliches Vorsprechen in dieser Angelegenheit bei dem Höchstkommandierenden der amerikanischen Besatzungsarmee, General Eisenhower in Frankfurt am Main, führte nicht zum ersehnten Ziele. Es wurde mir gesagt, es sei mit den einzelnen Besatzungsmächten das Abkommen getroffen worden, keinem, der erst die Heimat verlassen habe, wieder eine Genehmigung zur Heimkehr in dieselbe zu geben, wenn sie auch aus noch so edlen Beweggründen nachgesucht werde. Wenn ich es auf meine eigene Gefahr hin wagen wollte, so sagte man mir, würde man mein Unternehmen anerkennen und zu ehren wissen, aber sie dürften in keiner Weise selbst Handreichung dazu tun. *Ein Heimkommen auf gesetzliche Weise war unmöglich.*

So versuchte ich im Vertrauen auf die Gnade und Durchhilfe meines Gottes ohne irgendwelche menschliche Sicherungen die weite Reise; und ich darf es mit großem Dank gegen unseren himmlischen Herrn bekennen: der Herr hat zu meiner Reise Gnade gegeben.

Meine Frau und meine letzte Tochter konnte ich freilich unter keinen Umständen auf die Fahrt mitnehmen. Einesteils ahnte ich die übergroßen Anstrengungen, die mit solcher wochenlangen Wanderfahrt ohne Bahn und ohne Brücken verbunden sein würden, auf der anderen Seite wußte ich wohl, was deutschen Frauen und Mädchen vor allen Dingen von den fremdländischen Soldaten her bevorstehen würde, mit denen wir es ja würden zu tun bekommen.

Nach *wochenlanger Irrfahrt* teils ganz allein, teils mit Amtsbrüdern zusammen, die sich eine Zeitlang hinzufanden, konnte ich unter oft überaus wunderbarer Überwindung zahlreicher Gefahren und Nöte drei verschiedene Zonengrenzen überschreiten und auch die so gefürchtete Neißelinie durch wunderbare Gottesführung glücklich hinter mich bringen. Wohl mehrfach ausgeplündert und alles dessen beraubt, was ich mir gerade für den letzten Grenzübergang hatte vorbehalten wollen, und mehrfach von den Grenzposten beschossen, unter deren Kugeln kurz darauf der benachbarte Superintendent des Glatzer-

kreises, Bruder Lohheyde, ehemals Breslau-Johannis, verblutet ist, gelang es mir, in meine Heimatstadt zurückzukommen, in der ich bis dahin 18 Jahre als Pfarrer und 8 Jahre davon als Superintendent gestanden hatte.

### Daheim in der Gemeinde

Man mag sich meine Überraschung wohl vorstellen können, als ich nun daheim tatsächlich eine Gemeinde wieder antraf, so zahlreich, wie sie ehemals gewesen war, etwa 15 000 Seelen. Waren auch nicht alles meine mir bekannten früheren Gemeindeglieder, so waren doch statt der nicht mehr inzwischen zurückgekehrten, eine noch größere Zahl von Flüchtlingen besonders aus Breslau, aber auch aus anderen Städten nach Reichenbach gekommen, das vor vielen anderen Orten verhältnismäßig wenig durch kriegerische Einwirkungen gelitten hatte. Man mag aber auch die Freude sehr vieler Gemeindeglieder ermessen darüber, daß einer ihrer eigenen langjährigen Pfarrer nun wieder unter ihnen weilte. Ein lieber, mir bis dahin unbekannter Flüchtlingspfarrer, Bruder Jurisch, aus der Nähe von Breslau, war nach Vernichtung seines Ortes auf der Durchreise durch unsere Stadt gekommen und hatte hier, wo z. Zt. kein Seelsorger war, den Dienst von sich aus mit seinen Töchtern als Gemeindegliederinnen übernommen, und die Gemeinde und ich selbst können ihm dafür nicht dankbar genug sein. Aber es war auch noch für mich, den alten Pfarrer neben ihm, mannigfache Wirkungsmöglichkeit in der Gemeinde, die vordem 3 Pfarrer und zum meist mehrere Vikare gehabt hatte, jetzt eben so groß war wie damals, und sich zudem in mannigfacher besonderer Not befand.

Aber nun begann alsbald meinerseits neu ein frohes Wirken und Schaffen zusammen mit ihm und immer mehr Gliedern der Gemeinde, die sich mit hingebender Treue in den Dienst am Ganzen einsetzten. *Ja, von Tag zu Tag schier blühte das Gemeindeleben schöner und herrlicher auf.* Auf meiner Fahrt nach Hause hatte ich von den Aufrufen des Bayerischen Landesbischofs hier und da in den Kirchen gehört, der die ersten Anfänge des später so großen und reichgesegneten Hilfswerkes zur Folge hatte. Solch Hilfswerk schwebte mir nun für unsere immer mehr in Not geratende Gemeinde vor, je größer die Zahl der einströmenden Polen wurde und je geringer die Möglichkeit der allermeisten Gemeindeglieder, noch irgendwelche entlohnte Arbeit zu finden. Ja, täglich wurden viele, viele Familien aus ihrem Anwesen und all ihrem Hab und Gut von den sich bei uns ansiedelnden Siegern hinausgedrängt und mußten sich unter Verlust all des Ihnen ein neues Unterkommen suchen. Da war das persönliche Helfenwollen jedes einzelnen Gemeindegliedes, das noch etwas besaß, selbstverständliche Pflicht, und die allermeisten unter ihnen haben sie als solche erkannt und in rechtem christlichen Liebesdienst zur Tat gemacht.

In der Apostelgeschichte lesen wir von der ersten Christengemeinde: „Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; und sagte keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam, und sie waren täglich und stets beieinander im Tempel und brachen das Brot hin und her in den Häusern, und der Herr tat täglich hinzu, die da gläubig wurden in der Gemeinde . . . Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ Wortwörtlich konnten wir immer mehr von dem, was dort von der ersten Gemeinde in Jerusalem berichtet wurde, unter Einwirkung des göttlichen Geistes von Pfingsten nun auch in der eigenen Gemeinde schauen, je mehr die Not zunahm, und je mehr Glieder der Gemeinde durch die wöchentlich durchgeführten Evakuierungen herausgebracht wurden.

Der *Gottesdienst*, dreimal in jeder Woche, am Sonntag und Mittwoch und Freitag durchgeführt, wurde *die eigentliche Mitte unseres Gemeindelebens*. Im Gottesdienst fanden sich die einzelnen Glieder der Gemeinde zusammen, die sonst kaum noch Gelegenheit hatten, sich zu treffen und sich sonst zu helfen. Die „Apostellehre“, d. h. die Predigt des Glaubens an den auferstandenen Herrn, der bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende, wurde nun von vielen gesucht, die ehemals kaum darnach gefragt hatten. Wenn auch Hunderte von unserer Gemeinde schon hinweggebracht waren, so nahm doch der Gottesdienstbesuch kaum sichtbar ab, ja unser Gotteshaus schien uns wohl sogar immer voller zu werden, je kleiner die Zahl der zurückbleibenden Gemeindeglieder über den einzelnen Hinwegbringungen wurde. Aber neben dieser Predigt des Glaubens gewann die Antwort der Gemeinde in dem *Dienst opfernder Liebe immer mehr den anderen Mittelpunkt*, den 2. Brennpunkt, in unserem Gemeindeleben. Die helfende Tat mußte von selbst als Antwort der Gemeinde auf die Predigt des Glaubens ihre immer wichtigere Stelle finden. Das Opfer, das bei uns ehemals wie wohl heute noch an vielen Orten hier oder irgendwo am Ausgang des Gottesdienstes wie ein oft unverstandenes oder unerwünschtes Anhängsel seinen Platz gehabt hatte, wurde nun tatsächlich etwas wie die Mitte unseres Gottesdienstes.

An all den Türen unseres großen 2000 Sitzplätze umfassenden Gotteshauses standen bei jedem Gottesdienst große Behältnisse, Wäschekörbe, Kohlenkörbe und ähnliches, in die hinein jedes Gemeindeglied zu jedem Gottesdienste als sein Opfer brachte, was es dem Bruder in seiner Not als Hilfe zugedachte. Und es fehlte nichts von Betten und Bekleidungsstücken mannigfacher Art über Lebensmittel und Heiz-

material bis hin zum letzten Gebrauchsgegenstand, was da nicht geopfert wurde, oder auf besondere Bitte von der Kanzel her nicht bis zum nächstenmal für irgendeinen Bedürftigen dargereicht worden wäre. Die kleinsten Kinder des Kindergottesdienstes selbst brachten ihre Gabe in je einem Stück Holz oder Kohle, oder was es sonst gewesen sein mochte. Und dann nach der Predigt vor der Schlußliturgie trug die Jugend der Gemeinde in feierlichem Zug jedesmal all das Gependete vor den Altar und dort wurde dann über allem, was so oft als ein Opfer von der Notdurft gebracht worden war, gebetet und der göttliche Segen erteilt. Dann gingen nach Beendigung des Gottesdienstes wieder Jugendliche oder besonders Beauftragte der Gemeinde zu neuem Gottesdienst eigener Art mit dem so Geopferten in die Wohnungen und Winkel der ärmsten und immer neu ihres Besitzes verlustig gegangenen Gemeindeglieder und brachten das Gependete als Gruß der Gemeinde. „Sie blieben beständig in der Gemeinschaft.“ Ein vorher nie in dieser Art bei uns geschautes *Eintreten des einen für den anderen* in treuestem Zusammenstehen wurde nun immer mehr schier für jeden selbstverständliche Pflicht. Nicht nur in diesem Füreinandergeben und freudigem Opfern zeigte sich solche christliche Gemeinschaft; jeder wollte auch sonst das Seine mit beitragen zur Hilfe am anderen und zur Bewährung seines Glaubens in der tätigen Liebe.

Unser *Kirchenchor*, der schon immer in normalen Zeiten seinen besonderen Ruf gehabt hatte mit wohl 120 Sängern und Sängerinnen, mit Madrigalchor und allem, was zu einem rechten Kirchenchor gehörte, hat auch über allen durchgeführten Evakuierungen niemals aufgehört; und es ist kein Gottesdienst vergangen, an dem nicht ein oder zwei Chorstücke zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde erklangen. Wenn unser Organist oder unsere Organistin auch wohl ein halbes Dutzend Mal immer neu mit den Evakuierten hinausziehen mußte, so fand sich jedesmal bis zum nächsten Gottesdienst ein neues Gemeindeglied, das zum Preise des Herrn und zur Freude der Gemeindeglieder den Dienst an der Orgel übernehmen wollte.

War unsere Kirche auch durch wiederholte Ausplünderungen all ihres Schmuckes beraubt, der Altarbekleidung und der Teppiche, der Beleuchtungskörper, des Altargerätes, und was sonst zum Schmuck des Gotteshauses gehören mochte, so brachten doch zu jedem neuen Gottesdienst einzelne Gemeindeglieder, zumal unsere Kinder, an Blumen und anderem Schmuck, was sie irgend vermochten, um damit ihren Teil beizutragen zur Verschönerung des Gottesdienstes und zu würdiger Ausgestaltung des sonst so traurig und öde dreinblickenden Kirchengebäudes.

## Helferdienst im Alltag

Wie sich am Sonntag solche Gemeinschaft kundtat in gemeinsamem Besuch des Gottesdienstes, in reichem Opfer und in Darbietung jedes möglichen Schmuckes unserer Kirche, so zeigte der Alltag diesen Willen zur Gemeinschaft in immer schönerer Weise. Fast jedes Gemeindeglied sann darauf, was es seinerseits tun könnte, um für den anderen da zu sein. Junge Mädchen sammelten die Kinder der Gemeinde, die ja keinerlei Schulunterricht haben durften, freiwillig um sich, um ihnen in *Kinderbibelstunden* und *Religionsstunden* den Herrn Christus zu zeigen und Gottes Wort als das eigentliche Lebensbrot darzubieten. Diese ungeschulten Lehrkräfte haben unseren Kleinen oft genug mehr wahres Lebensbrot darzubieten verstanden, als es sonst in normalen Zeiten durch die gegebenen Einrichtungen der Fall gewesen sein mag. Wenn wir die Kinder zum Konfirmandenunterricht bekamen, so durften wir uns dessen freuen, was sie in dieser eigenartigen Schule an Kostbarstem empfangen hatten.

Die Männer des Männerwerkes ersannen sich ihren besonderen Dienst des Helfens. Wohl war *die Zahl der Männer in der Vollkraft ihrer Jahre* überaus gering geworden, nachdem die allermeisten noch in der Gefangenschaft waren oder ihr Leben gelassen hatten oder von den einziehenden Truppen mit hinweggeführt worden waren. Aber die verbliebenen *Alten* gingen ans Werk unter Führung eines 80jährigen, der nicht nur im Kirchenchor weiter des Sonntags singen wollte, sondern sich nun in der Woche an die Spitze derer stellte, die *Feuerholz* für die Ärmsten in schwerer Arbeit schaffen wollten. Unsere schönen Friedhofsbäume waren im letzten Augenblick vor Erscheinen der feindlichen Heere vielfach in Augenhöhe eiligst abgesägt worden, um die Panzersperren herzugeben. Nun machten sich unsere alten Männer daran, die übriggebliebenen Stämme abzusägen und die Wurzelstöcke auszuroden, um damit ihren Hilfsdienst zu leisten. Und die *Jugendlichen* unseres Jungmännerwerkes, wahrlich auch eine gar kleine Schar, nachdem die allermeisten bald nach ihrer Konfirmation eingezogen worden waren und zu einem nicht kleinen Prozentsatz als Hitlerjungen in den Kämpfen um Breslau ihr Leben geopfert hatten, stellten sich ihnen arbeitsfreudig und tapfer zur Seite, zerkleinerten weiter das von den Alten gewonnene Holz, stapelten es und brachten es dorthin, wo es am nötigsten war. Die Bibelarbeit war den Alten wie den Jungen nur noch der eine Teil ihres Werkes, der andere Teil wurde der helfende Dienst der Liebe an der Gemeinschaft.

Die *Frauen* unserer Frauenhilfe hielten es ihrerseits nicht anders. Wir hatten immer in unserer Gemeinde eine große Frauenhilfe gehabt, zu der fast alle Frauen unserer Gemeinde zählten und unter denen eine „tätige“ Schar von wohl 120 Helferinnen mindestens monatlich einmal in ihrem Pfarrbezirk zusammenkamen, um den ihnen zu-

gedachten Dienst zu besprechen und durchzuführen. Jetzt waren fast alle noch verbliebenen Frauen unserer Gemeinde „tätige Glieder“, eigentliche Helferinnen der Frauenhilfe, und kamen wöchentlich zweimal zusammen, um die im Gottesdienst dargereichten Bekleidungsstücke zurechtzumachen und in besonderen *Näh- und Flickstunden* auch das Unscheinbarste noch zu verwerten. Die Lebensmittel, die wir zumal von den Gottesdiensten auf dem Lande in reichlicher Menge für die Ärmsten in der Stadt mitbringen durften, oder die uns aus den Dorfgemeinschaften persönlich hergebracht wurden, galt es zu verwiegen und dorthin zu lenken, wo es am meisten not war.

Das, was von den Gottesdiensten in unserer Stadtpfarrkirche gesagt worden war, traf ja auch in gleicher Weise, ja oft in noch schönerer Art für die *Gottesdienste auf dem Lande* zu, die wir den dort verbliebenen Gemeindegliedern hielten, die zumeist längst durch die Evakuierung oder das Kriegsgeschehen ihres Pfarrers beraubt worden waren. War die Dorfkirche bereits von den Polen für ihren katholischen Gottesdienst in Anspruch genommen worden und unseren Glaubensbrüdern verwehrt, so hielten sie zumeist auf den *Friedhöfen* über den Gräbern ihrer Lieben ihre gottesdienstlichen Feiern und opferten dabei in ganz ähnlicher Weise als ihre Antwort der Liebe auf die Predigt des Glaubens. Wohl waren unsere Bauern von ehemals längst nicht mehr die Besitzer ihres Hofes und Gutes, sondern Knechte der neuen polnischen Besitzer auf ihrem einstigen Eigentum, aber vielfach verstatteten ihnen die neuen Besitzer vom Schüttboden oder aus der Vorratskammer von dem, was sie ja selbst geerntet und erarbeitet hatten, nun noch für kirchliche Zwecke etwas als Opfer darzubringen, und wo es ihnen etwa nicht von dem neuen Herrn verstattet wurde, glaubten sie sich wohlberechtigt, von dem, was sie sich selbst erworben, nun auch den anderen in ihrer Hungersnot dazureichen. Wohl ein Dutzend Brote und manchen Sack Mehl und Körner und vieles, woran man sonst denken mochte, kam regelmäßig im Zusammenhang mit unseren Gottesdiensten aus den Dörfern in unsere Stadt und die Frauen der Frauenhilfe verteilten „nachdem einem jeglichen not war“. Wo man hinschaute, ein Leben tätiger Liebe, frohen Glaubens und tatbereiten Dienens.

### *Im Brotbrechen und im Gebet*

„Im Brotbrechen“ schreibt die Apostelgeschichte von der ersten Gemeinde, blieben sie beständig, und sie meint damit den Besuch des Heiligen Abendmahls als des Höhepunktes rechten gottesdienstlichen Lebens. Gerade auch davon ist in dieser immer kleiner werdenden Gemeinde als einer ganz besonderen Lebensäußerung zu berichten. Wir hatten *jede Woche zweimal Abendmahlsfeier*, am Sonntag und am Mittwoch, und es mag wohl nicht eine einzige solche Feier vor-

gesehen gewesen sein, zu der nicht Gemeindeglieder kamen, wenn die Zahl der kleinen Restgemeinde auch noch so winzig geworden war. All das, was sonst uns von früher her für solche Feier als unerlässlich vorgekommen sein mochte, das fehlte uns heute weithin dabei. Wir hatten keine kostbaren Abendmahlsgeräte mehr, die waren uns weitgehend abhanden gekommen; wir hatten keine Hostien, sondern gebrauchten unser tägliches Brot zum heiligen Sakrament; wir hatten schon längst keinen Abendmahlswein mehr, sondern reichten gewöhnlichen Tee dar oder wohl klares Wasser und gedachten dabei an Den, der auf der Hochzeit von Kana das Wasser in Wein verwandelt hatte, und spürten auch bei solcher Feier, die wir mit heiligem Verlangen und starkem Glauben empfangen, wie darin unser Herr Christus ganz persönlich neu zu den Seinen kam, um sie zu stärken und mit seinem Nahesein segnend zu füllen.

„Und im Gebet“ so stand es von der ersten Gemeinde als besonderes Merkzeichen ihres Glaubenslebens berichtet. Gerade auch von diesem Bleiben im Gebet durften wir, je schwerer die Zeiten wurden, immer mehr verspüren. Nicht nur im Gottesdienst hatte es seinen Platz, sondern, wie das Gotteswort auch daheim in den Häusern hier und da in besonderen Hausbibelstunden getrieben wurde, so fanden sich bei Alten und Jungen auch immer mehr einzelne Kreise in Familie und Nachbarschaft zu *Gebetsgemeinschaften* zusammen, und es ging dabei nicht nur um ein Betteln in besonderer Not und um ein Schreien zu Gott aus aller Bedrängnis, sondern vielfach um ein Loben und Preisen über erfahrene wunderbare Gotteshilfe. Dieses sich ständig steigernde Gebetsleben sollte noch seine besondere Krönung erfahren.

### Die Bewährung

Man könnte wohl glauben, daß das alles, was hier bisher gesagt war, vielleicht möglich wäre, wenn irgendein Geistlicher oder sonst ein führendes Gemeindeglied immer dazu anhielte und das alles leitete. Aber, so möchte man es wohl meinen, wenn dann plötzlich etwa der Gemeinde der Hirte genommen würde, dann würde das alles mit einem Male zu Ende sein. Ich hatte es selbst wohl eine Zeitlang im Kleinglauben so befürchtet, aber schon das Leben in den Gemeinden rings umher, die vielfach längst ihren Pfarrer verloren hatten, und in denen nun *Diakonissen oder Lektoren den Dienst am Wort und den Dienst der Gemeindeführung* taten, hätte mich eines anderen belehrt haben können. Da kam für unsere Gemeinde die besondere Zeit der Bewährung all dessen, was sie bis dahin unter Leitung ihres Pfarrers an Leben des Glaubens und der Liebe an den Tag gebracht hatten.

Am 17. Januar 1947 wurde ganz unerwartet der Pfarrer und sein treuer Diakon, der fast zwei Jahrzehnte in gesegnetem Dienst an

seiner Seite gestanden hatte, ins Gefängnis gebracht. Was nun in der Gemeinde geschah, war die Bewährung dessen, was sie bisher unter ihrem Pfarrer getreulich geübt hatten. Nichts von dem bisher Durchgeführten an Gottesdiensten und an Liebeswerken hörte auf, im Gegenteil, alles wurde noch mehr vertieft und vermehrt. Einem Glied der Gemeinde, das vorher ähnlich manchem anderen im Kindergottesdienst oder in der Jugendarbeit oder sonst mitgetan hatte, wurde nun durch Gottes Führung die Leitung der Gemeinde übertragen. Und zu alledem, was erst an Dienst um die Notleidenden in der Gemeinde geschehen war, kam nun ein neuer, der Gemeinde immer wichtiger erscheinender Dienst an ihren Gefangenen.

Man ahnte es in der Gemeinde wohl, daß man für die Gefangenen nicht viel Gutes zu erwarten hatte. Es waren uns gelegentlich in unsere Friedhofskapelle Särge gestellt worden, die wir bestatten sollten, ohne zu wissen, um wen es sich dabei handelte. Wenn wir solchen Sarg vor der Beisetzung öffneten, hatten wir wohl darin manchenmal einen aus dem Gefängnis gefunden, der Spuren seines Leidens an seinem entseelten Leibe trug. Dazu war es ganz harter Winter mit wohl 20 Grad Kälte, als die Gefangenen abgeholt wurden. So versuchte die Gemeinde in hingebender Treue alles, um ihren Geistlichen hinter Kerkermauern ihr Los zu erleichtern. Ein polnisch-jüdischer Rechtsanwalt wurde gehalten, um von ihm nur alle denkbaren Möglichkeiten zu erfahren, wie man irgendwie helfen könne mit Kleidungsstücken, Wäsche und Lebensmitteln.

Die Zelle, in die ich zunächst eingeliefert wurde, war ein langgestreckter Raum im Keller des Untersuchungsgefängnisses ohne Heizung; die Scheiben des einzigen Fensters, das durch eine große vorgeschobene Holzwand abgedunkelt war, zumeist zerschlagen und notdürftig mit Lumpen oder Papier verstopft. Die etwa 25 Gefangenen, die ich dort vorfand, hatten ihren Platz auf der langen Pritsche in möglichst weiter Entfernung von dem Fenster bereits fest in Besitz genommen. So blieb mir nichts übrig als den letzten Platz in der Nähe des Fensters für mich einzunehmen. Mein Diakon war natürlich von mir getrennt in der entsprechenden benachbarten Zelle, so daß ich ihn so gut wie nie persönlich sehen konnte, geschweige denn ein Wort mit ihm sprechen. Einer, der mit mir in der gleichen Zelle war, und der bisher den letzten Platz auf der langen Holzpritsche innegehabt hatte, hatte sich schon seine Füße erfroren. Wie war ich da dankbar, als für mich ganz unerwartet eine erste *Sendung von Decken und Wäschestücken* mancher Art im Gefängnis eintraf, die mir über die erste Not hinweghalfen. Der Rechtsanwalt hatte es auch der Gemeinde mitgeteilt, daß es zulässig sei, täglich ein Pfund Lebensmittel den Gefangenen zu senden, um die verständlicherweise nicht gar reiche Ge-

fängniskost damit etwas zu verbessern. So begann nun über das Sammeln und Werben für die ärmsten und immer wieder des Notwendigsten beraubten Gemeindeglieder hinaus ein wunderbares Opfer für die Gefangenen, um sie womöglich dadurch über die äußerste Not hinwegzubringen und ihnen innerlich Herz und Mut zu stärken. Man mag es wohl ermessen, was es für uns in der Gefangenschaft bedeutete, wenn nun allwöchentlich einmal je 7 Pfund Lebensmittel und entsprechend Wäsche und Bekleidungsstücke von denen eingeliefert wurden, die für sich selbst kaum das Allernötigste hatten. Jedes einzelne Stück redete uns seine besondere Sprache. Und mochten es, menschlich gesprochen, zumeist noch so armselige Dinge sein, die wir erhielten: gekochte Kartoffeln, Zwiebeln, Brot, Eier u. a., sie halfen uns für unsere Notdurft und gaben uns wunderbares Zeugnis von denen, die unser in großer Treue gedachten.

Auch eine Bibel versuchte man mir unter den Gaben, die alle Wochen eintrafen, mit in meine Zelle zu geben; aber sie wurde mir ganz kurz nach dem Empfang wieder abgenommen. Sie sei nicht erlaubt im Gefängnis, in dem ich mich befand. Irgendwelche Schriftlichkeiten, auch nur einen Namen oder irgendeinen kurzen Gruß mit in die vor Aushängung genau durchgesehenen Lebensmittelgaben einzufügen, war ganz streng verboten und hätte nicht nur für die Zukunft das Übermitteln solcher Gaben überhaupt zunichte gemacht, sondern auch die Bestrafung des betreffenden Empfängers nach sich gezogen. Und doch trug manches Wäschestück scheinbar als Monogramm eingestickt die Andeutung einer Schriftstelle etwa Ps. 42, 6, die nur wir verstanden, und uns wunderbar in unserer Not zu trösten wußte. Ja einmal war es sogar in einer hier nicht näher zu beschreibenden Weise möglich geworden, dem gefangenen Pfarrer eine ausführliche Nachricht in seine Zelle hineinzuschmuggeln, in der er davon hören konnte, wie man alles zur Erleichterung seines Loses unternahm, eben den gedachten Rechtsanwalt ständig zur Beratung heranzog, durch die Kirchenleitung über die Ökumene Hilfe zu verschaffen versuchte, einen bis ins kleinste gegliederten Helferdienst eingerichtet habe und vor allem Tag und Nacht eine *Gebetswache* zu heiligem Engeldienst um die Gefangenen herstelle. Was solche Nachricht einem Gefangenen bedeutet, vermag nur der zu ermessen, der selber einmal in ähnlicher Lage gewesen ist und gleich körperliche und vor allem seelische Nöte durchzukosten gehabt hat.

In den ersten Wochen meiner Gefangenschaft war ich *nur in Zellen mit Polen* zusammen, von denen ich nicht ein einziges Wort verstand, und die begreiflicherweise mit einem Deutschen nicht gar viel mit-helfendes Tragen aufbringen wollten, wenn auch manche den Pfarrer in ihm vielleicht ein wenig respektierten.

Ein ganz neuer Abschnitt des Gefängnislebens aber hob dann an, als ich nach Wochen zum ersten Male *unter deutsche Gefangene* kam und zwar in eine ganz große Zelle, die ehemals als Handwerkerstube gedient hatte. Was ging da für ein Fragen und Sichaustauschen herüber und hinüber. Wie war mein Staunen groß, hier im Gefängnis eine ganze Anzahl früherer Gemeindeglieder zu treffen, von denen niemand gewußt hatte, daß sie hier im Gefängnis waren. Wie war auch vor allen Dingen das Verwundern der deutschen Männer übergroß, nun ihren eigenen Pfarrer in ihrer Mitte zu haben. Manchem war es wohl eine Anfechtung, ja wie sie es sagten, ein neuer Beweis, daß es keinen Gott geben könnte, wenn nun auch der Seelsorger den letzten Gemeindegliedern da draußen genommen würde, von dem sie auf der anderen Seite wohl annahmen, daß er nichts Besonderes begangen haben dürfte, um dessentwillen er nun hier ihr Los teilte. Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit empfanden es die meisten als eine besondere freundliche Fügung ihres Gottes, daß ihnen nun in ihre oft übergroße Not hinein ein Seelsorger gesandt war, der mit ihnen fühlte und ihnen zu helfen bereit war, soweit er es irgendwie vermöchte. Und das geschah nicht nur etwa in Gaben, die ihm weiter aus der Gemeinde regelmäßig zu Teil wurden, und die er selbstverständlich mit ihnen teilte, sondern nun geschah auch das vorher als unmöglich hingestellte: unerwartet brachten ihm eine Anzahl Gefängnisbeamte, die sich wohl daraus noch einen besonderen Spaß machen wollten, halb spottend und halb ehrfurchtsvoll eine Bibel mit dem ausdrücklichen Bemerkung, daß der Pfarrer damit nun auch den anderen Mitgefangenen Gottesdienst halten solle. Ich wußte wohl, daß „religiöse Propaganda irgendwelcher Art“ im Gefängnis selbstverständlich verboten war und hütete mich, der ich ja durch den „Spion“, das nadelkopfgroße Fenster in der Tür der Zelle dauernd beobachtet war, etwas zu tun, was nicht nur mir, sondern meinen Mitgefangenen nur manche neue schwere Not hätte einbringen müssen. Aber es begann doch nun hier in der Zelle ein ganz wunderbares Forschen und Fragen über dem Gotteswort herüber und hinüber.

### Bibelarbeit in der Zelle

Alles, was ich für mich selbst den Tag über im Bibelbuche neu gelesen hatte, auch in der Zeit, wo die meisten anderen Zellengenossen zur Arbeit draußen eingeteilt waren, zu der ich aber trotz meiner immer neu dahingehenden Bitte nicht gelassen wurde, mußte ich in der Abendstunde den wiederzurückkehrenden Gefangenen mitteilen, und *sie konnten gar nicht genug aus Gottes Wort hören*. Ein Fragen und Forschen, wie es wohl bestimmt diese Zelle noch nie erlebt, ging durch all die dort mit mir untergebrachten Mitgefangenen. Auch die, die vorher sich nie um Gottes Wort gekümmert haben mögen und

anfänglich überaus skeptisch waren, kamen mit immer neuen ernstesten Fragen an das Gotteswort und an mich heran, der ich es ihnen deuten sollte. Eine Männerwerksarbeit, wie sie in normalen Zeiten draußen nur durchgeführt werden konnte, setzte jetzt hier bei den Gefangenen ein. Und wenn immer wieder einmal einer aus unserer Zelle wo anders hingebracht wurde und dafür ein neuer zu uns kam, so wurde die Zahl derer, die hier nach Jahr und Tag zum ersten Male wieder unter Gottes Wort gestellt wurden, immer größer.

Die ganze Passionsgeschichte unseres Herrn und Heilandes sprachen wir nicht nur in der Passionszeit dieses Jahres in unserer eigenen Passion bis ins kleinste durch, sondern wir erlebten sie im Gefängnis ganz persönlich ein jeder für sich.

Sogar regelrechte Gottesdienste haben wir in unserer Zelle — natürlich mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln — mindestens allsonntäglich gehalten. Abends, wenn die letzten Patrouillen auch durch unsere Zelle hindurchgegangen waren, und alles in Ordnung gefunden hatten, wenn all unsere Oberkleider und Schuhe, wie es angeordnet war, damit ja niemand auszubrechen versuche, auf den langen Korridoren vor der Zelle aufgestapelt waren und wir nur in dürftigem Nachtzeug auf unseren Pritschen lagen, die hier in dieser Zelle sogar etwas wie einen Strohsack und eine Decke aufwiesen, stiegen alle Gefangenen auf ein gegebenes Zeichen von ihrer Lagerstatt hernieder und versammelten sich im Kreise um ihren Pfarrer in der Mitte, der dasselbe eigenartige Kirchengewand trug, das sie, die anderen, in gleicher Weise trugen. Nun begann der regelrechte Gottesdienst: die Lieder durften wir natürlich nicht singen, damit es keine der Wachen draußen auf den Korridoren hörte, aber flüsternd haben wir sie uns gegenseitig gesagt und halblaut „unsern christlichen Glauben“ bekannt. Die ganze uns liebe Liturgie beteten wir miteinander im Flüsterton, und dann begann die eigentliche Predigt, zugeschnitten auf das, was die Männer im Gefängnis bewegte, und was wir etwa gerade noch im besonderen in der letztvergangenen Zeit erlebt hatten. Die Briefe aus der Gefangenschaft des Apostels Paulus redeten zu uns hier im Gefängnis wohl eine ganz andere Sprache als sie uns etwa draußen in der Freiheit geredet hätten, und viele der Kreuz- und Trostlieder, die mancher einst als Kind gelernt und dann wieder vergessen haben mochte, kamen hier neu nicht nur ins Gedächtnis, sondern ins innerste Bewußtsein und wahres Verstehen. Nun, so sagten es mir manche, wußten sie, warum ihr Pfarrer hatte ins Gefängnis kommen müssen, und sie ehrten und priesen die Gnade Gottes auch in ihrer Not. *Das Leben des Glaubens und der Liebe war aus der Gemeinde draußen auch hinter die Gefängnismauern eingezogen.*



die Grüße der Gemeinde überbringen durfte, da war das Schwerste seiner Gefängniszeit überwunden. Mehrmals war es sogar so, daß eine zur Wache hingestellte Gefängnisbeamtin während solcher Unterredung davonging und dem Gefangenen bedeutete, er könnte sagen und fragen, was er wollte, und sie würde erst nach bestimmter Zeit wiederkommen, um das Gespräch nun zu beenden. So erfuhren wir schier alles, was uns zu hören wichtig war, hörten freilich auch weniger Erfreuliches, etwa, daß *all unsere kirchlichen Gemeinderäume inzwischen von den Polen beschlagnahmt seien*, und daß alles darin befindliche Kircheninventar endgültig verloren sei, daß auch der kirchliche Raum weiter neue Ausplünderungen erfahren hätte, hörten von diesen und jenen Nöten derer da draußen, vernahmen aber auch, daß die *winzig kleine Restgemeinde*, die etwa noch 350 Seelen umfassen mochte, die schier unmögliche Summe durch eigenes unvorstellbares Opfern fast beisammen habe, und daß die Befreiung in absehbarer Zeit erfolgen würde.

Daß man bei solcher „Sehung“ ohne Aufsicht nun auch im Auftrag all der anderen Zellengenossen nach diesem und jenem aus deren Lebensbereich, von ihren Angehörigen usw., zu erfragen suchte, war selbstverständlich. Und nach solcher „Sehung“ konnte man dann gar nicht genug berichten all den mitgefangenen Brüdern in ihrer Not, was sie anging, und was gerade auch sie aufrichten und trösten konnte. Die „Amnestie“ für viele deutsche Gefangene war damals im Zusammenhang mit der Wahl zum ersten polnischen Reichstag allen hinter den Kerkermauern ganz besonders wichtig, und da einen neuen Hoffnungsschimmer für das eigene Freiwerden zu erhalten, danach ging aller Sehnen.

In der letzten „Sehung“ vor der Karwoche wurde es uns von dem damals von der Gemeinde zum Besuch herausgestellten Gemeindeglied versichert, man habe es durch den Rechtsanwalt erfahren, daß nach Erbringung der gedachten Summe nun der Pfarrer Karfreitag und Ostern bei seiner Gemeinde draußen würde begehen dürfen. Mit zwispältigem Empfinden dachte ich mit meinen Zellengenossen daran, ob das wohl der Fall sein würde. Auf der einen Seite war vielen Gefangenen immer wieder absichtlich Hoffnung auf Freikommen gemacht worden, um sie dann nur desto furchtbarer zu enttäuschen. Ja, sie waren wohl gelegentlich herausgerufen worden aus ihrer Zelle und als Entlassene angesprochen, aber dann waren sie mit nur um so bitteren Hohnlachen der Beamten wieder in die Zelle zurückgejagt worden. War etwas ähnliches auch bei uns im Spiele? Und auf der anderen Seite, wenn der Pfarrer freikommen sollte, und die allermeisten der über 100 deutschen Männer und Frauen im Gefängnis bleiben mußten, würde es nicht für die weiter Festgehaltenen um so schwerer sein? Je näher der Karfreitag kam, um so bestimmter wurde

es uns auch unabhängig von verschiedenen Beamten versichert, unsere Entlassung für diesen Tag sei einwandfrei festgestellt. Aber Karfreitag ging vorüber und Ostern ging vorüber, und die erwartete Botschaft, die dem Gefangenen das Allergrößte bedeutete „Freiheit“ kam nicht. Und doch waren wir dankbar mit unsren Leidensgefährten in der Zelle zusammen Karfreitag und auch Ostern begehen zu dürfen, und wir haben es begangen in reichem Gottessegen und mancher der Mitgefangenen versicherte es immer neu, wie er gerade für dieses Ostern ganz besonders dankbar sei, und wie er es niemals mehr vergessen werde, was der auferstandene, lebendige Herr den Menschen in Not und Verzweiflung sein könne, wenn sie es selber erfahren durften „er lebt“ und etwas davon spüren durften: „da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen“.

### Freiheit

In der Zelle mit Polen zusammen, zumal in der ersten großen Aufnahmezelle im Keller des Untersuchungsgefängnisses hatte ich oft den begeisterten Ruf eines zur Entlassung kommenden Polen gehört, der mit seinem „wolnosc“ = „Freiheit“ sich von den Mitgefangenen verabschiedete und mit seinem armseligen Bündel Sachen wieder hinausdurfte.

In der Woche nach Ostern wurde ich mit einigen Wenigen aus meiner Zelle und meinem Diakon in einer anderen Zelle herausgerufen, um nun, wie man es uns sagte, wirklich entlassen und der Freiheit zugeführt zu werden. Wir erhielten wohl einen Teil der Sachen zurück, die man uns bei der Einlieferung ins Gefängnis abgenommen hatte und schloß die schweren Gefängnistüren und -gitter vor uns auf und ließ uns hindurch. Aber die eigentliche Freiheit, die wir nun wirklich erhofft hatten, war es freilich nicht. Ins Internierungslager, das mit dem Gefängnis eng verbunden war, ging es nun. Dort mußten Halbgefangene in der freien Gottesnatur in Gärten und auf Feldern, die das Gefängnis für seine weit mehr als 100 Beamten beschlagnahmt hatte, arbeiten, um da das Nötigste für die Gefängnisbeamten über ihre sonstige Verpflegung hinaus zu gewinnen. Dorthin wurden wir gebracht. Hatten es freilich in vieler Beziehung wesentlich besser als vorher. Die Verpflegung war besser und vor allem durften wir eine Stunde in der Mittagspause und eine Stunde nach Feierabend, ehe man sein Quartier in den hier zum Lager gehörigen Räumlichkeiten bezog, Besuche empfangen. Man mag es wohl erlauben, was das für uns nach *monatelanger Gefangenschaft* bedeutete, nun in diesen beiden Stunden schier all die noch übrigen Gemeindeglieder einmal einen Augenblick persönlich grüßen zu dürfen. In langen Scharen kamen sie und brachten wohl noch irgendeine besondere kleine Gabe als Zeichen ihres Dankes und ihrer Freude mit.

Und dann durften wir sogar in der Abendstunde nach Feierabend selbst in die Gemeinde gehen, um dann zur gegebenen Zeit wieder an Ort und Stelle zu sein. Die Gottesdienste der Gemeinde fanden schon seit langem abends statt. Bei Tage durfte sich kaum ein Deutscher auf die Straße wagen, weil er dabei gewärtigen mußte, „geschnappt“ zu werden, d. h. irgendwohin zur Arbeit gehen zu müssen, um all den Unrat und Schmutz, der auf den Straßen und Plätzen herumlag, zu beseitigen oder andere Dienste für das „Siegervolk“ zu leisten, die diese nie hätten tun mögen.

So haben wir im Duster des Abends in unserer Kirche, die ohne jede Beleuchtung war, mit der Gemeinde zusammen als die Zuhörer der Predigt unserer Gemeindehelferin mit eigenartigsten Empfindungen als Halbgefangene Gottesdienst miterlebt. Es war uns ausdrücklich durch unseren Rechtsanwalt gesagt worden, wir sollten es ja nicht versuchen, selbst im Gottesdienst ein Wort zu sagen; aber wir waren schon so dankbar, dabei sein zu dürfen, die Gebete der Gemeinde für ihre Gefangenen und für die anderen mannigfachen Nöte mitanhören zu können und selbst mit ihnen im tiefsten Herzen zu bewegen. Wir waren schon so dankbar, ihnen im gottesdienstlichen Raume selbst die Hand drücken zu dürfen über allem hinter uns liegenden Erleben und allen wunderbaren Erfahrungen der Gnade Gottes.

### Nach Deutschland

Man sagte es uns, wenn der nächste Evakuierungstransport nach Deutschland gehen würde, sollten wir mit dabei sein, und dieser Tag kam schneller, als wir es schließlich gedacht hatten. Aber da verstattete man es uns dabei, daß wir uns unmittelbar vorher nun noch einmal in einem besonderen Gottesdienst selbst predigend von der Restgemeinde verabschieden dürften. Es war durch wunderbare Führung und Fügung Gottes genau der 20. Jahrestag meines Einzuges in meine Gemeinde, als ich nun unter solchen ganz anderen Umständen noch als Halbgefangener zum letztenmal ihnen Gottesdienst halten sollte. Bei meinem Einzug im Jahre 1927 in damals so normalen und „glücklichen“ Zeiten hatte ich gepredigt über das an diesem Sonntag gegebene Evangelium, da die ersten heidnischen Griechen zu dem Jünger des Herrn Philippus kamen, mit ihrer Bitte „wir möchten Jesum gern sehen“. Ich hatte damals der Gemeinde gesagt, daß es mein Ziel als Prediger und Seelsorger sein sollte, ihnen in Freud und Leid ihres Lebens diesen Jesus zu zeigen, ohne den wir im Ernst nicht raten können weder im Leben noch im Sterben. Wir hatten seitdem alle mannigfaltig bis in die letzten Jahre hinein unser ganz besonderes Erleben gehabt. Nun faßte ich alles, was ich in der letzten Abschiedsstunde dieser Gemeinde in ihrer besonderen Lage zu sagen hatte, zusammen in dem Wort des Lieblingsjüngers Johannes,

der es Joh. 1, 16, bekennt: „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.“ Das war es, was alle hier Versammelten in gleicher Weise bewegte mitten in allem noch so Schwerem: die Gnade Gottes, die in überschwinglicher Weise ihnen immer neu zuteil geworden war. Ich, ihr Pfarrer, hatte sie persönlich erlebt, und die Gemeinde mit mir in gleicher Weise. „Die Gnade des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen über uns neu und seine Treue ist groß.“ So hatten wir es schon in der Schriftlesung der Liturgie dieses Abschiedsgottesdienstes gehört, und so klang es durch die Lob- und Danklieder dieses ganzen Gottesdienstes vom Sängerkhor und aus der Gemeinde heraus empor. Die erfahrene Gnade der Vergangenheit, die uns Vertrauen gibt für alle Zukunft, war der Gegenstand des letzten Gottesdienstes des scheidenden Pfarrers. Diese Gnade, die die sterbende Mutter-Kirche durch die Jahrhunderte ihrer Geschichte immer wieder erfahren hatte, und die sie täglich neu erfahren hat bis zum Letzten: An sie zu glauben und an ihr zu halten ist ihr Vermächtnis an all ihre Kinder in der Ferne.

Auf Gnade darf man trauen,  
Man traut ihr ohne Reu;  
Und wenn uns hier will grauen,  
So bleibt's, der Herr ist treu.

Dieser göttlichen Gnade haben wir uns, Scheidende und Bleibende, im Schlußgebet dieses Abschiedsgottesdienstes noch einmal im besonderen anbefohlen, und dann sang es die Gemeinde mir zum letzten Abschied, wie wir es in den beiden Jahren vorher, ach so oft, den Scheidenden in ergreifenden Abschiedsgottesdiensten gesungen hatten:

Zieht in Frieden eure Pfade,  
Mit euch des großen Gottes Gnade  
Und seiner heilgen Engel Wacht.

Nach diesem Abschiedsgottesdienst ging es unter militärischer und polizeilicher Bewachung ins Lager, wo die Wegzubringenden zusammengeführt wurden, um ihr Gepäck prüfen zu lassen und dann in geschlossenem Zuge unter Bewachung der Miliz zur Bahn gebracht zu werden. Wie im letzten Gottesdienst alle Gemeindeglieder ihrem scheidenden Pfarrer noch einmal mit besonderen Empfindungen die Hand drückten, und er ihnen nicht genug danken konnte für ihre Treue und opferbewährte Liebe, so kamen sie wohl noch einmal an den Zaun des Lagers, um sich neu zu verabschieden oder womöglich an die Bahn, wo nach Mitternacht im Güterwagen dieser erste Transport des Jahres aus der schlesischen Gemeinde mit dem *sechstletzten der ehemaligen 1000 schlesischen Pfarrer* hinausging. Die Knaben hatten es sich nicht nehmen lassen, oben auf dem Kirchturm zu warten, bis sie etwa den

Zug der Hinausziehenden und in ihrer Mitte den scheidenden Pfarrer sähen, um dann noch einmal mit der letzten Glocke zum Abschied zu läuten, mit der letzten der drei Glocken, die vor 20 Jahren zum Einzug geläutet und seitdem zu mannigfachem Freud und Leid ihre Stimme als Aufruf zum Gebet erhoben hatten.

Wohl war es ein wehmutsvolles Scheiden und doch der Abschluß eines ganz großen Erlebens, nicht nur groß durch die unmittelbar erfahrene Gnade Gottes, sondern ganz groß auch durch die immer neu bewährte Glaubenstreue und Opferkraft einer Gemeinde, in der *Gottes Heiliger Geist in den Zeiten zunehmender Not immer wunderbarer wirksam geworden war.*

Das ist nun das letzte Vermächtnis der Heimatkirche an ihre Kinder in der Ferne, daß sie es alle mit ihrem Glauben, durch Wort und Sakrament genährt, so ernstlich meinen wollen, als es diese Letzten in der alten Heimat gelernt haben, und daß unter ihnen aller Selbstsucht und allem Vergeltenwollen zum Trotz der Geist helfender Liebe so stark werde, wie wir es dort erleben durften.

*Kirchenrat Helmuth Bunzel  
(früher Reichenbach (Eule), jetzt München)*

## II. Not- und Segensjahre in der Gemeinde auf dem Berge - Gottesberg

„Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer!“ — Das war das kostbarste Wort göttlicher Verheißung, das wir Leute vom Gottesberg, der einst höchst gelegenen Gemeinde Preußens in den schwersten Jahren 1945/46 in seiner tragenden und tröstenden Wahrheit erleben durften, das Wort, das ich, *der zuletzt zwangsevakuierter Pfarrer* (am 6. 10. 1948) unzählige Male vielen tausend Gemeindegliedern als seelsorgerliches Wanderwort mit in die Fremde mitgeben durfte.

Silber-, Blei- und Erzgruben, die am Anfang des 14. Jahrhunderts erfahrene Bergleute aus Sachsen und Böhmen zum Abbau herbeizogen, gingen nach nicht 100 Jahre zu Bruche. Der Kohlenbergbau des sogenannten „oberen Reviers“ um Gottesberg wurde nach dem ersten Weltkrieg stillgelegt „und die Gemeinde wurde sprichwörtlich die Stadt und Gemeinde der Invaliden und Witwen“, für die auch in der Zeit des Dritten Reiches kein Aufschwung auf irgend einem Gebiet der Wirtschaft beschert war, aber Gottes Gnade hat sich gerade dieser Gemeinde der Armen und in der Welt nichts Geltenden herrlich offenbart und sie in seinen Friedensbund eingeschlossen, die, welche etwa als *ein Achtel der einstigen Gemeinde* noch heute unter

fremder Herrschaft dort zurückgehalten werden, und viele von den anderen, die zerstreut in den vier Zonen wohnen.

Als einer von ihnen darf ich einiges aus jenen schweren Jahren 1945/46 erzählen, ein besonderes Kapitel in der reichen Geschichte der Gemeinde auf dem Gottesberg.

Als eine der Gemeinden im Waldenburger Bergland hatte Gottesberg nach dem ersten tragischen Kriegsende in der heftigen Auseinandersetzung mit der Freidenkerbewegung und hernach mit der nationalsozialistischen Weltanschauung manche besondere Zurüstung der Gemeinde in Zeugnis und Bekenntnis ihres Glaubens erfahren. Nun wurde ihr am Anfang 1945 ein in kleinem Kreise längst gehegter Wunsch erfüllt, als die Flüchtlingstrecken aus den schlesischen Gemeinden ostwärts Breslaus Hunderte von geängstigten und trostbedürftigen Menschen in die Gemeinde führten, die morgens und abends nach einer Tröstung und Stärkung in Wort und Lied und Gebet verlangten. Da war vom Herrn auf einmal der **Beterkreis** geschenkt, der die Wandernden und Einheimischen, meist 80 bis 100 an der Zahl, unbekannt und doch bekannt, täglich zweimal fest verband. Und als die Fremden weitermußten, blieb dieser stetig wachsende Kreis, die Beterschar bis in die heutige Zeit hinein. Sie wirkte nicht bloß in jenen kritischen Jahren wie eine unsichtbare schützende Mauer um die ganze Gemeinde, sie war das Instrument in Gottes Hand, wahnwitzige Menschen zu entmächtigen und auf ihrem Posten einsame, gefährdete Menschen zu schützen und zu bestimmen. Zwei Beispiele mögen das beweisen. In den zwei riesengroßen Kühlhäusern der örtlichen Brauerei lagen als Heeresbestände viel Tausend geschlachtete Schweine. Kurz vor dem Zusammenbruch wollte der OGL dieses Fleisch mit Petroleum vernichten, wurde aber auf wunderbare Weise im letzten Augenblick daran verhindert, und das Fleisch so in der Russenzeit der hungernden Bevölkerung erhalten. Noch am 7. 5. 45 sollte der Volkssturmkommandant erschossen werden, weil er den Volkssturm aufgelöst hatte; es wurde dadurch die Stadt vor der Zerstörung bewahrt. Entsetzlich und jammervoll war in diesen Maitagen der Durchzug der Reste des sich mehr und mehr auflösenden deutschen Heeres durch die Stadt, der auch die Gemeindeglieder in den Strudel der Flucht hineinzuziehen drohte. Was war es da für eine schier untragbare Verantwortung für die vier Pfarrer (zwei evgl., ein kath. und ein altkath.) den Ratlosen das Rechte zu empfehlen: Bleiben oder fliehen? Der letzte deutsche General gab nur die Auskunft: Fragen Sie die Partei, die ordnet an! — aber die hatte rechtzeitig mit dem letzten Postomnibus das Weite gesucht.

Jetzt zeigte sich, daß das Vertrauen zu den Seelsorgern auch in den Zeiten der Lüge und Verhetzung nicht geschwunden war und die Gottesworte aus ihrem Munde der Menschen Herzen stillten und stärk-

ten. Freilich war das Warten auf den nahenden Feind für hilflose, von aller menschlichen Macht entblößte Menschen nur tragbar im Wissen des 93. Psalms: „Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig, der Herr aber ist noch größer in der Höhe.“ Wie leuchtete für mich selbst und meinen Dienst das Wort meiner ersten Amtseinführung auf: Fürchte dich nicht, glaube nur! Das stand vor uns, beim Blick auf die vielen jungen Frauen und Mädchen, die im Pfarrhaus vor dem drohenden Feind Zuflucht suchten. Und dann kam die Nacht vom 8. zum 9. Mai, wo die meisten in den Luftschutzkellern klopfenden Herzens das mahrende Geräusch der feindlichen Panzer herankommen hörten, bis um 1/211 Uhr die ersten russischen Kommandos auf dem Markt ertönten, die ersten Fensterscheiben klirrten, die Geschütze vor der Kirche in Stellung gingen und die ersten Türen eingetreten wurden. Daß viele Mädchen und Frauen auch unserer Gemeinde das scheußliche *Los der Vergewaltigung* erleben mußten, gehört mit in die *Fluchgeschichte des Teufels Alkohol*, den selbstsüchtige Geschäftsleute für bessere Zeiten in ihren Kellern aufgehoben, und der oft den eigenen Familien den schrecklichsten Lohn auszahlte.

Es waren fortgesetzte Wunder, die unser Pfarrhaus mit allen seinen Insassen und Flüchtlingen erleben durfte, daß das Öffnen aller Türen und Schränke und das Hinführen vor ein großes Christusbild auch die größten und rauhbeinigsten Krieger zur unerwarteten Mäßigung führte, aber zuletzt war es eben nur Einer, der Seine Hand schützend und bewahrend über uns hielt. In der Nachbarschaft drang ein Mongole in ein Zimmer ein, in dem ein 18jähriges hübsches Mädchen allein war; in ihrer Todesangst schlug sie vor ihm ein großes Kreuz und sagte laut: Christus! Da setzte er sich still auf einen Schemel, rauchte seine Zigarette und ging.

Am Morgen des 10. Mai wurden wir vier Pfarrer auf das Rathaus befohlen, wo durch einen Dolmetscher der russische Stadtkommandant, ein Major — er hat in der folgenden Zeit in seltener Weise durch seine Anordnungen mit Schutz und Hilfe gleichsam Engelsdienste getan — anordnete: *Sofortige Wiederaufnahme alles kirchlichen Lebens, vor allem Läuten der seit ca. acht Wochen verstummten Glocken, Zusicherung des Schutzes für alle Gottesdienste, Genehmigung der Wiedereröffnung der kirchlichen Kindergärten.* Wie ein Lauffeuer gings durch die geängstigte und ungewisse Gemeinde: Sammelt euch in den Gotteshäusern, und nun kamen sie wieder, wie vorher, am Morgen und am Spätnachmittag. „Die zum Herrn riefen in ihrer Not und er rettet sie in ihren Ängsten, die sollen dem Herrn danken für seine Güte.“ *Es begann die schönste und reichste Zeit geistlichen Lebens*, wo das Gotteshaus wie ein Schiff im Sturm die einzige Zuflucht bot und sich aus der Inflation aller menschlichen Worte das Wort des göttlichen Trösters bewährt und mit neuer wunderbarer

Kraft erklang. Hier lernte nun auch mancher bisher Abseitsstehende die unbeschreibliche Gegenwart des Herrn in Wort und Heiligem Sakrament kennen, das fortan mehr und mehr in den Mittelpunkt des Gottesdienstes rückte. Wo sich gläubige Gemeindeglieder auch in den Häusern wie im Pfarrhaus besonders des Nachts zusammenschlossen — die ganze Pfarrbelegschaft und manche Nachbarn trafen sich längere Zeit zur Nacht zum gemeinsamen Gebet und zum ungestörten Ruhen — da geschahen, wie gesagt, neben den erschütternden Gewaltakten draußen doch *die Wunder gnadenvoller Bewahrung und Durchhilfe*. Sie durfte ich besonders auch auf den Waldwegen nach der 10 km entfernten Kriegsvertretungsgemeinde Langwaltersdorf erfahren, wo alle kirchlichen Gebäude vom russischen Stab besetzt waren. Noch vier Wochen vor dem Zusammenbruch hatte der Ortsgruppenleiter die Kirche zwei Tage und Nächte mit 800 verlagerten Juden belegt, weil ihm dafür die Scheunen der Bauern zu schade waren — jetzt blockierte der Herr durch den Russen das Gotteshaus — und es bedurfte langer, schwerer Verhandlungen, es für den Gottesdienst wieder frei zu bekommen. Aber auch die kirchlichen Nöte nahmen wieder zu, teils durch *die Unfreundlichkeit der deutschen Kommunisten, die sich den Feinden zur Verfügung stellten, teils durch die nachrückende polnische Miliz und Verwaltung*, denen das Rauben die Hauptsache war und die vor unvorstellbaren Suchmethoden und Erpressungen nicht zurückschreckten. Unerwartetes Heraustreiben aus den Wohnungen hinderten nicht bloß den Fortgang aller geforderten Arbeit, sondern auch die treue Ausübung des kirchlichen Lebens. Wie oft erfolgten plötzliche Durchsuchungen der kirchlichen Gebäude nach angeblich versteckten Waffen und anderen Wertsachen, was oft auch durch schandbares Denunzieren seitens deutscher Menschen verursacht wurde. Als erstes Verbot kam die Schließung der Kindergärten, eine Vergeltungsmaßnahme für die Behandlung der polnischen Jugend durch die Partei. Weiterhin mußten sich die Deutschen durch weiße Armbinden kenntlich machen, was viele Mißhandlungen auch auf dem Wege zur Arbeit zur Folge hatte. Doch die Kerngemeinde lebte nach dem Wort in der Apostelgeschichte 2, 42: „Sie aber blieben beständig in der Apostellehre, und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Und der Herr tat täglich hinzu zu der Gemeinde.“ Und auch jetzt wurde es trotz des polnisch-katholischen Regimes uns oft geschenkt, daß wir Gemeindeglieder durch unsere Fürsprache bei amtlichen Stellen manche Erleichterung und Hilfe gewähren konnten. Da jeder Schulunterricht aufs strengste verboten war, blieb bis zum September 1950 der kirchliche Religionsunterricht und Konfirmandenunterricht die einzige Möglichkeit der Weiterbildung. Die wie ein Gespenst hier und da auftauchende Evakuierungsparole führte zur planmäßigen Ausbildung von Männern und Frauen zum L e k t o r e n-

am t. Sie kamen fast alle aus jenen Kreisen, die schon von 1920 an ihre Bereitschaft gezeigt hatten, sie wurden nun mehr und mehr zum Stab der Träger der L a i e n k i r c h e. Als am 1. 5. 1946 auch in Gottesberg die Zwangsevakuierung der Hunderte einsetzte, rückten die Zurückbleibenden immer enger zusammen und es waren die unvergeßlichsten Morgen- und Abendandachten, wenn sich wieder ein größerer oder kleinerer Trupp für die Reise in die unbekannte Fremde fertig machte, denn es war leider streng verboten, ihnen allen ein Abschiedswort vom Gottesberg an der Bahn zu sagen. Aber das Heilandswort von der Stadt auf dem Berge ist doch vielen auch in der Fremde verpflichtend geblieben, und das kann geschehen, wenn das Wort meiner eigenen letzten Morgenandacht, die auf den 6. 10. 1948 fiel, aus Philipper 4, 13 uns im Leben bestimmt: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

*Erich Zakrzowski*

*(früher in Gottesberg, jetzt Bittenfeld, Kr. Waiblingen)*

### III. Auf der Ost/Oderseite:

#### I.

Bis zum 18. Januar 1945 waren die Verhältnisse, abgesehen von wilden Gerüchten, ruhig und normal. Denn am selben Tage rückte deutsches Militär in unser Dorf, das die bestürzende Nachricht mitbrachte, daß sie die letzten deutschen Truppen seien und der Russe nicht weit von ihnen wäre. Am Freitag abend aber wurde das ganze Dorf zusammengerufen und vom Bürgermeister mitgeteilt, daß vielleicht doch in absehbarer Zeit das Dorf geräumt werden müsse. Der Treck wurde eingeteilt und auch das Ziel des Trecks, Luditz in Bayern, unmittelbar an der tschechischen Grenze, angegeben. Noch Freitag zu Samstag um Mitternacht bekamen die deutschen Soldaten den Befehl zum Abrücken. Nun lagen wir *völlig schutzlos im Niemandslande*. Was würde werden? Aber bald wurde die Ungewißheit von uns genommen. Der Räumungsbefehl wurde dem Bürgermeister übermittelt und schon um 5.00 Uhr morgens sammelte sich der Treck an der befohlenen Stelle, nachdem in aller Hast und Eile gepackt und die Wagen beladen worden waren. Ca. 450 Gemeindeglieder verließen damals ihre Heimat, von denen die meisten sie nicht mehr bis auf den heutigen Tag wiedersehen sollten. Außer den Pferden, die die Wagen zogen, mußte der Viehbestand ohne Ausnahme zurückgelassen werden. Nur zwei Personen blieben zurück, der alte 75jährige Kirchvater, der zeitlebens in seiner Heimat geblieben war und sich standhaft weigerte, sein Dorf und seine geliebte Kirche, der er viele Jahrzehnte gedient hatte, zu

verlassen; außerdem blieb noch eine alte geistesschwache Frau zurück, die beim Abrücken zurücklief und nicht mehr gefunden werden konnte. Im Morgengrauen bei hohem Schnee und bitterer Kälte setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Bald versank hinter uns unser Heimatdorf, zuletzt grüßte noch der Kirchturm zu uns herüber, dann verschwand auch er unseren Blicken. *Der Marsch in die Fremde und in die Ungewißheit wurde angetreten.* Im Herzen aber glimmte immer noch ein Fünklein Hoffnung, daß Gott gnädig und barmherzig sein würde und wir bald wieder heimkehren würden. Wir ahnten nicht, was uns alles erwartete und der Anfang eines langen Leidensweges sein würde. Aber zum Grübeln blieb uns wenig Zeit. Denn bald hieß es, wir müßten bis zum Sonntag um Mitternacht Ohlau und damit das linke Oderufer erreicht haben. Denn dann würde die Brücke gesprengt werden, dies aber bedeutete vom Flüchtlingsstrom abgeschnitten und den Russen hoffnungslos preisgegeben sein. Aber Gottes Gnade war mit uns, und kurz vor Mitternacht rollte in endlosem Zuge unser Dorf über die Brücke von Ohlau, die tatsächlich um Mitternacht mit großem Getöse in die Luft gesprengt wurde. Wir waren wenigstens fürs erste vor den Russen gerettet. Nun ging es in langsamem Zuge mit vielen anderen Trecks in Richtung Zobten über Schweidnitz nach Leutmannsdorf. Dort war das erste größere Halt. Menschen und Pferde waren bis aufs Äußerste erschöpft und schon hatten wir auch die ersten Toten zu beklagen, die teils durch die große Kälte, aber auch am Herzeleid gestorben waren. Zwei ältere Gemeindeglieder und ein einjähriges Kind mußten wir hier zur letzten Ruhe betten. In Leutmannsdorf war es auch, daß wir seit Tagen das erste warme Essen erhielten. Hier durften wir bis Ende Februar bleiben mit sechs anderen Dörfern. Als aber der Russe schon vor Schweidnitz stand und wir schon den Schlachtenlärm deutlich vernahmen, hieß es wieder weiter trecken. Diesmal ging es bei vereisten Straßen über das Eulengebirge nach Braunau, von dort über das Henschelgebirge nach Nachod. Hier wurden die Frauen mit Kindern und die Alten, soweit sie es wollten, vom Treck abgesondert. Sie wurden 14 Tage später durch die Bahn nach Bayern gebracht, wo sie z. Zt. heute noch im Kreise Straubing leben. Wir übrigen treckten weiter *nach der Tschechei hinein* über Königinhof bis nach Schehun bei Bad Podiebrad. Dieser Teil der Flucht war wohl der schwerste und bitterste. Bei Tag und Nacht ging es über vereiste Straßen, einmal 56 km an einem Tage. Kinder und Alte lagen erstarrt auf den Wagen, viele klagten über erfrorene Gliedmaßen. Da wir die letzten unseres Treckes waren, konnten wir nicht mehr in Schehun unterkommen und mußten einige Kilometer weiter nach Dobschütz fahren. Dort endlich gab es für uns wieder einmal die erste Ruhe, auch bekamen wir hier zum ersten Male Lebensmittelkarten. Unsere Pferde wurden hier infolge der furchtbaren Anstren-

gungen krank, so daß wir, als unser Dorf wieder weitertrecken sollte, zurückbleiben mußten. Das sollte für fünf Familien von besonderen Folgen sein. Aber auch hier ging es nach dem Wort unseres Herrn, der uns bisher durch soviel Not gelehrt hat: „Was ich jetzt tue, das weißt Du nicht; du sollst es aber hernach erfahren.“

## II.

Da nun unser Dorf weitergetreckt war, immer tiefer in die Tschechei hinein, zogen wir Zurückgebliebenen von Dobschütz nach Schehun um und kamen in der dortigen Schule unter. Wir hatten uns dort, so gut es ging, eingerichtet, auch kamen wir mit der dortigen Bevölkerung gut aus, zumal der Bürgermeister sich sehr deutschfreundlich zeigte. Da, am 11. Mai, ein Tag nach Christi Himmelfahrt, kamen die Kinder zu uns in die Schule gesprungen und schrien erregt: Die Russen sind da! Und wirklich sahen wir sie auf der Hauptstraße — die Schule lag zu unserem Glück abseits — entlang ziehen. Es waren die ersten russischen Vorausabteilungen. Was sollten wir tun? Bisher hatten sich die Tschechen ruhig gegen uns verhalten, aber wie würde es weiter gehen? Da riet uns der Bürgermeister, wir sollten den Ort verlassen, denn *er könne nicht mehr für unser Leben garantieren, falls der tschechische Mob aufstehen würde*. So hieß es also für uns wieder aufladen und, nachdem wir uns beraten hatten, versuchen in die Heimat zurückzufahren. Aber würde dies glücken? Wir zogen ja dem Russen entgegen, der sich scheinbar in breiter Front in die Tschechei ergoß. Durch die ersten Ortschaften, die noch frei vom Russen waren, denn nach der Vorausabteilung kam lange nichts mehr, hatte uns der Bürgermeister sogar noch polizeilichen Schutz gestellt, der evtl. den Pöbel abhalten sollte. So zogen wir also mit fünf Wagen los, nicht wissend, was unser noch alles harrte, im Herzen aber die brennende Sehnsucht: Nur nachhause! Jetzt galt es nun ein festes Herz haben und wie nötig sollten wir es bald haben! Fünf Männer, davon ein 75jähriger, sieben Frauen, vier junge Burschen und ein junges Mädchen, fünf kleine Kinder und ein Geistesschwacher! Das war der Rest, der sich durchschlagen wollte. Sobald wir die Prager Hauptstraße überschritten hatten, fielen wir den Russen zum ersten Male in die Hände.

Als erstes nahmen sie uns die Pferde und *plünderten* unsere Wagen. Wie oft sollten wir noch geplündert werden! Merkwürdigerweise aber gaben sie uns stets, wenn sie uns die Pferde nahmen, abgetriebene Pferde von ihnen, sodaß wir, wenn auch langsam, doch vorwärts kamen. Sonntag, der 13. Mai, war für uns ein besonders schlimmer Tag, denn da nahmen uns die Russen die Männer vom Treck weg. Das war für uns wohl der schlimmste Schlag, denn nun standen *wir Frauen* mit den Burschen und dem Mädchen *alleine* da! Verzweiflung wollte uns

packen und eine junge Frau wollte sich mit den Kindern in einen See stürzen. Nur mit großer Mühe gelang es uns, sie von diesem Vorhaben abzuhalten. Aber es galt ja, ein festes Herz zu haben, *es galt ja, gerade in der größten Finsternis Glauben zu halten*. So fuhren wir ohne unsere Männer weiter, immer in dem Drange, nur heraus aus der Tschechei, denn nun bekamen wir ihren ganzen Haß zu spüren, niemand gab uns etwas, keine Milch für die Kinder, nicht einmal einen Eimer Wasser für unsere elenden Pferde. Nun mußten wir auch miterleben, wie es unseren deutschen Soldaten, ausgeliefert einer brutalen Soldateska, erging. Wie ein Stück Vieh wurden sie an uns vorbeigejagt. Wehe dem, der schwach zu werden drohte! Zu der eigenen Lebensnot trat jetzt die schwere Sorge um meinen eigenen Mann, der ja auch als Soldat das schwere Los der Gefangenschaft erdulden konnte. Wie oft wir von durchziehenden Truppen durchsucht wurden, ist mir nicht mehr im Bewußtsein. Alles geschah wie ein furchtbarer Traum, wie unter schwerer Narkose, wir erlebten furchtbare Angststunden, aber sie trafen nicht mehr unser Innerstes. Es war zuviel, was auf uns wehrlose Frauen einstürmte. Nur eine Angst zitterte in uns beständig: „O Herr, verschone uns vor dem Schwersten, — vor der Vergewaltigung!“ Es war allein Gottes Gnade, daß wir damals davor verschont wurden. Am schlimmsten waren die Nächte, die wir irgendwo im Freien mit den Gespannen an einer abgelegenen Stelle verbringen mußten. Wie schwer war nun erst der Rückweg über die Heuscheuer ohne die starke erfahrene Hand der Männer. Auf den steilen Straßen galt es bremsen, nur bremsen mit einem Knüppel zwischen den Rädern, daß wir uns die Hände wundrissen. Aber auch das war geschafft, wir hatten ja die Tschechei hinter uns und waren im deutschen Land! Nun glaubten wir unseres Weges gewiß zu sein, aber o Schreck, alle Ortschaften trugen russische Bezeichnungen! Pfingsten, „das liebliche Fest“ kam und sollte auch für uns ein Wunder bergen. Wir kamen in ein von den deutschen Einwohnern verlassenes Dorf (die Dörfer waren meist alle menschenleer), doch in einem Hof war gerade auch eine Familie zurückgekehrt, die nahmen uns freundlich auf und wir durften rasten und uns einmal am Brunnen waschen. Das Wunder aber war: kein Russe weit und breit! Wie wir dann in anderen Dörfern erfuhren, war in dieser Gegend tatsächlich bisher kein Soldat aufgetaucht. Wie eine Insel im großen Strom kam es uns vor. Wir näherten uns Ohlau und damit packte uns auch wieder der Schreckensstrom. Aber noch sollten wir eine Freude erfahren. Kurz vor Ohlau stießen, *wieder eines der großen Wunder Gottes*, der zu den Seinen spricht: „ich will dich nicht verlassen noch versäumen“, unsere Männer, die in Glatz zu Zwangsarbeiten eingesetzt wurden, zu uns. Sie wurden wieder weggeschickt. Unsere Freude war groß. In Ohlau selber machten wir zum ersten Male mit den Polen Bekanntschaft. Wir mußten in

eine Kaserne zu „Kontrolle“, d. h. wir wurden dort gezwungen, unsere gesamte Habe von den Wagen abzuräumen und alles vor den Polen ausschütten, sie durchsuchten uns und nahmen uns weg, was ihnen gefiel, d. h. wir wurden in der schamlosesten Weise ausgeplündert. Das bißchen, was uns blieb, sammelten wir wieder ein und machten, daß wir aus Ohlau hinauskamen. Allmählich näherten wir uns Bernstadt und damit unserer Heimat und wir wurden trotz allen Herzeleides froh, auch die Pferde zogen williger, als ob sie es ahnten, daß nun ihr Leidensweg zu Ende gehe.

Schon näherten wir uns Neudorf, schon sahen wir unsere geliebte Kirche zu uns herüberwinken, als wollte sie sagen: Kommt, denn es ist alles bereit!, da wurden wir noch einmal von russischen Wege-  
lagerern angefallen. Wagen und Pferde wurden uns weggenommen, aufs neue ausgeplündert in unseren Sachen kamen wir mit leichter Bürde und vier abgetriebenen Pferden und zwei Wagen in Woitsdorf an. *Hier aber regierten schon die Polen*, was wir daran merkten, daß der Bürgermeister sofort unsere elenden, abgetriebenen Pferde beschlagnahmte und sie an Polen gab. Auf den ersten Blick sah unser Dorf unversehrt aus, aber bald sahen wir, daß doch ein Teil der Bauerngehöfte abgebrannt waren. Die Kirche selber war ganz, nur die Orgel war demoliert. Das Kreuz stand noch auf dem Altar, die Altarbekleidungen fehlten, sie wurden später im Straßengraben verschmutzt und zerrissen gefunden, die heiligen Gefäße waren gestohlen. Das Pfarrhaus war demoliert, Türen und Fenster herausgerissen, die Möbel zum Teil weggeschleppt, die Bibliothek zum Fenster hinausgeworfen. Das ganze bot einen Anblick, daß einem das Herze schwer werden konnte, aber nach alledem, was ich erlebt hatte, schmerzte mich der Anblick meines zerstörten Heimes, in dem wir 12 Jahre glücklich und zufrieden unter Gottes Gnade lebten, nicht mehr. Hier wurde das Wort unseres Herrn wahr: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“ Denn wo hätten wir sonst die Kraft hergenommen mitten durch die Schrecken des Krieges in die Heimat zu kommen?

### III.

Aber waren wir wirklich daheim? Was wollten die Polen in unserem rein deutschen Dorfe? Zuerst waren sie sehr ängstlich und schiefen zusammen in einem Hause, später sickerten immer mehr ein und verteilten sich auf die Gehöfte, die sie in Besitz nahmen. Als wir ankamen, glaubten wir die ersten zu sein, aber bald stellte sich heraus, daß einige Männer vom Volkssturm entlassen, sich schon einige Zeit im Dorfe aufhielten. Ich selbst konnte im Pfarrhause unmöglich allein wohnen, denn es wurde stets von durchziehenden russischen Einheiten als Unterkunft benutzt. Später zog dann ein Pole ein, der im ehemali-

gen Amtszimmer wohnte und im kirchlichen Raum seine Kuh unterstellte, obwohl Stallungen am Hause genügend da waren. So nahm ich voll Dank das Anerbieten des Müllermeisters, stellvertretender Vorsitzender des K.G.R., an, mit seiner Familie mit in die zwei Kilometer vom Dorf abgelegene Mühle zu ziehen. Auch hier war bereits der Russe Herr. Der Müllermeister mußte unter einem russischen Kommandanten den Müllerknecht abgeben. *Aber aufs ganze gesehen, ging es uns unter den Russen erträglich. Anders wurde es erst, als auch die Mühle in polnische Hände überging.* Nach und nach kamen noch einige Gemeindeglieder teils getreckt teils zu Fuß in Woitsdorf an. Von 450 Gemeindegliedern waren ca. 60 zurückgekehrt. Ihr Los war völlige Versklavung und totale Rechtlosigkeit. Nur der Bürgermeister war merkwürdigerweise kein Deutschenhasser.

*Der Gesundheitszustand der Deutschen war beklagenswert.* Der Hunger herrschte. Furunkulose und offene Beine waren eine allgemeine Erscheinung. Wahrscheinlich durch das verendete Vieh, das noch allenthalben herumlag, und erst nach und nach von den Deutschen weggeräumt werden mußte, bedingt. Medikamente gab es kaum. Eine kleine Tube Salbe kostete einhundert Mark. Russische Krätze war weit verbreitet. Ein großer Teil der Männer, deren Familie verschollen war, zog wieder ab.

*Erst vom Herbst 1945 ab gab es ein kirchliches Leben.* Unsere Kirche selber durften wir nicht benutzen. Sie wurde von den Polen beschlagnahmt und zu einer katholischen Gottesdienststätte umgewandelt, obwohl selten in ihr Gottesdienst gehalten wurde. Wir Deutschen gingen die erste Zeit nach Wilkau zum Gottesdienst, der von einem Nams-lauer, einem Lektor, in einem Hause abgehalten wurde. Hier wurden auch im Herbst 1945 einige Woitsdorfer Kinder konfirmiert. In Woitsdorf selber Gottesdienst abzuhalten wurde von den Polen untersagt. Vom Frühjahr 1946 ab wurde dann auch in Bernstadt Kirche gehalten. Alle 14 Tage kam *Pastor von Lieres* aus Allerheiligen nach Bernstadt. In Bernstadt waren auch zwei *Diakonissen* zurückgekehrt, die unendlich viel Gutes an den Deutschen getan hatten. Sie hielten zuerst Lesegottesdienst ab, trieben unermüdlich Krankenpflege, zogen Zähne und vollzogen kleine Operationen. Sie boten vielen Zuflucht und richteten manchen Verzagten wieder auf. *Ein Heißhunger nach dem Evangelium war bei den Deutschen ausgebrochen.* Es war die Wahrheit des Wortes: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern aus einem jeglichen Wort Gottes“. Zu Ostern kam die erste Post. Ich selber erhielt Mitte Juni das erste Lebenszeichen von meinem Manne aus Württemberg. Immer hoffte ich, daß er einmal in W. auftauchen würde. Aber auch so war ich überglücklich.

Im Sommer 1946 tauchte zum ersten Male das Gerücht auf, daß wir nach Deutschland ausgesiedelt werden sollten. Bald wurde uns dieses

Gerücht zur Gewißheit. Montag früh, den 24. September 1946, mußten wir in überstürzter Eile zum zweiten Male unsere Heimat verlassen. Tat es uns weh? Wenn ich ehrlich sein soll: nein, denn für uns wurde das Leben unter der polnischen Knute immer schwerer. Selbst der Müllermeister, der über 200 Jahre auf der Mühle als einer der ältesten Geschlechter gesessen hatte, erklärte oft, er habe es satt und wolle losgehen.

Im Schlosse von Oels weilten wir die letzte Nacht. Nachdem wir nochmals durch polnische „Kontrolle“ gegangen waren, d. h. ausgeplündert wurden mit einer unerhörten Leibesvisitation. Dann wurden wir zu je 35 Personen mit Gepäck in Viehwagen gesperrt. Über Breslau, Sagan ging es dann unter russischer Begleitung nach Brandenburg a. d. Havel ins Lager. Hier drei Wochen Quarantäne, dann wurden die Familien bei Guben, Kottbus und Spremberg eingewiesen, wo sie heute noch leben. Ich selber durfte nach langer Wartezeit im Lager Weihnachten 1946 am Heiligen Abend zu meinem Mann fahren.

Wo waren die anderen, und das war ja der größte Teil der Gemeinde, die seinerzeit, als unsere Pferde erkrankt waren, weiter treckten, geblieben? Was war aus unserem alten Kirchvater und jener alten Frau, die bei der ersten Räumung zurückgeblieben waren, geworden? Den Kirchvater fanden wir im Keller eines Bauernhauses tot auf. Hat er sich vor Angst dorthin verkrochen und ist dort einsam und verlassen gestorben? Haben ihm die Russen ein Leid angetan? Gott allein weiß es. Jene arme geistesschwache Frau aber wurde erst nach Wochen tot in einem Graben mitten in der Gemarkung gefunden. Wie mag sie gerade dort der Tod ereilt haben? Gott allein weiß es. — Der andere Teil der Gemeinde aber ist aus der Tschechei mit dem nackten Leben herausgekommen. *Sie sind in alle Welt hinausgesprengt worden. Von der Insel Rügen bis nach Österreich sind sie hingeschwemmt worden.* Viele sind an Herzeleid und Entbehrungen gestorben. Von den 450 Menschen, die damals die Heimat verließen, leben heute noch nach vorsichtiger Schätzung 300. Die Eltern kämpfen einen harten Kampf ums Dasein, die Kinder wachsen in die neue Heimat, aber was das Schöne ist, sie halten sich alle sauber und anständig, sie sind nicht verlorene Masse geworden. Und das ist wieder eines der großen Gnadenwunder Gottes. Keines ist in Wahrheit untergegangen. Sie haben ihrem Herrn die Treue gehalten; nicht Haß erfüllt sie, sondern der Glaube, der sich auf die Gnade Gottes verläßt. Bei Gott steht es, ob wir einmal die Heimat wiedersehen dürfen, wir harren seiner Tat. Denn wie heißt es in der Schrift?: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir — wir harren einer neuen Erde und eines neuen Himmels.“

Erna Bullack,

(früher Woitsdorf bei Bernstadt, jetzt Gr. Deinbach b. Schwäb. Gmünd)

## IV. Im Schatten des Allmächtigen

Der Missionar Bößhardt hat seine Schicksale in China zusammengefaßt unter dem Titel „Im Schatten des Allmächtigen“. Wer wie wir Schlesier die Jahre 1945 und 1946 hinter dem eisernen Vorhang gelebt hat, der weiß etwas von solchen Erlebnissen. Sie mögen im einzelnen anderer Art sein als in der Welt Chinas, aber sie sind nicht minder erregend und gefährvoll. Und in einem Punkte jedenfalls möchten sie gern mit jener Schilderung übereinstimmen: in dem Lobpreis Gottes, wie ihn der Titel sagt: Unter dem Schatten des Allmächtigen. Das ist das Große jener Zeit, daß das Glaubensleben aus aller Theorie herausgerissen wurde und *hineingestellt in den Ernstfall*. Wir haben für unsre Verkündigung viel gelernt. Wir lassen nicht rütteln an der Tatsache: Jesus lebt und Jesus siegt! Wir lassen aber ebensowenig rütteln an der andern Tatsache, wie klein und jämmerlich der Mensch ist mit Furcht und Zittern, mit Irren und Fehlen. Damit wir klein würden ganz klein, dazu ist diese Zeit über uns gekommen als ein Bote des Herrn, der uns liebt. Darin liegt ihr Segen. Darum dürfen wir sie nicht vergessen. Richte Dir Denksteine auf!

Solch ein Denkstein sei auch dieser Bericht. Eine Anamnese möge er sein, ein Gedenken. „Erinnern“ heißt: etwas inwendig bewegen und dann festhalten. Von vornherein sei es gesagt: Nicht menschliche Größe soll hier sichtbar werden, nur Einer ist zu rühmen: unser treuer Herr! So allein kann solch ein Bericht vom schlesischen Schicksal vielleicht auch manchem Leser helfen, der selbst mit Bangen in die Zukunft der Kirche schaut.

Ich möchte diese Darstellung in 3 Kreise ordnen, die konzentrisch sind und einen Mittelpunkt haben. Der Mittelpunkt heißt: Jesus und Sein Wort. Die Kreise entsprechen der Arbeit, in welcher der Berichterstatter stand. Dabei soll vermieden werden, daß die Darstellung nur persönlichen Charakter trägt. Es sollen mehr Bilder sein, in denen der Berichtende nur einer ist neben vielen, denen es ebenso ging. Die Kreise sind gewissermaßen Arbeitskreise aus jener Zeit und umfassen:

- a) das Blickfeld des Superintendenten,
- b) die Aufgabe des Pfarrers in seiner Gemeinde,
- c) das Schicksal des Hausvaters in seinem Pfarrhaus.

### a) Die Sicht des Superintendenten

Ich will hier etwas weiter ausholen. Ich besinne mich noch, wie mich nach 1920 das Los der Kirche des Baltenlandes innerlich beschäftigte. Wie dabei immer wieder die Frage aufstieg: wie wirst Du in ähnlicher

Lage bestehen? Was wird der Weg der Gemeinde in solcher Zeit sein? Jahrelang immer aufs neue hat mich diese Frage bewegt. War es eine Ahnung von dem, was uns widerfahren sollte? Ich spürte, es geht hier um mehr als bloß persönliche Erlebnisse, wo der Mensch Mittelpunkt bleibt, es geht hier um eine andre Dimension, wo Geschichte ein Geschehen wird, das sich abspielt als Begegnung mit dem Herrn, der dann handelt.

1944 im November hatten wir den letzten amtlichen Konvent der Superintendenten unsres niederschlesischen Bezirks. Er tagte in Hirschberg, wo als Superintendentur-Vertreter P. Passauer amtierte, der dann einundeinhalb Jahre später in seinem Pfarrhause bei Kirche Wang von Banditen erschossen wurde und dem ich hier ein dankbares Gedenken widmen möchte. Wir waren bei den Verhandlungen schon etliche Male und damals mit besonderer Dringlichkeit auf die Frage gestoßen: *Was tun wir als Leitung der schlesischen Kirche, als Ephoren, wenn Schlesien Kampfgebiet wird?* Ich weiß noch, wie da die meisten es aussprachen: Wir müßten ausharren und dürften die Gemeinden nicht verlassen. Wir wurden erinnert an einen Amtsbruder im Posenschen, der in der Gefahr geflohen war. Als er dann später zurückkehrte und den Gemeindevorstand betrat, wo er seine Stunden hielt, da stand an der Tafel das schwere Wort: „Der Mietling aber flieht.“ (Joh. 10, 13.) So sehr uns diese Aufgabe bewegte, ich mußte doch damals auch das aussprechen: Ich hätte Angst, auch vor der eignen Angst, die mich dann überfallen könnte. Es hat niemand darüber gelacht. Wir haben in den folgenden zwei Jahren manchmal Gelegenheit gehabt, an dies Wort zu denken. Von den etwa 10 bis 12 Teilnehmern des Konvents sind zwei erschossen, einer ist vom Schlege getroffen worden.

Sechs Wochen nach diesem letzten Konvent war es soweit. Die russ. Heeresmacht war in einem von niemand bei uns geahnten Vormarsch nach Oberschlesien eingebrochen. Nicht lange, und der Feind stand vor Breslau. Die Hauptstadt Schlesiens wurde zur Festung erklärt, und schon Anfang Februar 1945 schloß sich der Ring um die Stadt. Währenddessen stieß der Russe auch auf Liegnitz—Goldberg—Jauer, also ganz in unsere Nähe. Täglich mußten wir mit seinem Vorstoß über die 20 km bis zu uns rechnen. Ein Vierteljahr lang dauerte dieser Schwebeszustand mit immer neuen Nachrichten schauerlicher Art. Es war schon aufregend, wenn wieder einmal zur Nacht ein Kurier an die Haustür klopfte: Heute Nacht ist Durchbruchgefahr.

Jetzt geschah folgendes, das hier auch kurz berichtet sei. Die Zivilbevölkerung Breslaus, soweit sie nicht zur Verteidigung geeignet war, wurde entfernt. So ging es auch mit dem *schles. Konsistorium*. Es entschloß sich bereits um den 20. Januar zum Verlassen der Hauptstadt,

ging in die Provinz und nahm zunächst seine Tätigkeit in Görlitz, bzw. Hirschberg auf. Aber nur kurze Zeit. Schon Mitte Februar wurde, wie wir später erfuhren, das Konsistorium als Kirchenbehörde von der Partei aufgelöst und verließ in seiner Gesamtheit Schlesien. \*) Es geht in diesem Bericht nicht um ein Urteil über dieses Geschehen. Wer die Situation in Schlesien, wie sie damals war, sich vergegenwärtigt, diese schreckliche, unerwartete Katastrophe mit dem unmittelbaren Eindruck: Hier ist alles verloren, der wird vorsichtig in seiner Stellungnahme sein. Tatsache ist allerdings, daß so der Entwicklung der kirchlichen Geschehnisse in Schlesien eine ganz bestimmte Richtung gegeben wurde. Die schlesische Kirche war zunächst wie führerlos, ohne zentrale Leitung. Und es waren doch noch an die 500, vielleicht noch mehr Geistliche auf ihrem Posten. Einer der Superintendenten sagte damals etwas bitter ungefähr: „Wir sind verlassen, grade jetzt wo der Mongolensturm hier einbricht.“

Es wird Sache einer besonderen Geschichtsschreibung sein müssen, das Geschehen jener Zeit im kirchlichen Raum Schlesiens in Einzelbildern zu zeichnen, etwa das Katakombendasein der in Breslau zurückgebliebenen Amtsbrüder, das schreckliche Elend der Gemeinden, die mit ihren Hirten in Schnee und Eis auf die Landstraßen ihren Fluchtweg nehmen mußten, Mensch und Tier in gleicher Angst, z. B. auch wenn die Fliehenden aus der Ebene mit ihren Wagen in die Berge kamen ohne rechte Eisen an den Hufen der Zugtiere, ohne Hemme am Wagen, und dann die Fahrt halsbrecherisch steil bergab ging. Wer denkt noch an das Kinderelend auf den winterlichen Straßen, an die Abschiedsszenen, wenn wieder ein Teil Frauen und Kinder evakuiert wurden? Genug, es wurde April, es wurde ein strahlender Frühling nach diesem harten Winter. Noch am 29. April 1945 konnte der Superintendent in der zu seiner Diözese gehörenden großen Gemeinde Kauffung, wenige Kilometer von der Front, wo kein Pfarrer mehr war und wo noch einmal sich alles sammelte, was noch geblieben war, einen vollbesuchten Gottesdienst halten mit nachfolgender Abendmahlsfeier. Die helle, lachende Frühlingssonne tat fast weh beim Gedanken an das, was bevorstand. Es ging noch ein paar Tage, dann fiel der Vorhang. Der Russe besetzte die liebe Heimat. Wir waren auf Monate vom Vaterland abgeschnitten, auf uns selbst gestellt. Keine Eisenbahn, kein Autoverkehr, keine Post! O wie oft haben wir uns damals selbst getröstet: Nur der Weg zum Himmel, der ist noch frei!

Anfang Mai erfolgte auch in Breslau Übergabe der Festung und Waffenstillstand. Nun hingen wir alle wie in der Luft. *Alle staatliche und*

\*) Wir hoffen, im nächsten Jahrbuch ein klärendes Wort über den Weg des Breslauer Konsistoriums in den brennenden Monaten der Jahre 1944/45 von berufener Seite zu bringen. Die Schriftleitung.

*kommunale Ordnung hörte auf, nur eine Ordnung war geblieben, das war die Kirche.* Sie konnte dem Menschen geben, was ihm nun fehlte: Halt und Gemeinschaft. Aber noch immer stand die schlesische Kirche ohne zusammenfassende Leitung. So kam es, daß nach Zustimmung der beteiligten Instanzen der Bruderrat der Bekennenden Kirche die vorläufige Leitung der schlesischen Kirche übernahm und tatkräftig sogleich organisatorisch eingriff.

Es wurden die Räume des Konsistoriums in Breslau gerettet, auch ein gut Teil der Akten. Dekanate als große Bezirke wurden gebildet und Lic. Dr. Ulrich Bunzel, bezw. Lic. Schmauch übertragen. Die Fühlung mit den Gemeinden wurde aufgenommen. Es setzte ein geheimnisvoller Stafettenlauf von Ort zu Ort über weite Gebiete oft ein. Was in diesen Zeiten an Wegstrecken zurückgelegt wurde mit Nachrichten in die entlegensten Teile, das weiß nur Gott allein. Dekan Bunzel erhielt den Namen des „*fliegenden Talars*“, weil er auf seinem Fahrrad im Laufe der Zeit wohl an 10 000 km zurücklegte, stets im Talar, weil das geistliche Kleid einen gewissen Schutz gewährte. Einer der jüngeren Amtsbrüder kam eines Tages in der Soutane eines orthodoxen Geistlichen, ebenfalls zu Rad. Dabei gab es oft Lebensgefahr durch Überfälle oder mißtrauische Posten. Aber es gelang, daß bald ein Netz von Fäden durch die Provinz sich spann. Amtliche Mitteilungen ergingen. Die Verbindung mit der poln. Kirche wurde hergestellt. Konvente konnten langsam wieder eingerichtet werden. Das Kollektwesen ließ sich ordnen. Kassen wurden eingerichtet und kontrolliert. Die Besetzung der Pfarrstellen wurde auch wieder möglich. Sogar die Regelung der Gehaltsfrage wurde versucht. Das Bewußtsein des Zusammenhalts war wieder gegeben. Nach Jahresfrist tagten die Konvente schon wieder ganz regelmäßig. Ja, es wurde im März 1946 sogar ein *Ephoren-Konvent der schlesischen Superintendenten*, bezw. Vertreter in *Schweidnitz* gehalten, bei dem wohl ca. 40 Teilnehmer erschienen waren. Es war ein seltsamer Auftakt, als wir, eine kleine Gruppe solcher Teilnehmer, nach schwieriger Fahrt auf der polnischen Eisenbahn in Schweidnitz aus dem Zuge stiegen, um zu unserm Tagungslokal zu pilgern. Da trat ein polnischer Mann auf uns zu und verhaftete uns. Wir mußten ihm durch die Straßen folgen in irgend ein Haus, wo er unser Gepäck durchsuchte und uns schließlich wieder laufen ließ. Es wurde dann eine Tagung voll ernster Arbeit, sowohl was die kirchliche Ordnung als auch die theologische Ausrichtung anlangt. Leiter war der Präses Hornig, der später auch das Amt des Bischofs übernahm.

Abenteuerlich und gefahrvoll war stets Reise und Weg zu solchen Zusammenkünften. Das galt auch von dem Kirchenkreise des Bericht-

erstatters. Der Kirchenkreis Schönau ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich nicht deckt mit einem politischen Kreise, sondern durch 3, vielleicht gar 4 solcher Kreise sich erstreckt, nämlich die Kreise Hirschberg, Goldberg, Jauer und vielleicht noch Landeshut. Das ergab für die ganze Arbeit in diesen Zeiten besondere Schwierigkeiten, weil bei Verhandlungen immer ein anderer Landrat, bezw. Starost zuständig war. Das fiel besonders ins Gewicht bei Verhaftungen von Geistlichen, Plünderungen von Kirchen und ähnlichen Dingen. Im Kirchenkreis waren ursprünglich 14 Pfarrer, am Kriegsende 5. So mußten *Laienkräfte, Schwestern und Lektoren*, zur Hilfe herangezogen werden. Zu ihrer inneren Ausrichtung, zur gegenseitigen Stärkung fanden monatliche Konvente statt. Groß war das Gefühl der Vereinsamung, besonders als die Evakuierung einsetzte. Solche Zusammenkünfte aber mußten mit großen Opfern und Strapazen erkauft werden. Als Ort der Zusammenkunft diente meist Kauffung. Die meisten Teilnehmer hatten bis dahin einen Weg von 10, 12, 15 und mehr Kilometern. Bei Schnee und Eis, bei schneidendem Wind, bei prasselndem Regen gings da in der Morgenfrühe weg und erst am Abend war die Heimkehr möglich. Da Wälder und Straßen sehr unsicher waren und oft genug Überfälle stattfanden, waren *solche Wege stets ein Wagnis*. Mancher schaute wohl beim Aufbruch noch einmal zurück mit stillem Flehen, ob er wohl sein Haus unbeschädigt wiedersehen würde. Eigenartig dann das Bild solchen Konvents: 25—30 Teilnehmer, in der Hauptsache Pfarrfrauen und Schwestern, erst in der Sakristei der Kirche und später nach Vertreibung des Pastors im kath. Pfarrhaus, in dem dann rührende evangelische Gemeindeglieder irgendeine stärkende Suppe kochten. Trotz aller Not tiefgehende biblische Arbeit, theologische Referate, manchmal sogar heißes Ringen um die Zukunftsaufgaben der Kirche. Zweimal wandert mit uns der Dekan von Niederschlesien, einmal auch Bischof Hornig. *Per pedes apostolorum* ziehen wir am Abend heim, und er erzählt dabei von seinen Verhandlungen mit General Niehoff in Breslau im Mai 1945, es möchte doch wegen Zwecklosigkeit des Widerstandes die Festung übergeben werden, was dann auch geschehen war.

Sollen wir noch reden von den Erlebnissen der lieben Pastoren und nicht zu vergessen der Pfarrfrauen, die oft einsam und preisgegeben die Gemeindeglieder tun, wie oft unter Gefahr für Leben und Ehre? Unvergeßlich wirds uns sein, als im Juni 1946 in Kupferberg unser lieber *Amtsbruder Johannes Fiedler* nach langem Siechtum starb. Kaum ein Pfarrer aus der Diözese konnte kommen wegen der großen Evakuierungswelle, die grade über die Gemeinden ging. Unvergeßlich das Wort der Jahreslosung als Abschiedsgruß, und daß die eigne Frau des Heimgegangenen den Orgeldienst bei der Feier tat und so dem Ge-

fährten des Lebens auf besondere Weise ihr betendes Lebewohl sang. Und doch: mitten im Chaos bei den unsicheren Straßen, der Schutzlosigkeit, den Wogen von Mißtrauen und sinnlosen Verdächtigungen, wie auf stürmischer Welle das Schiffelein der Kirche. Sie lebt! Unter dem Schatten des Allmächtigen! Ists ein Zeichen dafür, daß Amtskleid und Amtsbezeichnung oft ein Schutz sind gegen Angriff und Gewalttat? Ists ein Zeichen, daß die *Kirchen voll sind, auch dort, wo bis dahin Unkirchlichkeit herrschte*? Diesen Zeichen allein ist nicht zu trauen. Wohl ist ein Aufwachen des schlummernden Gotteswortes da, aber der alte Adam verträgt manchen Stoß und bleibt doch am Leben. Er führt ein paar fromme Tage ein, und im übrigen ändert er seine Lebenshaltung nicht. Nein, wenn die Kirche Lebenszeichen gibt, dann nur, weil Jesus lebt und in Seiner Gnade gerufen hat. Er muß die Mitte sein.

#### b) Der Aufgabenkreis des Pfarrers in seiner Gemeinde

Auch hier geben vielleicht einige Bilder, die sich für jede Gemeinde in ähnlicher Weise zeichnen lassen, die Wirklichkeit am besten wieder. Als auf unsrem Rathaus die rote Fahne mit Hammer und Sichel hochging, da gings doch wie ein Stich durchs Herz. Da war es ganz deutlich: unsre geliebte, schöne, schlesische Heimat war nicht mehr deutsch. Als bald darauf der Ort von Russen besetzt wurde und russische Einquartierung bekam — man sprach von Strafkompagnien und 3000 Mann —, da war kein Zweifel mehr möglich. Rund um den Ort Barackenlager, im Elisabethstift eine Sauna für die Truppen, der Schulhof voller Wagen und Pferde mit Reitern mit mongolischen Schnurrbärten. *Kein deutscher Laut auf der Straße!* Und die Nächte! Damals ist mir aus der hl. Schrift wichtig geworden, daß nicht bloß die Tage, sondern auch die Nächte wichtig sind im Leben der Gottesmenschen, und daß wichtiger als Tagebücher Nachtbücher sein könnten. Bei allem, was geschah und schaurig unvergeßlich bleibt, immer der Stachel im Herzen: Haben wir ein Recht, uns zu empören angesichts der Schuld, die auf unserm Volk lastet? Es wäre jetzt ein Leichtes, eine Reihe von Schreckenserlebnissen zu erzählen, sie haben wahrlich nicht gefehlt. Ich möchte etwas anderes versuchen und schildern, wie wir auch bei Russen und später nach der polnischen Besetzung bei Polen Schutz und Hilfe, ja *wunderbare Bewahrungen* erfuhren, „unter dem Schatten des Allmächtigen“.

Eines Tages ist Parade der Russen beim Bahnhof. Der Pastor im Talar muß da vorbei, um einer Schwerkranken das heilige Abendmahl zu

spenden. Er kommt an dem Platz vorüber, wo grade eine Gruppe von Offizieren sich niedergelassen hat. Was wird geschehen? Plötzlich erheben sich sämtliche Offiziere mit einem Ruck und — salutieren! — Eine junge Frau, seit Jahren leidend und ans Bett gefesselt. Es stürmt ein Unhold herein, ladet noch seine Waffe und will sich auf die Wehrlose stürzen, die betend auf ihrem Lager ringt. Da fällt sein Auge auf das Leuchtkreuz an der Wand. Er stutzt, er sinnt, und plötzlich verändert sich sein Gesicht. Er beugt sich nieder, küßt der Kranken die Hand und geht still fort. —

Die Arbeit des Amtes war dadurch erschwert, daß infolge des Krieges viele Pfarrstellen unbesetzt blieben und jeder Pastor ein oft sehr großes Gebiet zu betreuen hatte. So konnte es geschehen, daß eines Tages der Pastor den Befehl bekommt, sich im Nachbardorf bei dem polnischen Bürgermeisteramt zu melden. Er findet dort alles in hellster Aufregung und hört mit Entsetzen, daß in der Kirche hinter der Kanzel Jagdmunition versteckt war und gefunden worden ist. Der Pastor hat natürlich keine Ahnung, aber er wird haftbar gemacht. So wird er festgehalten und gilt als verhaftet. Wie soll er deutlich machen, daß er schuldlos ist? Da gibts dunkle Gedanken! Während er noch so grübelt, geht die Türe auf, und eine polnische Sekretärin kommt herein, die auch etwas deutsch spricht. Sie kennt den Pastor aus den vorangegangenen Wochen, sie ahnt den Zusammenhang. Nach einem kurzen Gespräch darf der Pastor heimgehen zu den Seinen, die garnicht wußten, was geschehen ist. Wer schickt diese Sekretärin zu rechter Stunde? —

Was gab es da für Gottesdienste? *Die Kirche war der einzige Raum, wo Deutsche sich versammeln durften. Da war nicht bloß Passivität des Hörens, da war Bewegung. Sursum corda!* — Das wurde damals Wirklichkeit. Heute könnte einen schon die Wehmut packen beim Gedanken an jene Zeit! Da war kaum ein Platz leer im Gotteshause. Wie trafen die Lieder sich mit dem Herzensgebet der Geängsteten! „Der Herr hat mein noch nie vergessen!“ Was waren das für Abendmahlsfeiern! Hunger nach Gemeinschaft, nach Erquickung, nach der Gegenwart des Herrn, trieb uns hinein und zusammen. So gabs Verbundenheit, und wie es Bischof Lilje einmal sagte: „der Friede Gottes war wirklich und gegenwärtig, wie man eine Hand fühlt.“ — Auch hier ein Erlebnis. Die Gemeinde ist versammelt zum Tisch des Herrn. Die Feier neigt sich schon dem Ende zu. Da plötzlich Geräusch an der Eingangstür. Polnische Miliz kommt herein, schwerbewaffnet, und nimmt mitten in der Kirche Aufstellung. Da will doch die Angst aufflackern bei der Gemeinde und dem Pfarrer. Mit geheimen Beben beten wir weiter und singen unser Lied. Da geschieht wieder etwas Unerwartetes. Mitten im Gebet sinken die polnischen Milizmänner auf ihre Kniee. Die

Gemeinde kann still und angstbefreit aufatmen und nach dem Segen des Herrn nach Hause gehen. „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“ Besonders bedeutsam waren uns auch der 20. und 21. September 1945. Da kamen nicht unerwartet die *Schwestern des Mutterhauses Miechowitz mit ihrem Seelsorger Pastor Zilz*. Aus ihrer gesegneten Arbeit von den Stätten, wo alles noch an Mutter Eva von Thiele-Winkler erinnerte, zwangsevakuiert suchten sie in Jannowitz Zuflucht. Wir konnten ihnen Notunterkunft im Pfarrhaus und Elisabethstift geben, das teilweise leer stand. Am Sonntag darauf stand Pastor Zilz auf der Kanzel der Jannowitzer Kirche und sprach unter Tränen von dem bitterschweren Abschied aus dem Mutterhause. Es war dann ein ungewohnter Anblick, wenn jeden Morgen etwa 30 Schwestern mit den Hausbewohnern im Pfarrhaus sich versammelten zur Morgenandacht und dann zu der recht mageren Kartoffelsuppe. Wieviel Unbequemlichkeiten, Umstellungen, Beängstigungen gab es da zu überwinden für alle Beteiligten! Aber es war auch eine große Stärkung der Gebets- und Glaubenskraft für die Gemeinde, den Bruder und die Schwestern so nahe zu wissen, obs bei Gottesdienst war oder in der Pflege von Kranken. Pastor Zilz hat sich unermüdlich neben seiner übrigen Arbeit sofort zur Verfügung gestellt und auf schwierigen und gefährdeten Landwegen in der Betreuung der umliegenden Gemeinden geholfen, bis auch er uns im April 1946 verlassen mußte. Inzwischen fand die Schwesternschar noch eine besondere Heimat und Aufgabe. Der leitende Arzt des Sanatoriums, das lange dem russischen General und seinem Stab als Wohnung gedient hatte und grade freigeworden war, ein prächtiger Besitz mit erstklassiger Einrichtung, die größtenteils erhalten war, bot diesen Besitz dem Mutterhause gegen geringes Entgelt zum Kaufe an. Es war eigentlich ein großzügiges Geschenk, und wir ehren dankbar das Gedenken dieses Arztes Dr. Dietzsch, der 1952 ganz plötzlich aus vollem Schaffen heraus an einer Operation gestorben ist.

Im Hauptgebäude dieses Komplexes war ein Typhuslazarett eingerichtet und dort wurden die Schwestern sogleich eingesetzt und die andern Häuser gaben schöne und ausreichende Unterkunft. Freilich auch nur bis zur Besetzung durch einen polnischen Arzt und eine polnische Schwester. Aber es war ein Werk, an dem auch Mutter Eva ihre Freude gehabt hätte. Was gabs dort für stille, gesegnete Andachtsstunden, die auch fortgeführt wurden, als die polnische Belegung kam. „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“ Wie groß ist die Gnade, wenn sie uns mitten in Not und Bangen Arbeit gibt! So war der Herr in der Mitte der Gemeinde, und Sein Wort blieb nicht stehen, sondern lief. Immer war Bewegung, auch durch die täglichen Kurzandachten, die wir jeden Morgen, 8 Uhr, in der Kirche hielten.

Es kam dann die Zeit, da war die Arbeit in der Gemeinde gekennzeichnet durch das Wort *Abschied*. Was in der Seele eines Seelsorgers vor sich geht, wenn er die ihm anvertraute liebe und geliebte Herde so dezimiert werden sieht, so Stück für Stück von dannen getrieben oder in großen Teilen arm und traurig fortziehen, oft in herzerreißendem Abschiedsweh, davon sei geschwiegen. Die Gemeinde umfaßte 1945 wohl noch an 2 000 Seelen. 1946 im Herbst waren es kaum noch 100. Was liegt dazwischen. Sie ziehen fort, die Frauen, die Männer, die Kinder. Auch die Kirchenältesten, auch der schwergeprüfte Kirchenpatron! Allein im Sommer an 1 200! Zurück bleibt ein kleiner verschüchterter Rest! Alle 500 m ein Deutscher!

Dazu gabs schließlich noch einen Abschied. Das war das *Scheiden von dem geliebten Gotteshaus!* Eines Tages erschien der polnische kath. Geistliche, der der Gemeinde zugeteilt war, und forderte unsre Kirche, weil die katholische Kirche zu klein sei. Er kam mit anderen polnischen Männern und verlangte Entscheidung. Inzwischen war die eigne Gemeinde ganz klein geworden. Der Pole war höflich und anständig. So habe ich in einer Versammlung dieser Kommission auf unser Gotteshaus verzichten müssen, und die Polen haben es übernommen, haben es neu geweiht, mit bunten Lichtern geziert, manches verändert, und der Pfarrer konnte nun von seinem Fenster die polnischen Gottesdienste aus seiner eigenen Kirche hören. Es war aber keine Gewalttat dabei. Die kleine evangelische Gemeinde bekam dafür die bisherige kath. Kirche leihweise überlassen. Dort haben wir dann unsre letzten Gottesdienste gehalten.

Bei allem Bitteren, was in dieser Zeit geschah, gesegnet seien die Hände des Polen, die wir über der polnischen Bibel trafen, und der dem Pfarrer einen Korb Kartoffeln schenkte, — er ist bald danach heimgegangen! Gesegnet auch die Frau, die in größter Not nach einer Beerdigung im Nachbardorf dem Pfarrer ein Päckchen in die Hand drückte mit den Worten: „Uns gehts jetzt gut und Euch schlecht, darum diese Gabe!“ Es war ein halbes Pfund Butter. Gesegnet die Polen auch, die dem sterbenden Kirchvater letzte Labung und Stärkung liebevoll reichten! Wer lenkt die Herzen! „Unter dem Schatten des Allmächtigen“ geschah auch solches.

### c) Das Pfarrhaus

Das ist der kleinste Kreis bei der Arbeit des Ephorus und Pfarrers. Aber wie das Pfarrhaus ist, davon hängt viel ab für all das vielgestaltige Wirken nach außen. Da muß es ein kleines Heiligtum geben, wie arm so ein Seelsorger werden kann und werden muß, wenn sein Herr Ego erschüttert wird und zerbrechen soll. Das sind die Begegnungen

mit dem lebendigen Herrn, für die der Jakobskampf, der nächtliche, das große Urbild ist. Dort wird das Überwinden geübt, ja exerziert! Dort werden Gelübde getan, die nachher auch bezahlt sein wollen. Wenn der Tod droht, und er kann doch so grauenvoll sein, wenn die Hände leer sind und das Herz auch, da geht dann alles ganz persönlich zu. Da hilft keine Theorie, kein Wissen, denn jeder muß seinen Tod sterben, muß seinen Glauben haben, seine Begegnung mit dem Auferstandenen haben — da wird alles neugelernt, auch das Beten. Da wird das Beten-können ein Geschenk, ein Luftholen in der Höhenluft Gottes, und das Beten-dürfen ist dann, wie ich es einmal las, eine neue Existenz. Und noch mehr die seelige Erfahrung: „Du erhörst Gebet!“

Ins stille Heiligtum des Pfarrhauses kommt mancher, der in solcher Not nicht fertig wird. Ich denke an die lieben katholischen Kapläne, die als Einquartierung 1945 noch kamen und so sehr nach Stärkung verlangten. — Ich denke an die Kinder, die weinend gelaufen kamen: Helfen Sie uns beten, man hat unsern lieben Vater ins Gefängnis geholt. — Ein lieber Kirchenältester kommt mit angeschwollenem Gesicht. Er ist am hellen Tage auf der Straße niedergeschlagen worden. — Ich denke an die vielen, vielen Mädchen und Frauen, die von Russen und Polen Gewalttat erlitten hatten, und die in ihrer Not und Verzweiflung im Pfarrhaus Schutz und Aufrichtung suchten — und auch fanden: „Unter dem Schatten des Allmächtigen.“

*Wer zählt die Menschen alle, die in solchen Wochen und Monaten durch das Pfarrhaus ziehen.* 25 Personen, das war oft noch wenig, die drin wohnten, es waren manchmal auch 40, die unter dem Dach des Hauses weilten: vom Kind bis zum Greis. Täglich schließt sich die Hausgemeinde zu besonderer Andacht zusammen und befiehlt sich dem Schutz des Allmächtigen. So auch an dem Tage, als die polnische Miliz das Haus kontrolliert und die Bewohner vertreiben will. Dabei mißtrauisch fragt nach dem Grunde solcher Versammlung. Da geht es plötzlich dem Offizier auf, er legt seine Hände zusammen, sagt: O ich weiß! Er wußte, wir waren zum Beten zusammengekommen und — durften bleiben.

Eines Tages schließt eine der müden Pilgerinnen im Pfarrhaus die Augen zum ewigen Schlummer. Ihr stilles Gesicht wird uns Hilfe. Es hält die zurück, welche eindringen wollen, die Angst der Typhusgefahr stand dahinter und wir konnten wieder danken! Unter den Pilgern, die einkehrten, steht einer besonders lebendig im Gedächtnis. Es war ein armer Landser von mehr als 40 Jahren. Er kam aus russischer Gefangenschaft, und mit wundgelaufenen Füßen. Es ist Dezember, kurz vor Weihnachten, und der arme Mann war ganz krank. Trotz strengem Verbot behalten wir ihn im Hause, damit er sich ein paar

Tage erholen kann. Am letzten Tage will er entfernte Verwandte, die im Ort sein sollten, aufsuchen. Dabei wird er von einem besonders schlimmen Kommissar gefaßt und in den Gefangenenkeller gebracht. Darauf Haussuchung bei uns durch eben diesen Kommissar und drei weitere Bewaffnete. Mit Drohungen dringen sie ein. Sie finden nichts Wesentliches. Wir kommen in ein Gespräch. Der Pfarrer sagt, daß auch ein Pole ein Bruder in Christus sein kann. Sie tasten nichts an und gehen schließlich, wobei der Kommissar vor dem Kreuzifix im Hausflur salutiert. Der Pfarrer wagt, für den armen Verhafteten zu bitten. Sie gehen lachend davon. Aber wenige Stunden später ist unser Flüchtling wieder bei uns, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde. — Ein schier unfablicher Vorgang. Wie sich dann des Herzens Bewegung löste und wir miteinander auf die Knie fielen, das war nur ein neuer Ausdruck für die wunderbare Erfahrung: „Unter dem Schatten des Allmächtigen!“

*Wie wir satt geworden sind?* Es war wohl oft mager, und mancher Gegenstand mußte für Pfennige verkauft werden um ein Brot, ein paar Kartoffeln oder etwas Mehl. Aber ich glaube nicht, daß in all den andern Jahren jemals soviel köstliche Pilze in unserm kalten Strich gewachsen sind wie in diesem Notjahr. „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde!“ Ach, da ist wohl einer niedergefallen auf sein Angesicht, wenn er im Walde solch prächtige Familie von Steinpilzen fand, würzig, gesund! Auch das ist Erinnerung, die nicht dem Vergessen weichen darf!

Wir haben den polnischen katholischen Pfarrer in unser Pfarrhaus bekommen. Er hat uns kein Leid zugefügt, wenn wir freilich auch ihm unsre Habe zur Verfügung stellen mußten.

Modersohn sagt einmal in seiner „Hausapotheke“ zu manchen göttlichen Verheißungsworten: G.e. = geprüft und erprobt! — Wir dürfen es zusammenfassend sagen: Es ist geprüft und erprobt, was es heißt: „Unter dem Schatten des Allmächtigen“ sein!

Der Anhang kann jetzt kurz sein, der von dem *eigenen Scheiden* handelt. Am 11. November 1946 schlug die Stunde, da wir noch einmal zurücksahen von der Höhe auf Pfarrhaus und Kirche, und dann durch Schnee und Eis mit fast dem letzten Trupp der Gemeinde den 16 Kilometer langen Weg zum Bahnhof Hirschberg antraten. Mit uns die Schar der Schwestern. In Hirschberg bei hartem Frost eine schlimme Nacht im Lager. 70 Menschen in einem nicht sehr großen Raum. Am 12. November durch die polnische Kontrolle, wo das Gepäck teilweise sehr eingehend durchsucht und noch mehr verkleinert wurde, eine stundenlange, sehr anstrengende Prozedur. Ebenso die Leibesvisitation. — Dann der Pfarrer als Waggonältester in einem der Viehwagen mit 35 Menschen. Nach vielen Tagen bei wenig Schlaf und Essen, schließ-

lich in Suhl (Thür.) im Quarantänelager untergebracht. Fast 2000 Menschen in diesem Fabrikgebäude, 550 in einem Saal: schlafend, essend, rauchend, tanzend, skatspielend, singend, seufzend, schreiend. Die Bettstätten übereinander, Bretter mit dünner Strohschicht, je 50 cm Breite. Das gab Kleinkrieg zwischen denen, die Grenzüberschreitungen vornahmen, unter mehr oder weniger interessierter Teilnahme der Nachbarn. Toilettenverhältnisse in Bahn und Lager unbeschreiblich! Ärztliche Betreuung sorgsam, verständnisvoll und hilfreich. In einer Ecke starben Menschen, in einer andern tanzten sie. — In all diesem Durcheinander dennoch jeden Morgen eine kleine Schar, die sich um das Kruzifix über den Betten sammelte, mit einem Lied auf den Lippen, und an jedem Abend eine ganz große Schar voll Verlangen nach Trost und Ewigkeitsluft im Grauen der Zeit. Erquickend auch, als uns der örtliche Frauenchor an einem der Feiertage die Lieder sang: „Auf Adlers Flügeln getragen“ und „Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl“.

Dann wieder Abschied von den letzten Gliedern der Gemeinde. Wieder unsäglich mühevoller Reise über Erfurt, Nordhausen, Wernigerode. Und dann nach weiteren abenteuerlichen Fahrten über Lüneburg nach dem lieben Schwabenland, wo der Oberkirchenrat Stuttgart so schnell und freundlich die Tür auf tat zu neuer Arbeit in neuer Heimat, die im Juli 1947 angetreten werden konnte.

Vorbei! Vorbei! — Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit!

*Bruno Poguntke*

*(früher Jannowitz, jetzt Nagold, Schwarzwald)*

## V. Durch die Tschedei

Es waren Tage höchster Spannung und Erwartung, als im Februar 1945 der *Flüchtlingsstrom* auch durch unsere Ortschaft ging. Ein endloser Zug von Wagen und Fußgängern, von großen Rinder- und Schafherden bewegte sich vom Zobten her in unser Dorf. Es war bitter kalt und der Schneesturm fegte über die Felder. Ich entsinne mich noch an eine Nacht, da wir etwa 3000 Flüchtlinge in unseren Häusern beherbergten, während andere, die nicht mehr Raum fanden, die Nacht im Freien zubringen mußten. Ein alter Mann war auf dem Wege von Kl. Bielau nach Seiferdau im Wagen erfroren. Ich habe ihn auf unserem Friedhof beerdigt ohne Grabgeleit, selbst seine Frau konnte an der Beerdigung nicht teilnehmen, weil sie sonst ihren Treck verloren hätte.

Bald schlug auch für uns die Stunde, da wir die Heimat verlassen mußten. Wir hatten viel Einquartierung im Pfarrhaus. Es war Mitter-

nacht — am 13. Februar —, da haben wir unsere Gäste bewirtet, die am nächsten Morgen abrücken sollten. Diese Nacht war auch für uns die *letzte Nacht in der Heimat*. Um 2.45 Uhr weckte uns der Wachtmeister mit der Nachricht: „Die Russen sind da, mit 35 Panzern sind sie im Anrollen auf Groß-Merzdorf“, unsere Bahnstation. Das war für uns das Signal zum Abmarsch. — Ich selbst habe den Bürgermeister geweckt, der schon alles für den Treck vorbereitet hatte. Er war schon Tage zuvor befohlen worden. Ich habe das Dorf alarmiert, im Morgenrauen sind wir losgezogen — ein Treck mit etwa 35 Gespannen — auf der Straße nach Groß-Merzdorf in der Richtung nach Schweidnitz, weil wir inzwischen gehört hatten, daß der Feind abgeschlagen worden war. Unterwegs trafen wir mit anderen Trecks zusammen, auch die Bewohner der anderen Dörfer meiner Gemeinde waren schon unterwegs. Ein geschlossener Abzug unserer evangelischen Gemeinde war nicht möglich, da wir eine Diaspora-Gemeinde bildeten und zwei Drittel aller Bewohner Katholiken waren. — Die erste Station machten wir in Oberweißtritz, wir übernachteten dort auf einem Strohlager in einem Jugendheim. Die nächste Station war Wüstegiersdorf. Von dort aus zogen wir über das stark vereiste Gebirge bis nach Braunau. Immer weiter ging es vorwärts ins böhmische Land, wir zogen durch Nachod, Skalitz nach Königgrätz. Das war also der Weg, auf dem die preußischen Truppen im Jahre 1866 marschiert sind. Von den Anhöhen bei Königgrätz hatte man einen weiten Rundblick. Da lag vor uns das Schlachtfeld, auf dem der preußische Sieg errungen worden war — und jetzt sahen wir die größte Niederlage der Deutschen in ihrer Geschichte vor uns: auf allen Straßen, so weit man sehen konnte, Wagen an Wagen und Mensch an Mensch, *ein geschlagenes, vertriebenes Volk in einem fremden Lande*. Überall in den Dörfern und Städten, wo wir durchzogen, standen die Tschechen auf den Straßen. Wie haben sie uns angeschaut? — teils voller Mitleid, aber auch höhnisch, voller Verachtung. Immer sind wir gelaufen, manchmal 20 bis 30 Kilometer am Tage, oft mußten wir über hohe Berge. Die Pferde und die Ochsen konnten kaum noch weiter, da mußte jeder schieben helfen, nur die Kranken und die kleinen Kinder sind gefahren. Einmal geschah es, daß ich beinahe meinen Treck verlor. Beim Übergang vom Sudetenland ins tschechische Gebiet, war ich an einem Abend vorausgegangen, um in der nächsten Stadt Quartier für die Pferde und die Wagen zu besorgen. Es wurde Nacht, mein Treck kam nicht. Die Pferde hatten wegen des Glatteises die Wagen nicht über den Berg ziehen können. Ich irrte in der fremden Stadt umher, bis ich schließlich in einer von Flüchtlingen vollgestopften Schule mir noch ein Plätzchen am Rande eines Strohlagers erbetteln konnte. Welch ein Glück war es für mich, daß mein Treck doch noch am nächsten Tage auf einem anderen Wege in die Stadt gelangte. Ich wäre sonst, wie es

so vielen Flüchtlingen ergangen ist, gänzlich von meinem Treck getrennt worden. Ich habe später einmal eine Frau meiner Gemeinde beerdigen müssen, die noch in der Heimat die goldene Hochzeit gefeiert hat und dann einsam von ihrem Manne getrennt in einem tschechischen Dorf sterben mußte. Ihr Mann war zurückgeblieben, um die Pferde beschlagen zu lassen, und hatte dann die Verbindung mit unserem Treck verloren.

Leider machte sich bei mir nach den auf Strohlagern verbrachten Nächten ein Bronchialkatarrh bemerkbar; ich konnte den vielen Staub nicht vertragen. Es stellte sich Fieber ein und es bestand die Gefahr einer Lungenentzündung. So bemühte ich mich darum, in den tschechischen Wohnungen Nachtquartier zu bekommen. Dabei habe ich auch *evangelische Pfarrer der „böhmischen Brüder“* aufgesucht. Bei einem derselben habe ich mit meiner Frau in seiner Studierstube auf Matratzen ein schönes warmes Lager gefunden. Ein andermal übernachteten wir bei einer Bauernfamilie der „böhmischen Brüder“, und zwar war es, wie ich später erfuhr, die älteste Familie unter den Nachkommen der „böhmischen Brüder“ aus der Gründungszeit. Da meine Frau in Vertretung der Krankenschwester einen Koffer mit Medikamenten mitgenommen und überall, wo Not war, den Kranken geholfen hatte, wurde sie auch von den Tschechen in Anspruch genommen und auch manchmal noch in der Nacht zu den Kranken gerufen. Es zeigte sich, daß *ein friedliches Zusammenleben von Deutschen und Tschechen, wie es Jahrhunderte lang bestanden hat, auch damals noch möglich war.* Ein Beispiel dieser Völkergemeinschaft habe ich selbst in eigenartiger Weise erlebt. Ein lieber „Böhmischer Bruder“, den ich aufgesucht hatte, erzählte mir, daß er in Halle Theologie studiert habe. Bald stellte sich heraus, daß er wie ich selbst dem dortigen christlichen Wingolf angehörte. Wie hat er mich da so brüderlich angedet und freundlich bewirtet! Wir zogen Arm in Arm von dem Dorf, wo er wohnte, zu dem Dorf, in dem ich mein Quartier hatte. Doch habe ich auch erfahren, daß selbst Pfarrer der „Böhmischen Brüder“ mit Fanatismus ihr Tschechentum vertraten. Ich besuchte einen derselben und bat ihn, mir seine Kirche zu zeigen, was er auch getan hat. Die Kirche hatte nur einen Schmuck, nur das eine Zeichen der Brudereinigkeit: den Kelch. Bei unserem Gespräch, das sich an diese Besichtigung der Kirche anschloß, merkte ich bald, daß ihm mein Besuch wenig angenehm war. Er war empört über die Deutschen und rühmte das große tschechische Volk. Bezeichnend für sein *tschechisches Selbstbewußtsein* war sein Ausspruch: „Berlin ist tschechisch sowohl dem Namen als auch der Bevölkerung nach.“ Von einer gebildeten tschechischen Lehrerin, bei der wir einkehrten, erfuhr ich auch, daß „die Tschechen unter Kaiser Karl IV. die Hegemonie über Deutschland gehabt hätten.“ Wenn solche Vorstellungen unter den Tschechen verbreitet sind, können wir Deut-

schen uns nicht wundern, wenn die großslawische Bewegung den Drang nach Westen hat.

Solange wir uns bei unserer Flucht durch die Tschechei noch unter deutscher Oberleitung befanden, fühlten wir uns trotz mancherlei Anfeindungen, die wir von den Tschechen erfuhren, doch in Sicherheit. Das änderte sich, als wir *immer weiter in die Tschechei* bis südwestlich Prag geleitet wurden. Bisher war unser Treck immer geschlossen beieinander geblieben. Am 13. März — also genau einen Monat nach unsrem Aufbruch — hieß es auf einmal: „Der Treck wird aufgeteilt.“ Tschechische Beamte traten an uns heran und bestimmten über uns. Wir gelangten mit sieben Gespannen in eine kleine Stadt Jinetz. Wir kamen uns wie verraten und verkauft vor. Unsre Inspektorfrau, die sonst so tapfer gewesen war, fing an bitterlich zu weinen, als wenn sie gehnt hätte, was uns dort noch bevorstand. Meine Frau hat still gebetet: „Ach Gott, gib uns doch ein Zeichen, an dem wir erkennen, daß wir nicht ganz verloren sind.“ Dieses Zeichen wurde uns alsbald gegeben: Da, als wir in Jinetz einfuhren, kam ein Auto an uns vorbeigefahren, in dem ein deutscher Major, ein Ritterkreuzträger, saß. Er hat den Namen „Seiferdau“ an unserem Wagen gelesen; er läßt halten und fragt an: „Ist hier etwa ein Pastor Kilger bei dem Treck?“ Dieser Major, Franke mit Namen, war ein Kamerad meines ältesten Sohnes Hermann, Hauptmann beim Liegnitzer Artillerie-Regiment. Er hatte auch meinen jüngsten Sohn Manfred im selben Regiment als Fahnenjunker ausgebildet. Wir begrüßten uns herzlich. Der Major verschaffte uns ein Hotelzimmer, wo wir endlich wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen konnten. Wir erkundigten uns bei dem Major, ob er etwas über den Verbleib meiner Söhne wüßte. Da meinte er: es sei wohl möglich, daß sich Manfred in der Nähe befände, denn es wäre hier in der Gegend ein großes Artillerielager untergebracht. Und wirklich: es kam uns vor wie ein Wunder —, als ich nach zwei Tagen von einer Beerdigung, die ich in einem Nachbardorf gehalten hatte, zurückkam, saß Manfred in unserer Stube, die wir bei einer Tschechenfamilie bezogen hatten. Er war soeben als Oberleutnant mit seiner Ersatzbatterie von Pommern, wo er aus den Kämpfen mit den Russen herausgezogen worden war, über Berlin, Dresden in das Artillerie-Lager transportiert worden. Wir sahen so deutlich *die wunderbare Führung Gottes*; denn von Manfred erfuhren wir etwas über den Verbleib unserer vier Töchter. Er hatte eine Postkarte von meiner zweitältesten Tochter bekommen auf der sie schrieb, daß sie nach Gablonz führe, wo sich meine älteste Tochter befand, die mit dem Roten-Kreuz-Zug aus Schweidnitz dorthin gebracht worden war; auch meine zwei jüngsten Töchter, die wir der Sicherheit halber früher nach Schreiberhau zu ihrer Großmutter geschickt hatten, hatten sich dahin begeben. Nun war es nur möglich durch Vermittlung des Gene-

rals vom Art.-Lager meine vier Töchter nach Jinetz kommen zu lassen. Etwa sechs Wochen haben wir in Jinetz gewohnt. Die Tschechen haben uns in zuvorkommender Weise behandelt, vor allen die Eheleute, bei denen wir Eltern wohnten, fromme katholische Christen, die uns ihre Wohnstube als Schlafraum eingerichtet hatten, wobei die Frau in der Küche schlafen mußte. Die Frau hat uns geradezu mütterlich versorgt, das reichliche Frühstück selbst bereitet und uns ans Bett gebracht. Bei allem Schrecklichen, das wir später erlebten, dürfen wir doch *nicht vergessen, wie viel Güte und Barmherzigkeit wir auch von Tschechen erfahren haben.*

Auf dem tschechischen Bürgermeisteramt wurde mir gesagt: „Bleiben Sie hier und warten Sie in Ruhe ab, bis der Krieg zu Ende ist. Es geschieht Ihnen nichts.“ — Trotzdem trauten wir dem Frieden nicht; es war vorgekommen, daß in einem der benachbarten Dörfer Partisanen in die Wohnungen der Deutschen eindrangen und sie völlig ausplünderten. Wir mußten damit rechnen, daß bei einem Umsturz alle Deutschen interniert wurden. Eine Rückkehr nach Schlesien war in jener Gegend kaum noch möglich. Deshalb wurde von der Treckleitung ein Abmarsch nach Bayern vorbereitet. Da die Trecks am Tage von feindlichen Tieffliegern beschossen wurden, mußten wir in der Nacht losziehen. Zu unserer Bewachung wurden uns deutsche Mannschaften mit geladenen Gewehren mitgegeben. Bald merkten wir, wie nötig diese Bewachung war; denn große Haufen von Tschechen standen aufgeregt an den Straßen und sangen ihre tschechischen Lieder. In Pzibram wurden wir aus den Gastwirtschaften, wo wir in der Nacht Zuflucht suchten, herausgetrieben. Der Ausmarsch kam zum Stocken, da die Grenze schon von Amerikanern besetzt war und die Trecks von tschechischen Agenten zurückkommandiert wurden. So verstopften sich die Straßen durch die Trecks, die heraus und wieder hereinzogen. In Milin wurden, wie mir ein deutscher Landeshauptmann erzählte, von einem tschechischen Sender amerikanische Flieger herbeigerufen, die Bomben in die vollgepfropften Straßen warfen. Man zählte 30 tote Menschen und etwa 200 tote Pferde und Ochsen. Ich habe selbst auf dem Schlachthof in Pzibram einen Teil der toten Ochsen liegen sehen. In einer Versammlung der Treckleiter wurde die Lage besprochen. Ich bat dringend darum, daß wir auf jeden Fall weiter marschieren, wenigstens versuchen sollten, ins Sudetenland zu gelangen, da wir bei einem Umsturz, der bald zu erwarten sei, sofort in ein Internierungslager gebracht werden würden. Der Parteimann, der die Oberleitung aller Trecks hatte, erklärte mir: „So etwas kommt nicht in Frage, so weit sind wir noch lange nicht.“ Ich habe ihn später in einem Lager wieder gesehen. Er lag mit zerschlagenen Rippen auf der Erde und sagte mir: „Sie haben doch recht gehabt.“ — So mußten wir zurück, mitten im Schneetreiben zogen wir dieselbe Straße, auf der wir gekommen

waren, es war eine stockfinstere Nacht vor dem 1. Mai. Ich mußte mich am Rande eines Wagens festhalten, damit ich nicht abstürzte. Da kam zu uns die Kunde: „Hitler ist tot.“ Nun wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte. Als wir nach Jinetz kamen, durften wir nicht in unsere bisherigen Wohnungen gehen, wir wurden — etwa 500 Personen von durcheinander gewürfelten Trecks — in ein früheres Hitler-Jugend-Lager gebracht, wo wir abgeschlossen und bewacht wurden. Der General hatte mir versprochen, uns Flüchtlinge, falls die Artillerie abrückte, mitzunehmen; aber das war anscheinend nicht möglich gewesen. Die Truppen mußten plötzlich über Nacht abrücken, da die in der Nähe stationierten *Wlassow-Truppen zu den Tschechen übergingen und feindlich gegen die Deutschen vorgingen*. Wir erlebten den Einmarsch dieser Truppen in Jinetz. Meine Frau und Tochter, die eine aus dem Krankenhaus entlassene Frau meiner Gemeinde ins Nachbardorf begleiteten, wurden dort von den Tschechen, obgleich sie einen Ausweis vom Bürgermeister hatten, aufgegriffen und den Russen übergeben. Nur dem besonnenen und energischen Verhalten meiner Frau ist es zu verdanken, daß meine Tochter dabei verschont blieb. Der russische Kommandant ließ sich dazu bewegen, einen Durchlaßschein wieder zurück nach Jinetz auszustellen. Unterdeß erlebte ich im Lager das Eindringen eines Russen, der von den Tschechen herbeigeholt worden war. Da der leitende Parteimann sich versteckt hatte, mußte ich mit dem Russen, einem Mongolen, der schreckenerregend aussah, verhandeln. Er bedrohte mich mit dem Gewehr und behauptete: es wären Waffen im Lager versteckt. Da die SS zuvor einige Tage im Lager gewesen war, war dies nicht ausgeschlossen. Nun wurde ich dafür verantwortlich gemacht; ich mußte einen großen Sandhaufen umgraben und nach Waffen suchen. Es haben sich aber keine Waffen gefunden. Der Russe befahl uns, wir sollten uns für zwei Uhr nachmittag zum Abmarsch in den Wald bereit machen. Die Wagen unseres Trecks, die auf dem Marktplatz standen, waren inzwischen ausgeplündert worden. Die Pferde und Ochsen wurden uns weggenommen. Da ich nun das Schlimmste für unseren Treck befürchten mußte, begab ich mich zu der dem Lager gegenüberliegenden tschechischen Wache. Ich bat darum, daß man mich zum Bürgermeister führe. Dies geschah auch. Auf dem Bürgermeisteramt bemerkte ich sofort die veränderte Situation. Männer mit der Sowjet-Binde am Arm, den Gewehrkolben an der Schulter, hatten dort das Kommando. Der Bürgermeister und die übrigen Beamten hatten nichts mehr zu sagen. Ich bat um Schutz für unser deutsches Lager und verwies darauf, daß uns dieser Schutz zugesagt worden wäre. Ein kommunistischer Bahnbeamter sagte zu mir: „Herr Pfarrer, ich kenne Sie, ich werde für diesen Schutz sorgen.“ *Er hat sein Wort gehalten*. Wir bekamen tschechische Mannschaften, die uns gut behandelten und uns vor den Bedrohungen und Mißhandlungen

eindringender Tschechen bewahrten. Wir brauchten zunächst nicht abzurücken; aber dann kam der Befehl zum Ausmarsch. Durchs Radio war die Nachricht aus Prag gekommen: „Die deutschen Flüchtlinge sind auf dem schnellsten Wege nach Deutschland zu befördern.“ Wie das gemeint war, sollte sich bald herausstellen. Früh um 6 Uhr brachen wir auf. Ich bin noch durch die Zimmer gegangen und habe den Leuten Verhaltensmaßregeln gegeben. Ruhig und würdig sollten sie ihres Weges gehen, nur nicht lachen oder, wenn sie beschimpft und geschlagen würden, nichts dawiderreden, wodurch sie die Tschechen nur noch mehr reizen würden. Acht Kilometer weit sind wir unter der Bedeckung der tschechischen Mannschaft bis nach Horschowitz unangefochten gelangt. Dort bekamen wir andere Mannschaften, junge Leute nur mit Knüppeln bewaffnet. Ein tschechischer Polizist hatte einer Frau meiner Gemeinde mitgeteilt: Dr. Hacha hat beim amerikanischen Oberbefehlshaber angefragt: was mit den Deutschen geschehen soll, die sich in der Tschechei befinden. Er habe zur Antwort gegeben: „Das Militär wird interniert, die Zivilbevölkerung zusammengeschossen.“ Eine Bestätigung dieses Bescheids war das Wort eines tschechischen Offiziers in Horschowitz, der zu uns sagte: „Wartet nur Ihr Deutschen, was die Amerikaner mit Euch machen werden, wenn Ihr an die Grenze kommt!“ Nach einem kurzen Aufenthalt mußten wir weiter ziehen; wir wurden allmählich in Trab gebracht. „Immer schneller, immer schneller“ hieß es. — Da kamen wir an einem Teich vorüber, in dem junge Leute badeten. Wir sahen nur, wie sie sich schnell anzogen, sich aus den Büschen Stöcke abschnitten und hinter uns herjagten. *Nun bekamen wir unsere Schläge.* Nur nichts dawider reden, rief ich den Leuten zu; doch meine Tochter hatte etwas dagegen gesagt. Schon bekam sie schwere Knüppelschläge über den Rücken und Kopf, daß ich mich nach ihr umsah. Im Nu war die Bestie auch bei mir und gab mir Schläge mit der Hand auf den Kopf, daß mir die Sinne schwanden. Der Hut flog in den Straßengraben; ich durfte es nicht wagen ihn aufzuheben. Sonst hätte man mich zertreten. Auch meine Frau und die anderen Töchter bekamen ihre Schläge. Am schlimmsten erging es Flüchtlingen aus Ostpreußen; ein alter Mann von etwa 75 Jahren saß auf einem Handwagen, der von seinen zwei Enkeltöchtern gezogen wurde. Da sprang ein Tscheche hinzu, riß ihn vom Wagen herunter und rief: „Wirst du laufen, du Hund.“ Die Enkeltöchter haben dann den Großvater getragen und wurden dann so furchtbar geschlagen, daß eine von ihnen, wie man später erzählte, an den Folgen der Mißhandlung gestorben ist. Noch schlimmer erging es einer Mutter mit zwei kleinen Kindern von etwa sieben und acht Jahren. Wie tapfer sind diese Kinder gelaufen. Der Mutter aber hat man ins Gesicht geschlagen, daß es ganz blutunterlaufen war. — *Wir sind gelaufen ohne Rast und Ruh bis spät in die Nacht.* Wie wir in

den Wald kamen, wurden wir Männer herausgerufen, alle Stöcke und Taschenmesser mußten wir hergeben, dann mußten wir zu Vieren antreten und uns einhaken — die Mannschaften entscherten ihre Revolver — so wurden wir auf eine Wiese geführt. Wir dachten nichts anderes, als daß wir erschossen werden sollten; aber es war nur ein *grausames Spiel, das man mit uns trieb*. Wir älteren Leute durften wieder zurückkehren zu unseren Angehörigen. In der Nacht zwischen ein und zwei Uhr waren wir endlich zu unserem Ziel gelangt. Etwa 50 Kilometer weit muß der Weg gewesen sein, auf dem wir kreuz und quer durch das Waldgebirge im schnellsten Tempo vorwärts getrieben worden waren. In Rokitzau wurde Halt gemacht. In einem großen Saal durften wir uns auf der blanken Diele niederlegen. In der Nacht hörten wir Weinen und Jammern der Verwundeten. Am Morgen erfuhren wir, daß die junge Frau, die so sehr geschlagen worden war, ihren Kindern und sich selbst die Pulsadern durchschnitten hatte. O daß sie doch noch bis zum Morgen ausgeharrt hätte, wo uns Hilfe zuteil wurde! Ein junger Tscheche übernahm die Leitung unseres Trecks. *Es war ein evangelischer Christ, der viel Mitgefühl mit den deutschen Flüchtlingen hatte*. Er sagte mir: „Ich habe gestern mit angesehen, wie man zwei deutsche SS-Leute zu Tode gehetzt hat. Vor diesem Schicksal will ich Sie bewahren.“ Er hat alles versucht, um uns auf dem Wege über das Sudetenland nach Deutschland zu bringen; aber es war vergeblich. — In einem kleinen Walde mußten wir Halt machen, weil die Straße weiter im Westen von amerikanischen Mannschaften gesperrt war. Ein Offizier erklärte uns: „wir müßten wieder dahin zurück, von wo wir hergekommen seien.“ Ich gab zur Antwort: „Wir sind völlig erschöpft. Sie können uns erschießen, aber zurück können wir nicht mehr.“ In den Wäldern hörten wir fortgesetzt Gewehrsalven; man sagte uns, dort würden flüchtende deutsche Soldaten erschossen. Unser hilfsbereiter Tscheche ging mit meiner Frau und Tochter ins nahe Dorf, um einen anderen Weg auszukundschaften. Dort waren andere amerikanische Offiziere sehr entgegenkommend. Wir bekamen Lebensmittel und ein Offizier gab meiner Tochter einen Paß für unseren Durchzug nach Deutschland. Leider hat dieser Paß uns auch nicht helfen können. Bei unserem Weitermarsch gelangten wir auf die Straße nach Pilsen. Wir hatten gehört, daß es dort den Deutschen sehr schlimm ergangen wäre. Ich hielt darum ein vorbeifahrendes amerikanisches Militär-Auto an und zeigte dem Offizier den Paß, den meine Tochter erhalten hatte. Er erklärte mir: „Dieser Paß kann Ihnen nichts nützen, alle Trecks müssen nach Pilsen, weil Sie sonst gar keinen Schutz haben.“ Ich bat ihn: „Wir hätten gehört, daß die Deutschen in Pilsen geschlagen würden, er möchte dafür sorgen, daß das nicht geschieht.“ Er hat mir dies versprochen und sein Versprechen gehalten. Als wir durch die Straßen

von Pilsen von unserer tschechischen Mannschaft im schnellen Tempo getrieben wurden, damit uns die Volksmenge nichts anhaben sollte, mußten wir vor einer Kaserne halten. Es kam ein amerikanischer Offizier vorgefahren, der mich heranrief und mir erklärte: „In fünf Minuten werden Sie erfahren, was los ist.“ Nach fünf Minuten kam ein amerikanischer Mannschaftswagen. Wir durften *unter amerikanischer Bedeckung*, voran ich als Pfarrer, neben mir der amerikanische Wachtmeister in langsamen Schritt durch die Straßen Pilsens ziehen. Die feindliche Haltung der Menge war deutlich zu sehen, aber es geschah uns nichts. Man sagte uns: Wir wären der erste deutsche Treck gewesen, der nicht in Pilsen verprügelt worden wäre. Schon glaubten wir, unsere Leidenszeit wäre nun vorüber, aber wir täuschten uns. Das Schlimmste stand uns noch bevor. Wir wurden zuerst auf den großen Sportplatz in Pilsen geführt, wo wir hinter Stacheldraht bewacht wurden. Dort wurden wir auch, so weit es noch nicht geschehen war, ausgeplündert. Ich selbst habe dabei meine goldene Uhr verloren. Wir kampierten in Pferdeställen, wo nachts die Russen und Neger eindrangten, um sich Mädchen und Frauen als Beute zu holen. Diese Heimsuchung ist gnädig an uns vorübergegangen. Ein deutscher Arzt vom Roten Kreuz nahm Verbindung auf mit einem jungen tschechischen Offizier, dessen Onkel ein Minister in Prag war; aber er konnte uns auch nicht helfen. Wir wurden eines Tages mit Lastwagen in das Karlo-Lager bei Pilsen befördert. Dort wurden wir, die Männer und Frauen von einander geschieden, in Baracken untergebracht, die so überfüllt waren, daß immer zwei Mann auf einem Bett liegen mußten, obendrein in zwei Etagen übereinander. Wir bekamen nur fünfzig Gramm Brot und einen halben Topf voll Suppe mit sechs Gramm Fett darin an einem Tag — bei *schwerster Arbeit*, die geleistet werden mußte. Ich selbst hatte als herzkranker Mann nur Lagerdienst zu tun; aber an einem Tage mußte ich doch mit zur Arbeit in die Skoda-Werke gehen, d. h. wir wurden zur Arbeit getrieben, die ältesten Männer voran. Ein Greis, der nicht schnell genug laufen konnte, bekam einen Faustschlag in den Rücken, daß er zusammenbrach. Wir mußten schwere Maschinenteile ins Freie schleppen. Ein Tscheche, der es gut mit uns meinte, hat uns einen Krug mit Wasser gebracht, daß wir wenigstens unseren Durst löschen konnten.

Meine Frau lag mit unseren Töchtern in einer Frauen-Baracke. Da die Baracke überfüllt war, mußte meine Frau auf der Diele schlafen. *Das Schlimmste waren die Nächte.* Da ließen die Tschechen, um die Deutschen zu quälen, Neger in die Frauen-Baracke einsteigen. Es war ein furchtbarer Jammer. Meine Frau hat die Neger abgewehrt und unsre Töchter hatten sich unter die Betten versteckt, daß ihnen nichts geschah. Auch unsre Töchter haben Aufräumarbeiten leisten müssen, meine jüngste Tochter, 13 Jahre alt, hat einmal einen Tag über

eine schwere Karre mit Schutt schieben müssen. — In den Männer-Baracken wurden nachts die Hitlerjungen aus den Betten geholt, im Lager umhergejagt und dabei geschlagen. Einen Knaben habe ich mit zerschlagenem Rücken in der Baracke liegen sehen. In einer anderen Baracke hat man zwei SS-Männer mit Gummiknüppel täglich geschlagen und schließlich zu Tode geprügelt. Ich habe durch das Rote Kreuz Zugang erlangt zum tschechischen Lager-Kommandanten und bekam als Pfarrer die Erlaubnis auch die Frauen-Baracke zu besuchen. Ich habe zwei Kinder getauft, deren Mütter fest im Glauben standen. Als wir Gott um Hilfe anflehten, erlebten wir ein paar Stunden darnach, daß uns eine Hilfe zuteil wurde. Die Fettration wurde von 6 auf 18 Gramm erhöht, auch bekamen die Mütter von Säuglingen noch besonders Suppe aus der Küche. Einem zwanzigjährigen blühenden Mädchen, das bei einem Bombenangriff ein Bein verloren hatte, gab ich das heilige Abendmahl. Es stammte aus dem Elsaß. Wer weiß, ob es die Heimat noch einmal wieder gesehen hat. Den Kommandanten habe ich gebeten, doch für bessere Ernährung der Flüchtlinge zu sorgen. Er versprach es mir: „In vierzehn Tagen wird es besser.“ Ich gab ihm zur Antwort: „Wenn ich da noch lebe.“ *So schlimm stand es damals mit unserem Ernährungszustand.* Einmal wurden wir nachts um 1/410 Uhr in unserer Baracke durch den Ruf geweckt: „Alle Schlesier müssen heraustreten.“ Es hieß, wir könnten nach Schlesien zurückkehren; es war aber nur ein blinder Alarm. Als ich mein Lager wieder aufsuchte, waren mir meine Mütze, Schal und Strickweste entwendet worden, wahrscheinlich von meinem Nachbarn zur Linken. So hat mir dieser Alarm nichts gutes eingebracht. Ein andermal aber erhielten wir den Bescheid: 100 Personen, darunter unsere Familie, dürfen das Lager verlassen. Glücklicherweise zogen wir unsere Straße in der Hoffnung, nun bald nach Deutschland zu kommen; aber als wir etwa 20 Kilometer weit nach dem Westen gelaufen waren, wurde uns von den Amerikanern der Weg versperrt. Eine tschechisch-amerikanische Division hielt gerade damals unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug. Wir mußten zwei Nächte im Freien zubringen und dann wieder — mit anderen Flüchtlingen zusammen etwa 500 Personen — nach Pilsen zurückmarschieren, wo wir in der Boris-Kaserne untergebracht wurden. Es war dort ein internationales Lager. Als wir Deutschen dort anlangten, sagte man uns: „Die Deutschen bekommen nichts zu essen“; aber die Russen in der Küche hatten Erbarmen mit uns; man hat uns nicht hungern lassen. Wir hatten uns in einem Pferdestall einquartiert, dessen Dach zerschossen war. Auf dem Mist mußten wir uns niederlegen. Da meine Frau merkte, daß die Russen es auf die Frauen und Mädchen abgesehen hatten, bat sie dieselben, uns doch in Ruhe zu lassen, da wir völlig erschöpft seien. Da hat ein Russe die Tür mit Draht zugebunden. Die erste Nacht ging gnädig vorüber. Am Morgen stand meine

Frau, die wegen der drohenden Gefahr die ganze Nacht über gewacht hatte, neben mir und bat mich um Herztropfen. Da fiel sie plötzlich in eine schwere Ohnmacht. Wir mußten sie dort im Stalle auf den Mist hinlegen und glaubten schon, ihr Ende wäre gekommen. Das geschah am heiligen Pfingsttage; doch *wo die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten*. Wenige Minuten nach diesem Vorfall erschien ein amerikanischer Oberst mit seinem Adjutanten in dem Stall, um das Lager zu besichtigen. Er sah meine Frau liegen; ein Studienrat, der gut englisch sprechen konnte, schilderte ihm, wie es unserer Familie ergangen war. Daraufhin wurde uns ein Zimmer auf der tschechischen Kommandantur zugewiesen. Wir entrannen damit einem furchtbaren Schicksal. Denn in der nächsten Nacht brachen die Russen in den Stall ein und haben die Frauen und Mädchen auf den Heuboden geschleppt und vergewaltigt.

Wenn sich unsere Lage auch gebessert hatte, befanden wir uns immer noch wie in einem Gefängnis. Ich begab mich deshalb mit Erlaubnis des tschechischen Lagerkommandanten, begleitet von dem Studienrat zu der amerikanischen Kommandantur von Pilsen. Dort erfuhren wir, daß die Deutschen aus der Boris-Kaserne herausgenommen und nach Staab im Sudetenland befördert werden sollten. Auf Lastwagen wurden wir dahin gefahren und etwa 1000 Männer, Frauen und Kinder daselbst in einer großen Mühle untergebracht. So dicht wie die Heringe nebeneinander gedrängt lagen die Leute zumeist auf dem Boden oder auf Matratzen, die wir den Heeresbeständen entnahmen. Wenn ich nachts hinaus mußte — was zuweilen drei- bis viermal geschah — habe ich manchmal auf Köpfe und Arme getreten. Als wir, um Luft zu schöpfen, durch die Fenster auf ein breites Dach eines Nebengebäudes traten, wurden von den Tschechen die Fenster mit Eisenstangen verriegelt. So waren wir auch hier wie in einem Gefängnis eingeschlossen. Da war uns ein ganz besonderer Trost die Losung an meinem Geburtstage, dem 29. Mai: „Wir haben desto fester das prophetische Wort und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen.“ 2. Petr. 1, 19. Meine Frau erhielt die Erlaubnis, zusammen mit anderen Frauen in der Gegend Kräuter zu sammeln. Da hat sie davon den Kranken Tee gekocht, der ihnen sehr wohl getan hat. Ich habe ein Kind beerdigt, das im Lager gestorben war. Da erzählte mir eine der Flüchtlingsfrauen nach der Beerdigung, wie es ihr ergangen war. Bei Königgrätz hat der SS-Brigadegeneral, wie sie selbst gehört hat, gesagt: „Wir können nicht weiter kämpfen, sonst gefährden wir die Flüchtlinge.“ Aber als er die Waffen ausgeliefert hatte, begann das Morden durch die Tschechen. Von ihrem Treck wurden drei Mann aus einem Wagen, darunter ihr Mann, vor ihren Augen erschossen. Ihre Tochter, die zum Schutz vor ihrem Vater die

Hände erhoben hatte, wurde durch die Hand geschossen. Ein besonders trauriges Erlebnis erzählte mir eine Krankenschwester, die schon sechs Jahre lang im Frauendienst bei den Tschechen gearbeitet hatte. Sie mußte es mit ansehen, was mit einem Bataillon junger 17jähriger Rekruten geschah, dessen Kommandant auch die Waffen an die Tschechen ausgeliefert hatte. Die jungen Leute wurden auf einem großen Schafhof zusammengetrieben und vor den Augen der Flüchtlinge so lange geschlagen, bis sie zusammenbrachen, dann mit kaltem Wasser begossen, daß sie wieder hochkamen. Zuletzt mußten sie ihr Grab graben und wurden mit Genickschuß erledigt. Die Schwester war noch wie völlig erstarrt von diesem Erlebnis. Über die Vorgänge in Prag nach Abmarsch der deutschen Truppen hat mir ein Augenzeuge berichtet, ein Steinmetz, der als Lazarettgehilfe in Prag Dienst getan hat. Er zeigte mir sieben Schuß an seinem Körper, die er durch Maschinengewehrfeuer bekommen hat, und sagte mir: „Ich bin ein Märtyrer“. Etwa 40 000 bis 60 000 Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, seien aus den Krankenhäusern und Lazaretten herausgetrieben worden. Auf den Straßen und Plätzen wären Panzerfaust, Panzerschreck und Maschinengewehre aufgestellt gewesen, die in die Menschenmassen hineingeschossen hätten. „Die Köpfe seien nur so geflogen.“ Wer noch am Leben war, wurde in Baracken gebracht und dort „gegeißelt“. Das Blut, das auf den Boden floß, hätten sie auflecken müssen.

Da wir selbst so viel *Grauenhaftes gesehen und erlebt* haben, was ich nicht alles wiedergeben kann, waren wir auf alles Mögliche gefaßt, was noch kommen konnte. Man sagte uns, daß 400 Zentner Kartoffeln, die zwei katholische Pfarrer für unser Lager gesammelt hätten, uns von den Tschechen vorenthalten würden. So war die Verpflegung in der Mühle zwar reichlicher als wir zuvor gehabt hatten — aber ganz einseitig. Sie bestand zumeist nur in Erbsensuppe und etwas ange-schimmeltem Brot aus den Heeresbeständen. So gab es viele Kranke im Lager. Besonders traurig war ein Todesfall. Ein Mann von der Hamburger Polizei-Feuerwehr, die ganz in unserer Nähe im Freien untergebracht war, hatte einem Kameraden bei schweren Brandwunden Blut gespendet. Nun mußte er bei dieser schlechten Ernährung hier in unserem Lager elend zu Grunde gehen. Ich habe ihn beerdigt. Wir haben ihn — ohne Sarg — in eine Decke gehüllt ins Grab gelegt und ich habe zu seinen Kameraden über das Wort gesprochen: „Niemand hat größere Liebe, als wer sein Leben läßt für seine Freunde.“ Dann haben wir das Lied vom guten Kameraden gesungen. Nach der Beerdigung bat mich der deutsche Lager-Kommandant: „Halten Sie uns doch bitte auch einen Gottesdienst in unserem Lager.“ Beim Gottesdienst auf dem Lagerhof, zu dem alle Insassen unseres Lagers und etwa 300 Mann von der Hamburger Polizeifeuerwehr erschienen waren, habe ich über die Sonntagsepistel 1. Joh. 3, 13—18 gepredigt, die mit

dem Satz beginnt: „Verwundert euch nicht, meine Brüder, ob euch die Welt hasset.“ Ich sprach über „den *Tatbeweis der Bruderliebe inmitten einer vom Haß erfüllten Welt.*“ Es war eine ergreifende Feier, viele Hände wurden mir hinterher zum Dank gereicht. Nach der Predigt sangen wir: „Ich bete an die Macht der Liebe“, ein wunderbares Bekenntnis der Deutschen, die vom Haß ihrer Feinde umgeben waren. Zum Schluß erinnerte ich an ein Wort, das ich am Neujahrstage in Seiferdau als Predigttext gewählt hatte in der Ahnung dessen, was wir im Jahre erleben würden: Luc. 21, 28 „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebt eure Häupter in die Höhe darum, daß sich eure Erlösung naht.“ Dann haben wir um „eine nahe Erlösung“ gebeten. Als eine Erhörung dieses Gebetes habe ich es empfunden, als schon am Nachmittage desselben Tages ein Freudenruf durchs Lager ging: „Alle Leute, die nach Österreich oder Bayern gehören, sollen heraustreten.“ Der erste Transport ging ab. Am nächsten Morgen aber war der Jubel noch viel größer, als es hieß: „Es geht ein Transport ab nach Ulm.“ 20 mit Negern bemannte amerikanische Lastautos standen bereit zur Abfahrt. Da habe ich mich nicht lange besonnen. Nach Schlesien konnten wir von dort aus nicht gelangen. Nach Thüringen wären wir gern gezogen, weil in Eisenach eine Wohnung für unsere Familie bereit stand —, aber der Major sagte mir: „Hauen Sie ab! Die Hauptsache ist: hier heraus und nach Deutschland!“

Von mittags 12 Uhr an sind wir von der Tschechei in rasendem Tempo durch Bayern nach Ulm gefahren. Dort konnten wir bleiben; wir wurden bis nach Herrlingen auf der schwäbischen Alb gebracht. In der Nacht am 13. Juni um 2.00 Uhr wurden wir hier ausgeladen. Wie haben wir Gott gedankt! Nun waren wir wieder auf deutschem Boden und bald sind wir gastlich aufgenommen worden im lieben Schwabenland. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. *Wir müssen dahin gehen, wohin er uns führt.*

Johannes Kilger,

(früher Seiferdau, Kr. Schweidnitz, jetzt Leuzendorf (Württ.))

## VI. Seelsorge mitten im Kampfgebiet

Die folgenden Zeilen wollen ein Mosaiksteinchen sein in dem Bilde, das unsere schlesische Heimat in den Monaten der Auflösung bot, als die Russen und dann die Polen Schlesien besetzten. In dieser Zeit, als eine *jede Gemeinde auf sich selbst gestellt* war, keine von der anderen etwas wußte, wir nicht ahnten, was in den anderen Teilen Schlesiens vor sich ging, da war *die Kirche der Ort und der Hort der Sammlung;*

da erwies sich Gottes Wort nicht nur als Quelle des Trostes, sondern auch, da in solchen Zeiten der Mensch anfällig wird für die Stimme des Versuchers, der die Begriffe von Gut und Böse zu nivellieren sucht, als reinigende und bewahrende Kraft, ob es sich handelte um das 7. oder das 5. Gebot, das 6. oder das 3.; kurz darum, daß das 1. Gebot die Grundordnung des Lebens bliebe.

Ich versuche das Bild zu zeichnen, wie es sich mir im Zusammenleben mit meiner *Gemeinde Prittag* Kr. Grünberg bot, die mit den Dörfern Deutsch- und Alt-Kessel und Fliedertal, Waldvorwerk, Wilhelmental u. a. eine Gemeinde von 2300 Seelen bildete in einer Längsausdehnung von etwa 18 km, östlich begrenzt von der Oder. Die Gemeinde hatte ein reiches kirchengeschichtliches Erbe zu verwalten, sowohl aus der Zeit der Gegenreformation, als zu der Grenzkirche im Oderwalde, „der Hütte Gottes“, sich von weither die evangelischen Glaubensgenossen hielten, als auch da im 19. Jahrhundert *Pastor Frühbuß*, einer der Bahnbrecher der Missionsliebe in Schlesien war und als Verfechter des Lutherischen Bekenntnisses innerhalb der Union eine weit über seine Gemeinde hinaus wirksame Tätigkeit entfaltete, dazu noch aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als *Pastor v. Brockes* einen der ersten Jugendbünde für entschiedenes Christentum (E. C.) in Prittag gründete; die Früchte der damaligen Erweckungsbewegung sind noch bis heute spürbar. Fünfmal hatte die Gemeinde ihr Gotteshaus in 200 Jahren neu aufbauen müssen; noch 1930 hatte sie dem turmlosen Bethaus einen Turm mit einem Geläut hinzugefügt, dessen drei Glocken den Lobgesang der himmlischen Heerscharen als Aufschrift trugen: „Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden! Den Menschen ein Wohlgefallen!“ Von diesem Geläut tat bis zuletzt nur die Glocke „Friede auf Erden!“ ihren Dienst. Vielleicht, weil in unserem Volk das „Ehre sei Gott in der Höhe!“ zu kurz gekommen war.

Obwohl schon das Weihnachtsfest 1944 unter dem Zeichen der heran nahenden Front stand, rechnete doch bis Mitte Januar niemand damit, daß für unsere engere Heimat die Katastrophe so nahe bevorstände. Die Propaganda war nicht ohne Wirkung geblieben. Erst als am 24./25. 1. 45 die Parteileitung bekannt gab, daß die Fahrzeughalter sich für eine Räumung des Dorfes bereit halten sollten, wurde die Lage auch den größten Optimisten klar, die noch immer auf das versprochene Wunder warteten.

Am 24. hielten wir noch eine Kriegsbetstunde, die sehr gut besucht war. Durchziehende Truppen von Osten her, Trecks aus dem Warthegau, von Süden bis zu uns verschlagene Siebenbürger, machten es immer deutlicher, daß unsere Gegend bald Kriegsgebiet sein würde. Man erwartete an der Oder den entscheidenden Widerstand. Deshalb waren die meisten bereit, der Aufforderung, das Dorf zu verlassen, nachzukommen. Alarmierend wirkte die Nachricht vom Durchbruch

russischer Panzer bei Steinäu: Der Sonntag stand unter dem Eindruck der herannahenden Entscheidung. Den Auswärtigen war es schon nicht mehr möglich, am Gottesdienst teilzunehmen. Der Predigt lag der Monatsspruch: Luc. 8 v. 50b zugrunde: „Fürchte dich nicht! Glaube nur!“ An den Gottesdienst schloß sich eine Feier des hl. Abendmahls an. Wir standen alle unter dem Eindruck, daß wir uns für einen neuen Abschnitt unseres Lebens, der völlig dunkel vor uns lag, fertig machen mußten. Die gemeinsame Feier war allen eine rechte Stärkung.

Ständiger Kanonendonner von der anderen Oderseite bestätigte das Gerücht von einer Panzerschlacht, von deren Ausgang der Befehl zum Aufbruch abhängig gemacht werden sollte. Als in den Häusern sich die Familien noch einmal zum Mittagessen zusammenfanden, kam die Nachricht: Fertig machen!

Während bisher eine große Zahl sich entschlossen hatte, zu bleiben, da keine genügenden Fahrzeuge zur Verfügung standen, schlossen sich doch die meisten dem Aufbruch an, als die Wehrmacht sich erbot, mit ihren Lastautos die Flüchtlinge nach Grünberg zu bringen; von dort sollten Sonderzüge in der Richtung nach Bautzen gehen. Auf der Straße herrschte ein *unbeschreibliches Durcheinander*, da keine Leitung da war. Die Partei versagte wieder völlig. Nur die Wehrmacht gab sich die größte Mühe, den Abtransport zu regeln. Ihr war es zu verdanken, daß schließlich doch alle mitkamen. Viel Klagen und Weinen, bei einigen aber auch getroste Zuversicht, die Alles in Gottes Hände zu legen bereit waren. Ich konnte mich nicht entschließen, meine Frau und die Kinder diesen Transporten anzuvertrauen. Erst als mir bekannt wurde, daß um 2 Uhr nachts ein Auto bis Guben führe, entschlossen wir uns, diese letzte Gelegenheit zu benützen. Nun wurde das Gepäck fertig gemacht, während das ganze Haus voller schlafender Soldaten lag, die erst auch noch beköstigt worden waren. Wir stellten uns noch einmal unter den 121. Psalm und dankten für all den Segen und die Freude, die Gott uns in diesem Hause hatte erleben lassen. Gegen Morgen rückte dann auch der Treck der Fahrzeughalter ab. Mit dem Troß der Wehrmacht kamen noch die letzten Nachzügler mit. Von der Oder her hörte man schon das Maschinengewehrfeuer. Auch die Soldaten verließen fluchtartig das Dorf. Ein Offizier entledigte sich nur noch seines Auftrages, die Männer anzuweisen Panzersperren anzubringen (ein Sohn des Superintendenten Eberlein in Glogau). Vor den über das Eis der Oder herübersickernden Russen hatte sich der Volkssturm zurückgezogen, da er völlig unzureichend ausgerüstet war, mit italienischen Gewehren ohne die dazugehörige Munition; bei den Instruktionsstunden hatten sie wohl Kampflieder singen gelernt, aber nicht, wie man mit einem Maschinengewehr umgeht. Nachdem auch die letzten Männer das Dorf verlassen hatten, machte ich mich auch fertig, mich nach Grünberg zurückzuziehen. Einige alte Leute waren zurückgeblieben;

diese suchte ich noch einmal auf. Als ich von dem einen Besuch auf die Dorfstraße einbog, kam mir ein langer Zug in erdfarbene Mäntel gekleideter Gestalten entgegen. Ich hielt sie zuerst für Civilarbeiter, sah aber dann die Waffen und an den Mützen den Sowjetstern; es war ein russischer Spähtrupp von etwa 60 Mann; wie ich später feststellte, hatten sie schon einige Männer aus benachbarten Dörfern aufgegriffen, wahrscheinlich VolkssturMLEute, und diese als Gefangene mitgeführt. Ich konnte nicht mehr zurück, suchte harmlos grüßend an ihnen vorbeizukommen. Zwei traten auf mich zu; der eine griff nach meiner Uhr, der andere zog mir den Ring vom Finger, den er aber gegen ein paar Stück Zucker dem ersten überließ. Die Brieftasche mit dem Geld gab er mir wieder und entließ mich mit dem Rat: „Geh schlofen!“ Nachdem ich festgestellt hatte, daß der Zug das Dorf in Richtung Alt-Kessel verließ, holte ich mir mein Rad und das notwendigste Gepäck und suchte über Fliederthal-Eichwaldau Grünberg zu erreichen. In Eichwaldau traf ich deutsches Militär, das mir nicht glauben wollte, daß die Russen schon in Pritttag seien. In Grünberg fand ich freundliche Aufnahme bei Superintendent Dr. Böhm, bei dem auch schon der Boyadler Amtsbruder Zuflucht gefunden hatte. Am folgenden Morgen, Dienstag, den 30. Januar, zog es mich wieder nach Pritttag, da mir die alten Leute am Herzen lagen, die dort zurückgeblieben waren. Da Alt-Kessel von Russen besetzt, der Wald tief verschneit war, mußte ich wieder den Weg über Eichwaldau-Fliederthal nehmen. Die militärischen Stellen in Eichwaldau konnten mir nicht sagen, wie es in Pritttag stünde, nur daß Fliederthal noch frei sei; von einem Verbindungsoffizier würde ich unterwegs das Nötige hören. In Fliederthal besuchte ich einige Familien, die sich nicht hatten entschließen können, sich dem Treck anzuschließen. Es war inzwischen etwa 10 Uhr geworden, als ich mich nach Pritttag auf den Weg machte. Am Ausgang des Dorfes, einer verlassenen Gastwirtschaft, sah ich, wie gegenüber aus dem Wald eine Schützenkette in Schneetarnung und Pelzmützen heraustrat; da ich nicht mit Sicherheit feststellen konnte, ob es Deutsche oder Russen seien, beobachtete ich in Deckung des Hauses die Entwicklung der Dinge. Als ich dann glaubte mit Sicherheit die Soldaten als Russen feststellen zu können, und mich nun zurückzuziehen versuchte, war es *schon zu spät*. Von einer Seitenstraße her wurde ich von Russen abgefangen. Mit einem älteren Manne mußte ich mich *an eine Wand stellen*; die Soldaten machten ihre Maschinenpistolen zurecht; der alte Mann bangte um sein Leben, mir war die Sache weniger beängstigend, da ich dachte: „Es kann mir nichts geschehen, als was ER hat ersehen!“ Da fiel der Blick des einen mit mongolenartigem Gesichtsschnitt auf meine Taschenuhr, die zweite, die ich noch eingesteckt hatte; sie erregte sein Interesse und verschwand in seiner Tasche. Währenddessen wurden

andere Männer herbeigeführt, mit ihnen wurden wir zum Kommandanten gebracht. Nach einem längeren Verhör wurde uns befohlen in einem Hause zusammen zu bleiben; es dürfe am Abend keiner fehlen; wir dürften uns nicht auf der Straße sehen lassen, es würde sofort geschossen. Abends sollte über uns entschieden werden. Während wir nun in dem angewiesenen Hause warteten, kamen und gingen die Soldaten ein und aus. Sie benahmen sich einwandfrei, wie ich es später nur selten feststellen konnte. Im Laufe des Nachmittags konnten wir beobachten, daß eine gewisse Unruhe auf der Straße herrschte, ohne daß ein Schuß fiel. Gegen Abend hörten wir draußen Tritte; wir glaubten, daß nun der Kommandant käme und über uns entschieden würde. Die Tür wurde aufgerissen und vor uns stand *ein deutscher Polizeihauptmann und deutsche Soldaten*. Ohne daß wir es gemerkt hatten, waren deutsche Polizeitruppen gekommen, vor denen sich die Russen zurückgezogen hatten; sie hielten aber noch die letzten Häuser im Dorf besetzt. Wir waren wieder frei! Der Befehl, das Dorf zu räumen, da es mit Artillerie beschossen würde, um die Russen zu vertreiben, wurde wieder zurückgenommen. Es war gar keine Artillerie vorhanden. Der Hauptmann versicherte, wir könnten bleiben, das Dorf würde gehalten; eine Postenkette zog sich quer durch das Dorf. Der größte Teil der Gemeindeglieder kam nun in einem anderen Gehöft zusammen, da keiner wagte allein in seinem Hause zu bleiben. Wir glaubten uns durch die Posten gesichert. Alle waren sehr gedrückter Stimmung; wir waren etwa 16 Menschen dort zusammen. Ich hielt eine Abendandacht und wir wurden still im Gebet. Die Unterhaltung verstummte; draußen lag tagheller Mondschein über der schneebedeckten Landschaft. Um 12 Uhr wurde festgestellt, daß die Russen noch immer den Rand des Dorfes besetzt hielten. Als wir um 3 Uhr wieder hinaussahen, wurde festgestellt, daß kein deutscher Posten zu sehen sei. Die Sicherungen schienen zurückgezogen zu sein. Ich wollte es zunächst nicht glauben. Die Nachricht versetzte alle in Sorge, da wir befürchten mußten, daß nun die Russen wieder vorstoßen würden. Keiner wagte auf die Straße zu gehen, da die breite Dorfstraße in dem hellen Mondlicht von dem jedenfalls bis 12 Uhr noch besetzt gehaltenen Gehöft einzusehen war. Ich schlich mich deshalb mit meinem Rade durch die Gärten. Nirgends war ein Posten zu finden. Das Dorf war tatsächlich völlig geräumt. Auf der Straße fuhr ich nun weiter, bis ich nach etwa vier Kilometer in Eichwaldau auf deutsche Posten traf. Dort hörte ich, daß um 12 Uhr die Posten trotz des von dem Hauptmann uns gegebenen Versprechens vier Kilometer zurückverlegt worden waren, ohne daß man es für nötig hielt, uns davon zu verständigen. Ich suchte nun Hilfe zu bekommen und ließ mich von der Wache zu dem Batl.-Gefechtsstand bringen und wurde schließlich zu dem Rgt.-Gefechtsstand der Kampfgruppe geführt. Der Oberstleut-

nant lag im Bett; ich stellte ihm die Lage der Civilisten in Fliederthal vor und bat ihn, doch einen Spähtrupp mitzuschicken, damit unter dessen Schutz die Leute abrücken könnten. Er blieb völlig gleichgültig; er könne nicht helfen. Als ich nun ratlos nicht wußte, wie ich den Zurückgebliebenen helfen sollte, wurde nach mir gerufen: ich sollte als Ortskundiger einen Spähtrupp, der in Richtung Fliederthal an der Oder entlang aufklären sollte, führen; wie froh war ich über die unerwartete Wendung! Etwa zwei Züge standen in ihren Schneeanzügen mit Maschinengewehren ausgerüstet, angetreten. Die Offiziere waren sehr freundlich; die Situation hatte für mich einen eigenen Reiz. In Fliederthal hatten die Gemeindeglieder schon geglaubt, daß ihr Pastor sie im Stich gelassen habe, da ich nicht wieder zurückgekehrt war. Wie froh und dankbar waren sie, sich nun im Schutz der Wehrmacht zum Aufbruch rüsten zu können, da sie sich nach Grünberg zurückziehen wollten, da weitere Kampfhandlungen erwartet wurden. Ich selbst blieb weiter als Ortskundiger bei dem Spähtrup. Mit ihm ging ich nun weiter vor. Zunächst wurde festgestellt, daß die Russen das Dorf geräumt hatten. Wir rückten nun gegen das nächste Oberdörfchen, Waldvorwerk, vor, wo das Zentrum der Russen gestanden hatte. Es war inzwischen Tag geworden, ein schöner, klarer Wintertag. Auf den von vielen Wanderungen vertrauten Waldwegen ging es im Schutz der Schonungen langsam vorwärts. Hin und wieder piffen Kugeln durch den Wald. In Sicht von Waldvorwerk stellten wir durch Leuchtraketen fest, daß das Dörfchen schon von Deutschen besetzt war. Denn inzwischen waren auch von Deutsch- und Alt-Kessel aus Polizeitruppen vorgegangen und hatten am Abend vorher Prittag freigekämpft. Der von den Bränden gerötete Himmel hatte uns schon am Abend in Fliederthal ahnen lassen, was in Prittag vor sich ging. Glücklicherweise waren drei Scheunen in Flammen aufgegangen. Am Morgen waren dann die Einheiten auch gegen Waldvorwerk vorgegangen, um die Russen über die Oder zurückzutreiben. Der ortskundige Führer, ein älteres Prittager Gemeindeglied, war dabei an der Seite des Kompanieführers gefallen. Der Trupp hatte schwere Verluste: 23 waren gefallen, viele verwundet. In Waldvorwerk trennte ich mich von dem Spähtrupp und half Verwundete nach Prittag bringen. Es waren keine Sanitäter, kein Verbandszeug da, kein Arzt. Auf einem Sportschlitten zog ich einen Soldaten, dem der Fuß abgeschossen war und dem mühsam ein Kamerad, dem selbst die Kniescheibe verletzt war, zu helfen suchte, nach Prittag, wo im Schloß notdürftig auf einer Schütte Stroh ein Notlazarett ohne Arzt eingerichtet war. Mit den Möbeln des Kindergartens wurde der Ofen geheizt. Das Dorf zeigte noch die Spuren der Kämpfe. Das Pfarrhaus und die Kirche waren noch in Ordnung, obwohl die Russen auf dem Kirchturm ein Maschinengewehr in Stellung gebracht hatten, um von da die über die

Höhen von Deutsch-Kessel her anrückenden Deutschen unter Feuer nehmen zu können. Als ich das alte Ehepaar, von dem ich mich noch zwei Tage vorher verabschiedet hatte, aufsuchen wollte, fand ich die Frau in der Küche erschossen in ihrem Blut liegend vor, ebenso ihren Mann in seinem Bett. Auf dem Tisch der Küche lag noch aufgeschlagen das Gesangbuch bei dem Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen . . . Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit!“ Aus dem Pfarrhaus holte ich mir nun mein Gepäck und fuhr mit einem am Weg liegenden Rad nach Fliederthal. Hier traf ich den zweiten Teil unseres Spähtrupps; ohne daß wir es an der Spitze gemerkt hatten, war er von einem russischen Schützen, der uns hatte vorüberziehen lassen, beschossen worden; deshalb waren die anderen uns nicht nachgekommen; sie hatten einen Toten. Die Gemeindeglieder waren inzwischen nach Grünberg abgezogen. Nachdem ich mein Gepäck auf mein Rad, das ich noch dort vorfand, umgeladen hatte, fuhr ich auch über Eichwaldau nach Grünberg. Nach den mancherlei Erregungen der letzten Tage tat die freundliche Aufnahme bei Pastor Wackwitz und Superintendent Dr. Böhm sehr wohl.

In Alt-Kessel hatten inzwischen die dort zurückgebliebenen Gemeindeglieder auch Stunden der Angst durchgemacht. Der Kirchenälteste Bauer Siebler war mit einigen anderen Männern abends aufgegriffen worden und gefangen gesetzt worden; nachdem die Männer anfangs ganz gut behandelt worden waren — sie wurden sogar mit Speck, Brot und Zigaretten versorgt — kam um 12 Uhr ein Kommissar herein, zog einen Revolver heraus und schoß einen der Männer nieder; dann verließ er den Raum mit den Worten: „In einer Stunde komme ich wieder!“ Betend bereiteten sich nun die Männer auf ihr Ende vor, mit dem sie nun rechnen zu müssen glaubten. Währenddessen warteten zu Hause die Frauen und Nachbarn bei Sieblers auf die Rückkehr des Mannes. Auch dort wurde Gott um Schutz angefleht. Bei diesem Ältesten kamen jeden Abend die Nachbarn zusammen, da jedes sich fürchtete allein zu Hause zu bleiben. Der Älteste hielt mit ihnen Morgen- und Abendandacht. In dieser Nacht war natürlich auch an Schlaf nicht zu denken. Um 0.30 Uhr wurde bei den Gefangenen plötzlich die Tür aufgerissen; sie erwarteten, daß nun wieder das Ende eines der Männer gekommen sei; da trat nicht der Kommissar, sondern deutsche Polizei herein, vor denen auch hier die Russen das Dorf geräumt hatten. In völlig unverständlicher Weise bedrohten diese, die als Befreier begrüßt wurden, die verängstigten Männer, redeten sie als Rüssenschweine an und setzten ihnen die Gewehrläufe an die Schläfe. Als Herr Siebler darauf sagt: „Wir sind schon bereit im Glauben an Jesus Christus zu sterben!“ wird ihm geantwortet: „Ja, so redet ihr Schweine immer!“ Darauf konnte Herr Siebler gehen. Als er nun auf der von einem brennenden Auto taghell erleuchteten Straße nach

Hause eilt, schießt die Polizei hinter ihm her. Gott sei Dank, blieb er bewahrt! Dies unverständliche Verhalten hatte wahrscheinlich darin seinen Grund, daß *man in denen, die sich nicht dem Treck angeschlossen hatten, Landesverräter sah*; so waren vorher von der Partei die bezeichnet worden, die zu Hause bleiben wollten.

Auch in Deutsch-Kessel waren etwa 15 Männer in einem Hause gefangen gesetzt worden. Gegen diese Gefangenen war ein Attentat geplant worden; der russische Posten schoß gegen das Haus eine Panzerfaust ab, die aber nur das Dach abdeckte; da er diese Waffe nicht zu handhaben verstand, verunglückte er selbst dabei und verbrannte. Erst gegen Morgen stellten die Gefangenen fest, daß sie nicht mehr bewacht wurden und daß deutsche Polizei da war. So waren auch sie bewahrt geblieben. Am anderen Morgen wollte ich nun die Beerdigung des alten Ehepaares in Pritttag in die Wege leiten. Der Ortskommandant, der sich mit einer Nachrichtenabteilung dort niedergelassen hatte, versprach mir, durch Polen ein Grab graben zu lassen; als ich aber am nächsten Tage wieder hinkam, war der Ortskommandant weg und nichts geschehen. Ich mußte mir also allein helfen. Mit zwei Polen, die sich dazu bereit erklärten, holten wir vom Tischler einen Sarg, den wir im Magazin fanden; ich war dankbar, daß sich nun noch zwei Nachbarn dazu fanden; mit ihrer Hilfe betteten wir das Ehepaar in den Sarg; auf einer Schubkarrre brachten wir nun den Sarg auf den Friedhof. Den hart gefrorenen Boden mußten wir mit Äxten aufbrechen, um dann das Grab zu graben. Gottes Wort und Gebet stellte uns mit all dem Jammer in das Licht der Ewigkeit und der Auferstehung.

In Alt-Kessel bot auch die Beerdigung von vier Opfern dieser Tage die Gelegenheit, das Wort Gottes zu verkündigen. Da sich hier eine größere Gemeinde zusammen fand, konnte die Feier, wenn die Toten auch ohne Sarg in die Erde gebettet werden mußten, in der gewohnten Weise durchgeführt werden. In Deutsch-Kessel wurde die Beerdigung zweier Opfer mit dem Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ abgeschlossen. *Welch ganz anderes Gesicht bekamen auf dem Hintergrund dieser Tage die Gottesworte und unsere alten Choräle!*

Dankbar nahm ich nun die Einladung eines Alt-Kesseler Gemeindegliedes an, dorthin überzusiedeln. Es wurde mir ein schönes Zimmer zur Verfügung gestellt. An den Morgen- und Abendandachten beteiligte sich die Hausgemeinde. Mit freundlicher Fürsorge wurde ich umgeben. Ich fuhr fast jeden Tag nach Pritttag, wo sich immer wieder eine Anzahl Männer zusammenfand, die das noch vorhandene Vieh, soweit es nicht weggetrieben war, fütterten. Bei einem Bauern wurde dann gemeinsam gegessen. Das Pfarrhaus war bisher von Plünderungen verschont geblieben, durch die sonst die meisten Häuser in einen furchtbaren Zustand versetzt worden waren. Leider hatte auch die

Polizei die Quartiere in einem unglaublichen Zustand zurückgelassen. Dann durchwühlten die Polen, die als Zwangsarbeiter hingebacht worden und nun dageblieben waren, die Wohnungen und nahmen alles Brauchbare mit.

Da Tauwetter eingetreten war, bot die Oder gegen unerwünschten Besuch der Russen von dieser Seite Schutz. Ungestört konnten wir noch am Sonntag, den 11. II. in drei Dörfern Gottesdienst halten. Die Gemeindeglieder wurden nun immer wieder von der Frage bewegt: Bleiben oder flüchten! Die Kreisleitung drängte immer wieder auf Flucht. Verschiedene Männer zogen nun ihren Familien nach. Ich war dankbar, daß einige Prittager Gemeindeglieder, die sich auch aufgemacht hatten, nach zwei Tagen wieder umkehrten und beschlossen, in Pritttag zu bleiben. Herr Superintendent Dr. Böhm suchte auch die Bevölkerung zu beruhigen und zum Bleiben zu bestimmen. Da jede Verbindung mit der Kirchenleitung aufgehört hatte, war von dort für die Geistlichen keinerlei Weisung zu erwarten. *Bei der Unübersichtlichkeit der Lage mußte die Entscheidung dem Gewissen jedes Geistlichen überlassen bleiben.* Wenn einzelne Geistliche den größten Teil ihrer Gemeinde auf dem Treck begleiteten, so erwies sich diese Entscheidung durch die weitere Entwicklung als gerechtfertigt. Da in den Dörfern meiner Gemeinde noch etwa 400 Gemeindeglieder zurückgeblieben waren, auch nach Pritttag selbst etwa 40 zurückzukehren bereit waren, war es mir klar, daß mein Platz hier war. Bei diesem Entschluß spielte nicht nur die kirchliche Verantwortung eine Rolle, sondern auch der Wunsch so viel als möglich, die Heimat vor dem völligen Zerfall zu bewahren und für die noch in absehbarer Zeit erhoffte Heimkehr der Abgewanderten zu erhalten.

Nun galt es, sich für die *zweite Begegnung mit den Russen* zu rüsten. Wir mußten sie diesmal von Süden her erwarten. In der stockfinsternen Nacht vom 13. auf 14. Februar kündeten Brände das Herannahen der Front an. Bald nachdem ich schlafen gegangen war, wurde ich wieder geweckt. Das Dorf war durch Gerüchte alarmiert, die besonders die Frauen ängstigten. Es war notwendig, die Gemeindeglieder zu beruhigen und vor einer Flucht zu warnen, da die Panzer schon zu weit vorgestoßen waren. Bei Herrn Siebler waren wieder viele zusammen; an Schlaf war natürlich wieder nicht zu denken. Ich las den 91. Psalm. Bis es Tag wurde, blieben wir zusammen; die letzten deutschen Einheiten zogen durchs Dorf.

Nun beschloß ich wieder nach Pritttag zurückzukehren und dort die Besetzung durch die Russen abzuwarten. Während unsere Gemeinde den ersten Vorstoß der Russen von Osten her über das Eis der Oder erlebt hatte, ging jetzt der Vormarsch südwestlich auf der Reichstraße vor sich, die unsere Gemeinde nicht berührte. Erst mehrere

Tage, nachdem die Russen Grünberg besetzt hatten, breiteten sie sich auch auf die umliegenden Dörfer aus. Hin und wieder leisteten noch einzelne Wehrmachtsteile einen zwecklosen Widerstand. Feuerbrände, die den Himmel röteten, ließen uns auch in Prittag erkennen, daß die Besetzung nicht so harmlos verlief, wie sich das viele gedacht hatten. In Grünberg wirkten sich die Spirituosenlager, von denen vorher nichts an die Bevölkerung abgegeben worden war, verhängnisvoll aus. Plünderungen, Vergewaltigungen der ständig betrunkenen Soldaten mußte die Bevölkerung über sich ergehen lassen. Wir lagen in einem toten Winkel und hatten vorläufig noch Ruhe. Das Zusammenleben der etwa 44 Gemeindeglieder, also etwa 6 Prozent der ehemaligen Bevölkerung des Dorfes, gestaltete sich zunächst zu einer Idylle. Geld und Zeit spielten keine Rolle. Als der Volkssturm das gesamte Vieh wegzutreiben gesucht hatte, waren genügend Kühe ihre eigenen Wege gegangen, die dann wieder eingefangen wurden und uns nun Milch und Butter lieferten. Gruppenweise fanden die einzelnen sich zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Essen zusammen. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht. Eine Bauersfrau buck, solange die Bäckerei nicht in Gang war, aus den vorhandenen Mehlbeständen das Brot. Ich half auch bei einem Bauern, der durch einen bösen Finger, der später sogar abgenommen werden mußte und der deshalb in der Arbeit behindert war. Abends saßen wir bei dem Licht einer Karbidlampe, da es ja keinen elektrischen Strom gab, zusammen. Mit einer Andacht, in der Passionszeit mit einer Passionsbetrachtung, schloß der Tag ab. Ein treues Gemeindeglied, mit dem ich mich innerlich eins wußte, schlief mit im Pfarrhaus, da sein Haus besonders exponiert war. Mit ihm konnte man Abends dann noch die besonderen Anliegen vor Gott bringen. Leider stellten sich später selbst in diesem kleinen Kreis mancherlei Spannungen heraus, die im Anfang nicht bemerkbar waren. Es zeigte sich auch hier, daß echte Gemeinschaft nicht durch das gemeinsame Schicksal und durch die gemeinsame Not allein herzustellen ist, sondern daß sie nur unter dem Wort und durch die reinigende und bewahrende Kraft des Heiligen Geistes möglich ist.

Eine Verbindung zwischen den Dörfern bestand zunächst nicht. Am Sonntag hielt ich Gottesdienst im Pfarrhaus. Da die Außendörfer sich nicht beteiligen konnten, mußte ich in jedem Dorf auch weiter besonderen Gottesdienst halten. Der Besuch der Dörfer war zunächst ein Risiko. Man mußte auf Nebenwegen die Dörfer aufsuchen; oft wurde man rechtzeitig gewarnt, wenn gerade die Männer zum Arbeitseinsatz zusammengeholt wurden oder die Russen die Räder wegnahmen. Als ich Anfang März die Verbindung mit *Grünberg* aufzunehmen suchte, war die Stadt noch wie ausgestorben; keiner wagte sich auf die Straße. *Die Wohnungen der beiden Pfarrer waren überfüllt mit Hilfe und Schutz suchenden Gemeindegliedern, die sie dort auch gefunden hat-*

ten, z. T. unter persönlichem Einsatz der Geistlichen. Die Verpflegung so vieler Menschen war nicht leicht, besonders da es so wenig Brot gab. Und doch war das Nötigste immer wieder da. Wir konnten von Prittag hin und wieder auch ein wenig helfen. Als ich wieder die Stadt verlassen wollte, wurde ich von einem Posten festgehalten und in ein Haus gebracht; ein Posten vor der Tür bedeutete mir, daß ich gefangen sei; mein Protest wurde völlig ignoriert. Ich sollte wohl, obwohl ich über 50 Jahre alt war, wie so viele zum Arbeitseinsatz verschleppt werden; da kam als rettender Engel ein mir bekannter ehemaliger Beamter des Landratsamtes, der im Auftrag des Bürgermeisters in den Häusern irgendwelche Feststellungen zu machen hatte; der setzte sich für mich ein, so daß ich nach einiger Zeit entlassen wurde und froh war, auf Nebenwegen die Stadt verlassen zu können; durch den Wald, der mit seiner Stille mich schützend umging, gelangte ich glücklich wieder nach Hause.

Dort wurde das Idyll auch immer öfter gestört. Da Prittag das am meisten entvölkerte Dorf war, wurde keine Kommandantur hingelegt, die in den anderen Dörfern sich als ein gewisser Schutz erwies. Darum wurden diese Dörfer gern von Soldaten, die sich hinter der Front plündernd herumtrieben, aufgesucht. *Sie wurden besonders für die Frauen eine schwere Plage.* Wochenlang machte ein Sergeant die Gegend unsicher. Als in einem Nachbardorf ein menschenfreundlicher Major aus Grünberg sich selbst diesen Plünderern entgegenstellte, wurde er von ihnen erschossen. Die Frauen mußten nun oft die Nacht in einer Scheune zubringen oder suchten auch im Pfarrhaus Zuflucht; es bot eine günstige Fluchtmöglichkeit durch ein Fenster im oberen Stock auf das Dach eines angrenzenden Stallgebäudes, und von da nach dem Garten. Das Ohr war so empfindlich für die Geräusche in der Stille der Nacht, daß man durch eine spürbare Unruhe im Dorf, durch das Rollen eines Rades auf der Straße aus dem leisen Schlaf geweckt wurde. Man war dann vorbereitet, wenn sich die Schritte auf den Stufen zum Garten hören ließen, das heisere: Dawai! Ssuda! erklang und mit Kolbenstößen gegen die Haustür energisch Einlaß begehrt wurde. Wenn dann noch eine Fensterscheibe splitterte, mußte man sich beeilen zu öffnen und doch die Eindringlinge so lange hinzuhalten versuchen, bis oben die Frauen geflüchtet waren. Gewöhnlich gaben sie vor, Soldaten zu suchen, nahmen aber mit, was ihnen gefiel. Einmal hatte auch ein Soldat, der im Dorf ein Unterkommen gefunden hatte, im Pfarrhaus spät abends Zuflucht gesucht; ich wies ihn an, im Notfall denselben Fluchtweg zu benutzen wie die Frauen. Als dieser Fall nun eintrat, fand er in seiner Angst nicht den Weg und verkroch sich unter das Bett, ohne daß ich etwas ahnte; mit gutem Gewissen sagte ich, daß niemand sonst im Hause sei. Nun leuchtete der Soldat beim Durchsuchen des Hauses auch unter das Bett,

glücklicherweise ohne ihn zu entdecken; als dann zu meinem Erstaunen der Soldat unter dem Bett hervorkam, waren wir dankbar für die Bewahrung.

Immer öfter wurde das Dorf von Patrouillen auf Partisanen und Soldaten durchsucht. Das Mißtrauen schien dadurch genährt worden zu sein, daß deutsche Flugzeuge Flugblätter abwarfen, in denen die Bevölkerung zur Bildung von Widerstandsnestern, die russischen Soldaten in russischer Sprache mit der Unterschrift des Generals Wlassow zum Überlaufen aufgefordert wurden. Man vermutete in den Zurückgebliebenen Nazibeauftragte, die den Widerstand organisieren sollten. Eines Tages wurden *alle Männer verhaftet* und nach Grünberg gebracht; dort hatten sie unter den Verhören und der rohen Behandlung viel zu leiden. Wir waren dankbar, als sie nach etwa acht Tagen wieder zurückkehrten. (Ich war vor der Verhaftung bewahrt geblieben durch meinen Ausweis als Pfarrer; *die Kommandantur hatte sich als besonders kirchenfreundlich erweisen wollen* und räumte den kirchlichen Beamten eine Sonderstellung ein. Der Ausweis erwies sich als eine wertvolle Hilfe und großer Schutz.) Die Entlassenen wurden verpflichtet, von Zeit zu Zeit Bericht über Vorgänge im Dorf zu geben; dieser Auftrag war ungefährlich, da kein Vernünftiger an einen Widerstand dachte. Bald verloren die nichtssagenden Berichte für die Auftraggeber ihr Interesse. Deutsche Soldaten hielten sich in der weiteren Umgebung noch in den Wäldern auf; Nachts kamen sie in die kleinen Walddörfer und wurden von der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgt. Größte Vorsicht war dabei geboten, da immer wieder marodierende Russen auftauchten, zuweilen in Trupps bis zu zehn Mann; man spürte ihnen aber zuweilen eine Unruhe an, so daß sie, wenn sie Gefahr witterten fluchtartig das Haus verließen; so wurde in Fliederthal eine Familie von ihren Bedrängern, die sie in sadistischer Weise quälten, plötzlich befreit, dadurch daß diese aus nicht erkennbarem Grund aufschrakten und das Haus verließen. Bei aller Angst gab es dann immer wieder Anlaß, Gott für die Rettung zu danken. Auch die Gottesdienste wurden zuweilen durch den Einmarsch solcher Banden gestört. *Die Kommandantur in Grünberg leate Wert darauf, daß überall Gottesdienst gehalten würde.* Sie wies die kommunistischen Bürgermeister in der Stadt und auf den Dörfern an, für die Möglichkeit der Gottesdienste zu sorgen. Solange die Grünberger Amtsbrüder noch nicht auf die Dörfer hinauskonnten, hielt ich nach Möglichkeit dort Gottesdienste und die Beerdigungen. Bei einem Bombenangriff auf die von den Russen mit deutschen Arbeitskräften erbaute große Holzbrücke über die Oder hatten aus dem einen Dorf sieben Gemeindeglieder den Tod gefunden, das einzige Ergebnis dieses sinnlosen Angriffs; die Trauerfeier versammelte eine große Gemeinde um die Gräber.

In Deutsch-Kessel stellte die katholische Pächterin des Gutes die Diele des Gutshauses als würdigen gottesdienstlichen Raum zur Verfügung, der nun von mir und auch von den katholischen Geistlichen aus Grünberg benutzt wurde. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag unterwegs sein, da ich an fünf Orten meiner Gemeinde Gottesdienst halten konnte. Während nach der Regelung der kirchlichen Versorgung durch die Ausweise die Grünberger Geistlichen oft in weiten Fußmärschen die Gemeinden des westlichen Kreisteils aufsuchten, der Saaborer Amtsbruder nach Boyadel ging, besuchte ich die bis zu 30 Kilometer entfernten Gemeinden Kontopp und Kolzig östlich der Oder. In Kontopp waren nur noch ganz wenig Gemeindeglieder zurückgeblieben, in Kolzig konnte ich einen Gottesdienst vorbereiten. Überall fand man dankbare Aufnahme. Als ich von diesem Erkundungsausflug zurückkehrte, fand ich das Haus wieder in einem chaotischen Zustand: alle Schübe herausgerissen und ausgeleert, die Möbel abgerückt, die Schlösser erbrochen. In Kolzig hatte ich auch nur mit viel Mühe mein Rad dem Zugriff der polnischen Miliz, die auf der östlichen Oderseite bereits die Macht ergriffen hatte, entreißen können. Den letzten Gottesdienst konnte ich in Kolzig nicht mehr durchführen, da mir unterwegs von polnischem Militär das Rad weggenommen worden war und ich zu Fuß mein Ziel nicht mehr rechtzeitig hätte erreichen können. Neben der kirchlichen Arbeit galt es nun bei dem fortschreitenden Frühling an die *Bestellung der Felder und Gärten* zu denken. Bei all dem sonstigen Jammer eine erquickende Arbeit! Trotz der ständigen Störungen durch Plünderungen, die uns zwangen, die Arbeit liegen zu lassen, um den Plünderern nicht ganz die Häuser zu überlassen, wurde nun Dünger gefahren, wobei es schwierig war, die an das Ziehen nicht gewöhnten Kühe dazu abzurichten; es gab da manche groteske Szene. Es wurde nun gepflügt, Kartoffeln gelegt, Mais und Gemüse gesät, die Spargelanlagen in Ordnung gebracht. Jede Kraft wurde gebraucht. Hofften wir doch auf die Heimkehr unserer Angehörigen; da mußte für die nötige Ernährung gesorgt werden. Als die Heumahd begann, ging es bei Sonnenaufgang auf die Wiese zum Mähen. Ich war stolz, den ganzen Heuboden im Pfarrhaus füllen zu können, und so das nötige Futter für die Ziegen zu haben; damit hoffte ich, das Notwendigste für die Versorgung mit Milch und Butter getan zu haben, wenn meine Familie heimkehren würde. Eine Milchmädchenrechnung!

Die Zahl der Bewohner des Dorfes hatte sich inzwischen etwa verdoppelt. Es waren einzelne Familien zurückgekehrt, auch ein Bauer mit seinen Pferden. Mit großer Freude wurden sie empfangen! Wie dankbar waren sie; das Dorf nicht zerstört und die Männer noch am Leben vorzufinden. Keiner ahnte, was für schwere Wochen ihnen noch bevorstehen würden.

Je mehr der Nachschub an die Front auch die Nebenstraßen benutzte, kamen die Fuhrkolonnen auch durch unser Dorf und konnten nun aufladen, was ihnen gefiel. Auch zuerst harmlos und menschlich erscheinende Soldaten entpuppten sich als brutal und rücksichtslos. Die *Nerven wurden oft auf eine harte Probe gestellt*. Wenn man zusehen mußte, wie Kisten und Kisten geleert, vieles mutwillig verdorben wurde, konnte man nur der Erregung dadurch Herr werden, daß man sich sagte: es ist ja nicht der Russe, der uns alles nimmt, sondern es ist Gott, der uns von unserem Besitz löst. Das machte still, daß man gelassen dem Raub und der Zerstörung zusehen konnte. Trotzdem gab es noch immer einzelne, die, bis die endgültige Waffenniederlegung bekannt wurde, auf ein Wunder warteten; der ferne Kanonendonner wurde auf seine Stärke abgeschätzt, ob die Deutschen nicht näher kämen. Sie konnten es sich nicht denken, daß unser Volk diesen Horden ausgeliefert sein sollte. Ich suchte ihnen klar zu machen, daß diese Auffassung nicht als Glaube, sondern als Ungehorsam gegen Gottes Willen zu bezeichnen sei; wir müßten uns mit der totalen Niederlage abfinden, gerade hier müssen wir sprechen lernen: Dein Wille geschehe!

Nicht nur die Vorräte an Weckgläsern und Speck, der erstaunlicherweise jetzt noch zu Tage kam, verschwanden aus den Verstecken, sondern auch das Vieh wurde aus den Ställen geholt: Kühe und Ziegen, das letzte Schwein; die Hühner. Das Getreide und Mehl, das wir hin und her versucht hatten zu verstecken, wurde gefunden, selbst das Mehl im Kasten der Mühle, das wir als eine Reserve zu erhalten hofften, wurde herausgeholt. Oft wurde ich zu Hilfe gerufen; wenn es auch einmal gelang wieder ein Stück Speck den Plündernden abzugeben, eine Geige ihnen wieder wegzunehmen oder einen Koffer vom Auto herunterzuholen, aufs Ganze gesehen war jeder Widerstand ergebnislos. Die Grünberger Kommandantur lehnte jede Hilfe ab: wir sollten froh sein, wenn noch niemand erschossen wäre. Mit Sorge sahen wir in die Zukunft, wie unsere Ernährung gesichert werden sollte.

Außer unseren zurückgekehrten Gemeindegliedern *sickerten mehr und mehr Polen ins Dorf*. Während sich zuerst Grünberg im Einvernehmen mit den Russen gegen die Besetzung der Wohnungen mit Polen gewehrt hatte, machte doch die Besetzung immer größere Fortschritte. Wir hatten wohl mit einer Besetzung bis an die Oder gerechnet, nun tauchten besorgniserregende Gerüchte auf, daß die Polen auch auf die Gebiete westlich der Oder Ansprüche erhöben. Polnisches Militär zog durch das Dorf, das aber ablehnte uns gegen die plündernden Russen zu schützen. Ein deutschsprechender Pole stellte sich eines Tages als Amtsvorsteher von Prittag vor; in einer Gemeindeversammlung verkündete er, daß erst der Wald, dann alles deutsche

Eigentum enteignet sei. Alle Fahrräder, Schreibmaschinen, Radioapparate etc. mußten — natürlich bei Todesstrafe — abgegeben werden. Als ich am letzten Sonntag im Juni von einem Gottesdienst in einem Außendorf zurückkehrte, war die Gemeinde in große Unruhe versetzt durch das Gerücht, daß Grünberg geräumt werden müsse. Der polnische Amtsvorsteher trat diesen Gerüchten zunächst entgegen und verbot ihre Weiterverbreitung. Als ich mich am nächsten Tag in Grünberg erkundigte, wurden die Gerüchte bestätigt. Die Stadt war von polnischer Miliz besetzt. Junge verwegene aussehende Burschen durchzogen die Straßen; als ich die Stadt verlassen wollte, wurde ich daran gehindert; mein Ausweis galt nichts mehr, mit Fußstritten wurde ich zurückgejagt, ich sollte mich auf dem Rathaus melden. Auf Nebenwegen aber entkam ich und gelangte aus der Stadt.

In Pritttag suchte der Amtsvorsteher uns noch zu halten; er wollte sich die Arbeitskräfte nicht entgehen lassen; die Nachbardörfer waren bereits geräumt. Herr Superintendent Dr. Böhm hatte noch bei dem polnischen Landrat versucht die Erlaubnis zu erwirken, daß ein evangelischer Geistlicher bleiben dürfe; die Erlaubnis wurde nicht gegeben; es sei ja doch zwecklos, da ja keine Gemeindeglieder dableiben. Am Mittwoch tauchte in Pritttag ein polnischer Offizier auf, der erstaunt war, daß noch deutsche Bevölkerung im Dorf war; wir hätten bis zum nächsten Tage das Dorf zu verlassen.

Nach den mancherlei Quälereien der letzten Wochen und den die Nerven anspannenden Erlebnissen empfanden die Gemeindeglieder diese Zwangslösung als befreiend. *Wir sahen unter diesen Verhältnissen keine Lebensmöglichkeit mehr.* Sogar das Backen des Brotes war uns verboten worden. Auch die letzten Nächte hatten die Frauen wieder in den Kornfeldern zugebracht, um sich zu verstecken. Der Amtsvorsteher lehnte jeden Schutz ab. Am Dienstag hatte er noch eine alte schwerhörige Bauersfrau, die sich in den neuen Verhältnissen nicht zurecht finden konnte, erschossen, da in ihrer Wohnung ein Revolver gefunden worden sein sollte. Wir konnten uns also vorstellen, was wir unter diesem Regiment zu gewärtigen haben würden. Mir gegenüber blieb er höflich; er kam zu mir, um sich von mir das geschnitzte *Krucifix* auf dem Schreibtisch auszubitten. *Unter diesem Zeichen vergebender Liebe gingen wir auseinander.* Auch die Polen fühlten sich unsicher; sie schienen nicht damit zu rechnen, daß diese Vertreibung eine endgültige Entscheidung bedeute, sie schienen sie mehr für eine Vergeltungs- und Strafaktion für das den Polen angetane Unrecht zu halten, das uns immer wieder vorgehalten wurde.

Nun mußte das Wichtigste gepackt werden. Zugtiere standen nicht zur Verfügung; die letzten Kühe waren weggetrieben worden; der eine Bauer, der mit seinen Pferden wieder heimgekehrt war, mußte nun auch zu Fuß wieder die Heimat verlassen. *Wie froh waren wir, daß*

die anderen nicht heimgekehrt waren. Das eine mir besonders nahe-  
stehende Gemeindeglied war mehrere Wochen vorher bei der Arbeit  
verunglückt und hatte sich beide Beine gebrochen, erst hatte er in  
Grünberg gelegen, als dann auch seine Familie zurückgekehrt war,  
hatten wir ihn wieder nach Hause geholt. Dessen Transport machte  
nun Schwierigkeiten. Wir mußten ihn auf einen Leiterwagen legen.  
Diesen Wagen mußten wir mit dem Gepäck von mehreren Familien  
ziehen. mit sechs bis acht Männern und Frauen ging es besser, als ich  
gedacht hätte. Ich hatte mich auch diesem Wagen angeschlossen, da  
ja auch keine Handwagen zu bekommen waren. Die wunderlichsten  
Gefährte wurden zusammengestellt, auch Schubkarren mußten zur  
Beförderung des Gepäcks benutzt werden. Bei Morgengrauen sammelten  
wir uns auf der Dorfstraße. Nur langsam ordnete sich der Zug,  
Kinder, Alte und Gebrechliche, eine Frau hatte sich noch in der letz-  
ten Nacht, als sie von Russen verfolgt wurde, einen Glasscherben in  
den Fuß getreten. Ich ging noch einmal wie benommen durch Haus  
und Garten, schaute durchs Fenster in das Wohnzimmer, wo noch alles  
so stand, als solle sich die Familie um den Tisch setzen; was umschloß  
das Zimmer für reiche Erinnerungen, das Haus, die Kirche, der Kirch-  
platz; alles wurde noch einmal einen Augenblick lebendig: „Der Herr  
hats gegeben! Der Herr hats genommen! Der Name des Herrn sei  
gelobt!“

Jeder war durch die vor ihm liegenden Schwierigkeiten in Anspruch  
genommen. Langsam setzte sich der Zug von etwa 70 Menschen in  
Bewegung. Jeder mußte sich erst mit seiner Last einrichten; das erste  
Stück unseres Weges auf der ansteigenden Straße mit dem schlechten  
und uns doch so vertrauten Pflaster war wohl das schwierigste. Noch  
einmal grüßte der Kirchturm und wies uns nach oben. Soll das das  
Ende der Geschichte unserer Gemeinde sein, das Ende der Kirchen-  
geschichte Schlesiens? Das steht in Gottes Hand. Unsere Aufgabe ist  
es, nicht zu vergessen, was der Herr auch in der Vergangenheit auf  
dem tränenreichen Weg der Kirche durch sein Wort und Sakrament  
gegeben hat; das Erbe der Väter verpflichtet!

„Weiß ich den Weg auch nicht, DU weißt ihn wohl! Das macht die  
Seele still und friedevoll!“

Hans Richter

(früher Pritttag, jetzt Himmelkron (Obfr.))

## Die Verantwortung der Kirche für die Ausgeheimateten

Es gehört zu den eigenartigen Beobachtungen der Nachkriegszeit, daß das Flüchtlingsproblem erst einige Jahre, nachdem es in Erscheinung getreten ist, in den Brennpunkt des Interesses gerückt ist. Erst im Jahre 1949, nachdem es bereits 4 Jahre lang Millionen Flüchtlinge gab und nachdem die letzten Millionen 2 Jahre zuvor aus dem deutschen Osten ausgesiedelt worden sind, erkannte die deutsche Öffentlichkeit und auch die Kirche das Problem in seinem ganzen Ausmaß und seiner Schwere. Die Internationale Flüchtlingskonferenz von Hamburg ist ein Beweis für diese Beobachtung. Das erste große Alarm-signal in der Sache des Flüchtlingsproblems war das Auftreten des Sachbearbeiters für Flüchtlingsfragen beim Ökumenischen Rat der Kirchen auf der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam 1948. Er wies auf die Tatsache hin, daß trotz der Repatriierung von 7 Millionen Vertriebenen seit Kriegsende heute das Flüchtlingsproblem wesentlich umfassender sei als im Jahre 1945. Das sei der Fall durch die Vertreibung von mehr als 10 Millionen Menschen aus ihrer Heimat durch Nachkriegsaktionen der Alliierten. Es wurde dabei seitens des Komitees für Christlichen Wiederaufbau und Zwischenkirchliche Hilfe darauf hingewiesen, das Flüchtlingsproblem sei unter dem Gesichtspunkt der Größe des Elends und der Entziehung von Menschenrechten eines der ernstesten im Nachkriegs-Europa. Ja, es bedeute schwerwiegende Zunahme der internationalen Spannungen und Kriegsgefahr, wenn keine Lösung gefunden würde.

Trotz der lawinenartigen Gefahr, die hier vorhanden ist, vor der allerdings unzählige, auch verantwortliche Stellen Deutschlands wie der internationalen Welt die Augen verschließen, sind nirgends wirkliche Lösungen des Problems und der Spannungen, die es herbeigeführt hat, zu finden. Angesichts des Ernstes und der katastrophalen Gefahr, die mit der Zeit nicht geringer, sondern größer wird, sollte man endlich den Mut haben, die Frage einer Wiedergutmachung aufzuwerfen.

Was uns hier beschäftigen soll, ist ein Ausschnitt aus dem Flüchtlingsproblem:

### *Die Verantwortung der Kirche für die Ausgeheimateten.*

Wir verkennen keineswegs den engen Zusammenhang der kirchlichen Lage der Ausgeheimateten mit ihrer politischen und wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Lage. Diese Seiten und Beziehungen des Flüchtlingsgeschicks sind viel und oft erörtert und auch in kirchlichen Kreisen nicht unbekannt. Es wäre wünschenswert, wenn die Sachkenntnis auf diesem Gebiete auch in der Kirche allenthalben größer wäre.

Es ist erstaunlich, wie wenig in kirchlichen Verlautbarungen von der eigentlichen kirchlichen Seite des Flüchtlingsproblems die Rede ist. In einem der Beiträge zur Weltkirchenkonferenz von Amsterdam heißt es: „Zuerst muß eine wirkliche Kenntnis des Problems vorhanden sein, und zu oft gelangen Vertreter der Kirchen in ethischem Eifer zu schnellen Schlüssen und haben doch nur einen kleinen Teil der komplexen Wirklichkeit eines Problems vor Augen. In solchem Falle legen sie das Gewicht biblischer Entrüstung auf den falschen Punkt und läuten die falschen Glocken.“ Weiter wird gesagt: „Es ist die Pflicht der Kirchen und ihrer Glieder, die ethischen Seiten dieser Probleme zu prüfen und sie vom biblischen Zeugnis wie der christlichen Erfahrung her zu beurteilen . . . Aus allen diesen Gründen bedarf es einer lebendigen Zusammenarbeit zwischen der organisierten Kirche und deren verantwortlich mit den Angelegenheiten der Gesellschaft befaßten Laien.“ So groß die brennenden Nöte der Flüchtlinge sind, die keiner ganz ermessen kann, der sie nicht selbst an Leib und Seele erfahren hat, so groß könnte die Hilfe und tragende Kraft der Gemeinde Jesu Christi inmitten aller Flüchtlingsnot sein. Eine Mutter kann auch meist die politischen und wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Fragen, die für ihren Sohn aufgebrochen sind, nicht lösen. Aber sie kann eins: sie kann ihrem Sohn Heimat und Liebe geben, wie er sie nirgends sonst in der ganzen Welt findet. So sollte auch die Kirche bei aller ihrer Ohnmacht, die Fülle der Fragen zu lösen, die mit dem Flüchtlingsproblem gegeben sind, den Flüchtlingen Heimat geben und sie aufnehmen, wie eine Mutter ihren Sohn aufnimmt. Das Wort des Herrn, das er seiner Mutter im Blick auf den Jünger mitgab, den er lieb hatte, scheint mir an die Kirche von heute im Blick auf den heimatvertriebenen Flüchtling gerichtet zu sein: „Siehe, das ist dein Sohn“. Es ist zum Teil schon der verlorene Sohn, der sich von der Heimat, die wir bei Gott haben, und von der geistlichen Mutter, der Kirche, entfernt hat. Es ist aber der Flüchtling weithin der suchende Sohn, der nachhause möchte, zu Gott, den es zu seiner Kirche als seiner Mutter hinzieht, aber der bei ihr nicht die Aufnahme, nicht die Liebe und das offene Herz findet, das er sucht und erwartet. Darum wollen wir mit wachem Herzen den Fragen und Tatsachen ins Auge schauen, die mit der kirchlichen Lage der Ausgeheimateten aus dem Osten im Westen Deutschlands gegeben sind.

Bevor wir die Verantwortung der Kirche für die Ausgeheimateten entfalten, gilt es, Klarheit zu gewinnen über die wichtige Frage, wie es sich mit der Kirchenzugehörigkeit der Ausgeheimateten in den Kirchengemeinden anderer Landeskirchen verhält und wer demgemäß in der Kirche für die Ausgeheimateten die Verantwortung trägt. Sind sie Glieder ihrer neuen Ortsgemeinde geworden und damit auch Glieder ihrer neuen Landeskirche? oder sind sie Glieder ihrer alten Kirchengemeinde und damit auch ihrer früheren Landeskirche geblieben und befinden sie sich nur gastweise in ihren neuen Wohnsitz-Kirchengemeinden und neuen Landeskirchen? Oder besteht eine Doppelmitgliedschaft sowohl bei der früheren Landeskirche wie bei der Landeskirche ihres neuen Wohnsitzes? Maßgebend für diese Frage ist, was die Kirche Christi nach evangelischem Verständnis ihrem Wesen nach ist. Sie ist die Versammlung der Gläubigen, in der das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden. Diese Versammlung ist keine ideelle, sondern eine an einem bestimmten Orte zu einer bestimmten Zeit zusammentretende Versammlung der Christen, die sich um Wort und Sakrament scharen. Diese ihre Erscheinung gehört zur Leiblichkeit der Kirche. Die Kirche Jesu Christi tritt nach dem Neuen Testament wie nach den Bekenntnisschriften in doppelter Weise in Erscheinung. Einmal ist sie in der Ortsgemeinde existent, zum andern ist sie in der Gemeinschaft der Gemeinden Jesu Christi eines Gebiets oder Landes wie in der Gemeinschaft der Gemeinden der ganzen Christenheit gegeben. Daher gehören die Christen zu allen Zeiten und an allen Orten einer Gemeinde an, auch wenn der Ort, an dem die Gemeinde Christi zusammenkommt, mitunter nicht ihr Wohnort, sondern davon entfernt ist. Die Ausgeheimateten sind nach dem Wesen der Kirche Glieder der Ortsgemeinde an ihren neuen Wohnorten. Nur durch diese Gliedschaft in der Gemeinde ihres Ortes können sie die Gliedschaft in der Evangelischen Kirche und damit in der Kirche Jesu Christi festhalten. Die Kirche Jesu Christi tritt nach den Aussagen des Neuen Testaments in konkreten, örtlich gesammelten und örtlich gebildeten Gemeinden in Erscheinung, und auch die Bekenntnisschriften der Reformation rechnen mit solchen Gemeinden und haben keinen anderen Kirchenbegriff. Dieser Sachverhalt wird meines Wissens nirgends bestritten.

Man macht allerdings mit Nachdruck geltend, es sei ein großer Unterschied, ob jemand früher von einem Kirchengebiet in ein anderes freiwillig verzog oder aber ob in der Katastrophe von 1945 ganze Ströme von Menschen gegen ihren Willen aus dem Osten flüchten mußten oder ausgesiedelt wurden. Für den freiwilligen Wohnungswechsel seien die in der Kirchenverfassung (z. B. Verfassungsurkunde der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union, 1922) vorgesehenen Grundsätze maßgebend, nicht aber für die zwangsweise Aussiedlung, die in

ihrem einmaligen katastrophalen Geschehen die sonst geltenden Rechtsnormen des kirchlichen Lebens sprengte. Die Flüchtlinge hätten daher ein Anrecht, Glieder ihrer Heimatkirche, deren Gebiet sie zwangsweise verlassen mußten, auch nach ihrer Aussiedlung zu sein und zu bleiben. Man spricht daher von einer Doppelmitgliedschaft und beruft sich dabei auf ein Gutachten von Prof. Dr. Scheuner. Diese Doppelmitgliedschaft aber ist nach jenem Rechtsgutachten gerade nicht eine gleichartige Mitgliedschaft sowohl bei der Landeskirche des neuen Wohnsitzes wie bei der Landeskirche der früheren Heimat. Das Gutachten sagt: „Der vollen Teilnahme am Gemeindeleben in der Landeskirche mit allen Rechten und mit allen Pflichten (Steuerpflicht, Pflicht zur Teilnahme am Gemeindeleben, Pflicht zur Übernahme kirchlicher Ämter) auf der einen Seite, steht auf der Seite der alten Heimatkirche ein loses Band gegenüber. Man wird es als ein Band der Freiwilligkeit bezeichnen können, wie überhaupt der fortdauernde Zusammenhalt der Heimatkirche nur auf freiwilliger Grundlage und in den der besonderen Not und Zerstreung angepaßten Formen erfolgen kann.“ Soweit das Gutachten. Mit diesem Grundsatz einer freiwilligen Verbindung mit der alten Heimatkirche für die aus einer Kirche des Ostens ausgesiedelten Gemeindeglieder, die andererseits grundsätzlich Glieder ihrer Ortsgemeinden und ihrer neuen Landeskirche sind, ist eine klare Lösung der Kirchenzugehörigkeit der Ausgeheimateten gegeben. Damit aber ist das andere Extrem, das eine volle Kirchenzugehörigkeit bei der alten Heimatkirche auch nach der zwangsweisen Aussiedlung aus ihr als gegeben ansehen möchte, abgewiesen. Eine solche Kirchenzugehörigkeit ist aus theologischen Gründen vom Verständnis der Kirche nach evangelischer Lehre (vgl. Confessio Augustana, Artikel 7) sowie aus Gründen der kirchlichen Ordnung innerhalb der Landeskirche der Evangelischen Kirche in Deutschland nicht haltbar. Die Behauptung oder Organisation z. B. einer Schlesischen Kirche oder anderen „Flüchtlingskirche“, die durch alle Landeskirchen hindurch im Gesamtgebiet der Evangelischen Kirche in Deutschland bestehen sollte, ist daher theologisch wie kirchenrechtlich nicht möglich.

Eine Möglichkeit freilich müssen wir klar ins Auge fassen. Es ist die Bildung eigener Gemeinden altpreußischer Ordnung, die sich aus Gründen des Bekenntnisses bilden könnten. Dies hätte in rein katholischer oder rein reformierter Umgebung geschehen können. Hier ist hinzuweisen und wird in einem Gutachten der Kirchlichen Hochschule Berlin-Zehlendorf hingewiesen auf die heimatvertriebenen Hugenotten, die sich als Reformierte innerhalb der lutherischen Kirchengebiete zu eigenen Gemeinden zusammengeschlossen haben. Anders verhielt es sich jedoch mit den vertriebenen Salzbergern, da sie als Lutherische in lutherischen Kirchengebieten angesiedelt wurden. In diesem

Zusammenhang ergibt sich allerdings die Frage, ob es kirchlich wohlgetan ist, daß eine Gemeinde, die ganz überwiegend aus Ausgeheimateten der Ostkirchen der altpreußischen Kirche besteht, im Gebiet einer anderen Landeskirche gehalten ist, die gottesdienstlichen Formen dieser Landeskirche anzunehmen oder aber ob nicht eine weitgehende Rücksicht auf die heimatliche Gottesdienst- und Abendmahlsordnung, entsprechend dem hohen Prozentsatz der Flüchtlinge in den Gemeinden, hier kirchlich geboten wäre. Doch wir wollen im Zuge der grundsätzlichen Erörterung der Kirchengemeindezugehörigkeit den Fragen der Anliegen der Flüchtlingsgemeindeglieder an die neuen Landeskirchen nicht vorgreifen.

Fassen wir zusammen:

1. Die Frage der Kirchengemeindezugehörigkeit der aus den Kirchen östlich der Oder-Neiße-Linie evakuierten Gemeindeglieder ist weder so zu beantworten, als wären sie lediglich Glieder der neuen Landeskirche und als trüge ihre alte Heimatkirche keine Verantwortung mehr für sie.
2. Die Frage ihrer Kirchengemeindezugehörigkeit ist aber auch nicht so zu beantworten, als wären die ausgeheimateten Gemeindeglieder heute noch ebenso wie früher Glieder ihrer Heimatkirche und hielten sich nur gastweise in ihren neuen Wohnsitz-Kirchengemeinden und neuen Landeskirchen auf.
3. Vielmehr ist die rechte Antwort auf diese Frage:  
Die aus den Ostkirchen ausgeheimateten Kirchenglieder sind volle Glieder ihrer neuen Gemeinden und Landeskirchen, aber sie stehen nach ihrer eigenen freien Entscheidung mehr oder weniger in einer geistlichen Verbindung mit ihrer früheren Heimatkirche. Sie haben das Recht, sich an sie zu wenden, ihren Rat und Hilfe zu erbitten, und die Heimatkirche muß die Möglichkeit haben, sich ihrer früheren Gemeindeglieder helfend anzunehmen.

Damit stehen wir vor der wichtigen Frage: welches sind die geistlichen und damit kirchlichen Gründe, die ein Band der aus den Ostkirchen ausgesiedelten Gemeindeglieder mit ihrer früheren Heimatkirche als notwendig erscheinen läßt? Im Vordergrund steht hier die Notwendigkeit eines besonderen seelsorgerlichen Dienstes, an den von seelischer Niedergeschlagenheit und verneinender Verzweiflung bedrohten Ausgeheimateten. Ein weiterer Grund ist die Fremdheit, die die Ausgeheimateten vielfach dem Kirchenwesen der neuen Landeskirche gegenüber empfinden, und die sie noch nicht überwunden haben. Sie bedeutet für die Ausgeheimateten ein Hindernis, den Zugang zum Trost und zur Stärkung des Wortes Gottes wie der Sakramente zu finden. Deren aber bedürfen sie um ihrer besonderen seelischen Lage willen dringend. Danach handelt es sich für die Heimat-

kirche, nachdem die Aufnahme der früheren Angehörigen der Ostkirchen in die westlichen Landeskirchen oder die Kirchen des Ostens erfolgt ist, um nichts anderes als um eine Hilfestellung im Blick auf die Ausgeheimateten in ihrer besonderen kirchlichen und besonders schweren seelischen Lage, wie um eine Hilfe für die Landeskirchen, ihnen bei dem Dienst an den Flüchtlingen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Es dürfte daher das Recht und die Pflicht der Heimatkirche sein, für ihre ausgesiedelten Gemeindeglieder in den Fragen ihrer geistlichen Versorgung, ihres Einlebens in das Kirchenwesen der neuen Landeskirche, sowie gegebenenfalls in den Fragen des kirchlichen Bekenntnisses soweit sie die Flüchtlinge betreffen, Mittler zu sein zwischen den Flüchtlingen und den Leitungen der Landeskirche. Wie solche Mittlerschaft praktisch zu verwirklichen ist, ist eine zweite Frage. Die Brüderlichkeit unter den Kirchen gebietet, daß die Fragen bei aller Offenheit in diesem Geiste erörtert und womöglich gelöst werden. Die Einheit und Ordnung der Kirche erfordert, daß nicht jede Gruppe der Beteiligten für sich mit den Leitungen der Landeskirchen verhandelt, sondern die geordnete Vertretung der Ausgeheimateten der Ostkirchen, die in der Regel das Hilfskomitée oder der Ostkirchenauschuß darstellt, gegebenenfalls in Fühlung mit der Leitung oder Vertretung ihrer Heimatkirche handelt. Es dürfte zweckmäßig sein, wenn es in manchen Fragen zu einem Zusammenwirken aller Flüchtlingsvertretungen mindestens einer so großen Landeskirche wie der Kirche der altpreußischen Union im Bereich einer Landeskirche der Westzone kommt und diese Flüchtlingsvertretung im Einvernehmen mit ihren Heimatkirchen die kirchlichen Anliegen der Ausgeheimateten vor die zuständige Kirchenleitung bringt.

Kehren wir aber zur kirchlichen Begründung des besonderen Dienstes der Heimatkirche an den Flüchtlingen zurück. Grund ihres Dienstes ist nicht irgendeine Kirchentrennung. Diese hätte Recht und Grund nur in einem anderen Bekenntnis. Besondere Erlebnisse, besondere gottesdienstliche Gebräuche, besondere Stammesunterschiede, besondere soziale Verhältnisse, etwa die Armut der Flüchtlinge, rechtfertigen nicht eine besondere Gemeindebildung. Das Ziel des kirchlichen Dienstes der neuen Landeskirche wie der alten Heimatkirche ist, den Kirchengliedern aus dem Osten in den neuen Gemeinden und Landeskirchen kirchliche Heimat zu geben. Beide, einheimische wie ausgesiedelte Glieder derselben Gemeinde stehen unter dem Gebot des neuen Testaments: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er von Gott empfangen hat“ (1. Petr. 4, 10). Ein gegenseitiges geistliches Geben und Nehmen, nicht ein Vorzug oder Vorrecht der einen vor den anderen, ist damit in der Gemeinde Jesu Christi für das Zusammenleben von Einheimischen und Ausgeheimateten als Gabe und Aufgabe klar herauszustellen. Der traurige Zustand, daß die Gemeinschaft des

Glaubens und der Liebe, die wir in der Gemeinde Jesu Christi erwarten müßten, vielfach nicht vorhanden ist, darf uns die Aufgabe nicht verdunkeln und das Ziel nicht verrücken, daß beide, Einheimische und Ausgeheimatete, eins werden sollen, weil sie eins sind durch den, der sie zur Einheit seines Leibes berufen hat.

Nun aber ist, wie wir sahen, eine besondere Anrede an die Heimatvertriebenen um ihrer besonderen Lage willen erforderlich. Vielfach wird auch eine besondere soziale Hilfe nötig sein, um den großen äußeren Nöten zu steuern und damit zugleich die Gemeinschaft der Liebe durch die Tat zu bewähren. Die Frage des „Heimatlichen“ der früheren Ostkirche ist eine besonders schwierige und verantwortliche Frage. Es kann sich nicht entscheiden um die Pflege kirchengeschichtlicher Erinnerungen und Traditionen handeln, auch nicht um die Pflege von Heimattreue oder gar Weckung von Heimatgefühlen. Es ist vielmehr Aufgabe des besonderen Dienstes an den Flüchtlingen, sie zuzurüsten, daß sie ihr Geschick als ein von Gott gegebenes und auferlegtes in Geduld des Glaubens tragen lernen und sich durch die Kraft evangelischen Glaubens stärken lassen, sich in ihrem Flüchtlingsgeschick als lebendige Glieder der christlichen Gemeinde zu erweisen. Flüchtlinge dürfen in ihrem Geschick die Hand Gottes sehen, die damit, daß sie Äußeres nimmt und ins Leid führt, ihnen umso reichlicher geistige Gaben gibt und sie teilnehmen läßt am Siege Christi über alles Leid. Gerade darin dürfen die Ausgeheimateten ein lebendiges Zeugnis des Glaubens sein und geben, der seine Heimat gerade nicht im Irdischen, sondern im Bürgertum des Reiches Jesu Christi hat (vgl. Phil. 3, 20: „Unser Wandel, d. h. unser Bürgerrecht, ist im Himmel“).

Daß Christus mit Seinem Wort die Existenz der Ausgeheimateten bestimmt und trägt, sollte das Ziel aller Arbeit an ihnen sein. Darum sollte alles geschehen, um dem Evangelium allenthalben die Türen gerade zu den Ausgeheimateten aufzustoßen. Das sollte dort, wo die Not der Ausgeheimateten am größten und die Probleme am brennendsten sind, mit unbeirrtem Glaubensmut gegenüber aller Schwachheit der Christenheit und aller Hartherzigkeit der Welt geschehen. Ja, die Kirche sollte sich klar darüber sein, daß sie hier an der entscheidenden Front des Kampfes des Glaubens gegen den Unglauben, des Kampfes Christi gegen den Fürsten der Finsternis steht. Denn menschlich gesehen, entscheidet sich an dem Einsatz der Kirche in der Flüchtlingsfrage, ob noch unser ganzes Volk zu Flüchtlingen wird, und geistlich gesehen, entscheidet sich an unserer Haltung, ob wir uns getrauen, unser Handeln an jenem Tage vor dem Richtstuhl Jesu Christi zu verantworten. Denn das ist keine Frage, es geht hier um Sein oder Nichtsein, um Leben und Seligkeit, um ewiges Heil oder ewiges Verderben von Menschen, die entscheidende Hilfe allein von Christus erlangen

können. Diese Hilfe kann ihnen nur durch das Evangelium geboten werden. Wir müßten blind sein, um nicht zu sehen, daß hier die entscheidende Stunde der Kirche in Deutschland geschlagen hat und, wenn ich recht sehe, darüber hinaus für die Christenheit der ganzen Welt. Denn die Christenheit der Welt wird ebensowenig an dieser Not, die einzig dasteht im mitteleuropäischen Raum und die ihre Wirkungen auf ganz Europa und darüber hinaus hat, nicht länger vorübergehen können, ohne schuldig zu werden, nicht nur an der Not der Flüchtlinge, sondern an der Kirche Jesu Christi.

Ja, die Christenheit der Welt ist gefragt, ob sie nicht für diese Millionen Ausgeheimateten noch in einem anderen Sinne zu sorgen hat, als Mittel zur Stillung ihrer äußeren Not und zur Ausrichtung der Botschaft der Kirche an ihnen bereitzustellen. Der Welt müßte mindestens die Frage der Wiedergutmachung von der Christenheit her gestellt werden. Wer sollte sie denn anders heute stellen, und wer sollte denn sagen, daß die Christenheit von der Verantwortung für das, was hier geschehen ist, befreit wäre oder sich durch kluge Gründe befreien könnte? Es mag genügen, wenn hier auf die Verantwortung der Kirche, angefangen von der Gemeinde Christi über die Kirchenleitungen bis hin zur besonderen Verantwortung der Ökumene in dieser Frage, hingewiesen wird.

Erfordert nun die Verantwortung, die wir in der evangelischen Kirche für die Flüchtlinge und den besonderen Dienst an ihnen tragen, eine besondere Bildung von Flüchtlingsgemeinden innerhalb der Ortsgemeinden oder ist trotz der besonderen Lage der Ausgeheimateten und der besonderen kirchlichen Verantwortung ihnen gegenüber oder gerade deswegen der Dienst an ihnen in der Einheit der Gemeinde Christi geboten? Wir müssen die Forderung einer eigenen Gemeinde der Ausgeheimateten oder gar einer Kirche der Armen, die grundsätzlich durch alle Landeskirchen und Gemeinden hindurchgehen sollte, wie sie hier und da ausgesprochen worden ist, ernst nehmen. Denn in diesen Gedanken und Plänen, die heute von Männern der Kirche aus tiefer Enttäuschung über das Versagen der Kirche in der Flüchtlingsfrage ausgesprochen werden, spricht mehr als die äußere Armut der Kirche, ihre Armut an Glauben und an Liebe. Aus diesem Gedanken spricht die Hoffnungslosigkeit, daß es zu einer echten Begegnung zwischen einheimischen und heimatlos gewordenen Gliedern auf dem Boden der Gemeinde Christi nicht mehr kommt und sich an ihnen nicht mehr verwirklicht: „Ihr seid allzumal einer in Christo“ (Gal. 3, 28). Aus dieser Hoffnungslosigkeit, daß der Not des Leibes und der Seele, die über Millionen Ausgeheimatete gekommen ist und bis heute nicht von ihnen genommen ist, von der Christenheit in Deutschland nicht christlich begegnet wird, sprechen tausend bittere Erfahrungen. Aber

dürfen wir Christen zweifeln, daß trotz allem Mangel an hingebender Liebe und an Kraft des Glaubens nicht doch in der christlichen Gemeinde in Deutschland die Gemeinde Jesu Christi existent ist, die wir glauben und bekennen? Und dürfen wir diese Gemeinde zerteilen in eine Gemeinde der Einheimischen und der Flüchtlinge? Gewiß, wir dürfen die Flüchtlinge zu besonderer Wortverkündigung und zu besonderen kirchlichen Zusammenkünften sammeln. Eins aber dürfen wir nicht: von uns aus trennen, was nach Christi Wort und Willen zusammengehört.

Die Kirche der Armen ist aber deswegen keine Lösung des Flüchtlingsproblems, weil diejenigen, die aus wahrscheinlich berechtigten Anstößen an der Lauheit und Trägheit der Christenheit meinen, diesen Weg gehen zu müssen, in der Gefahr stehen, ein falsches Frömmigkeits- und Heiligkeitideal aufzurichten. Das geschieht auf dem Grunde ihres Flüchtlingsgeschicks, ihrer Armut, ihres sich Fremdwissens in dieser Welt, ihres Pilgerberufs, zu dem sie sich gerufen wissen. Aber haben sie mit ihrer Existenz und mit ihrem Wort nicht gerade Zeugen dafür zu sein, daß die ganze Gemeinde zu eben derselben Pilgerschaft gerufen ist wie sie selbst? Und wenn dieser Ruf nicht gehört wird und sich sogar die Gemeinde, in der sie stehen, und die Kirche, der sie angehören, ihrem Ruf gegenüber verschließen sollte, auch dann noch sollten sie mit ihnen in einer Gemeinde und in einer Kirche bleiben, um sie weiter zur Umkehr zu rufen und ihnen ein Zeichen für solche Umkehr zu sein. Wir dürfen in der Evangelischen Kirche solchen Wegen, die Kirche durch Auswahl in Reinheit und Heiligkeit darzustellen, keinen Raum geben, wenn wir nicht bei dem besten Willen auf den Weg geraten wollen, der aus der Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi herausführt. Wo ist übrigens der Maßstab dafür, wer würdig wäre, zu dieser Kirche der Armen zu gehören? Der Maßstab der Armut der Flüchtlinge ist sehr fragwürdig. Ein Flüchtling, der sich selbst für arm hält, wird von seinem Nachbarn, dem es viel schlechter geht, als wohlhabend und von dem, der noch keine eigene Wohnung und kein eigenes Bett hat, geradezu als reich angesehen. Die „Kirche der Armen“ stellt also keine rechte Lösung des Flüchtlingsproblems dar.

In einem wegweisenden Zeugnis über die Flüchtlingsfrage heißt es:

„Jede hier auf Erden im Gottesdienst versammelte Gemeinde ist nur Vorstufe der wahren Gemeinde des Herrn, die unsere Hoffnung ist. In der Gemeinde werden die Hinzugeführten aus dem Osten zu solcher eschatologischen Erkenntnis reif sein, weil sie durch die Heimatlosigkeit sich ganz anders als Gemeinde der Wandernden erkennen wie die, denen die irdische Heimat erhalten geblieben ist. Sie können durch ihr Dasein den andern das Wort bezeugen, das ihnen

heute in Sonderheit gelten mag: Hebr. 13, 14 „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“. Damit empfängt dieser Teil der Gemeinde aber nicht ein Sonderrecht, sondern besitzt nur bei sich selbst ein besonderes Zeugnis. Denn über jeder Gemeinde und Kirche steht diese eschatologische Schau. Aus ihr fließt das Wort, das Paulus für die Einheit der Gemeinde und die Ausschaltung unberechtigter Grenzen geschrieben hat: Gal. 3, 26-29: „Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wieviel euer auf Christum Jesum getauft sind, die haben Christum angezogen . . .“ Der Vers 29 schließt in sich den großen gemeinsamen Besitz, von dem die christliche Kirche lebt unabhängig von dem, was das äußere Leben ihr irgendwie, irgendwo, irgendwann zuteilen mag“ (Verlautbarung der Evg.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins über besondere Flüchtlingsgottesdienste vom 12. 2. 1949, Absatz 11).

Ich könnte das vielfältige Bild der tatsächlichen kirchlichen Lage der Ausgeheimateten in den Westkirchen auf Grund eingehender Berichte aus fast allen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland darstellen. Ich will mich aber darauf beschränken, zusammenfassend zu fragen: welche kirchlichen Anliegen bewegen die Ostflüchtlinge hinsichtlich ihrer kirchlichen Versorgung? Dabei werden folgende Bit-ten von ihnen selber laut:

1. Es wird um Vermehrung der sonntäglichen Gottesdienste überhaupt gebeten. Es heißt z. B. „Es gibt in Hannover Kapellen-Gemeinden, in denen nur 14tägig Gottesdienste gehalten werden, ja, es gibt Dörfer mit Kapellen, in denen nur alle sechs Wochen Gottesdienst stattfindet.“ In manchen Gegenden sind die Schulklassen mit unbequemen Bänken als gottesdienstlicher Raum ein Anstoß für Einheimische und Flüchtlinge.
2. Es heißt immer wieder: Es besteht das Bedürfnis, neben den landeskirchlichen Gottesdiensten hin und wieder Flüchtlingsgottesdienste besonders mit Abendmahlsfeiern zu haben, die ihnen nach der Form von der Heimat her vertraut sind.
3. Weiter werden erbeten Aussprache-Zusammenkünfte unter Leitung des Ortpfarrers bei öfterer Besprechung und Hinzuziehung eines Ostpfarrers.
4. In Zusammenhang damit steht die vielfältige Bitte um vermehrte Seelsorge, die wohlgemerkt nicht nur von Ortpfarrern, sondern auch von den Gemeindegliedern in christlichen Gesprächen erwartet wird. Es fragt sich, ob nicht die Laienschaft unter den Flüchtlingen für den Dienst der Seelsorge unter ihren Leidensgefährten noch ganz anders eingesetzt werden könnte, als es erfreu-

licherweise hier und da schon der Fall ist. Es wird gerade an die Erfahrung der Schlesischen Kirche erinnert, die ja unter dem Zwang der Verhältnisse polnischer Besatzung und der Aussiedlung der Deutschen aus dem östlichen Kirchengebiet dort zu einer Kirche der Lektoren geworden ist. Es wird geradezu gefordert, es möchten doch abgelegene kirchliche Bezirke ähnlich wie im östlichen Kirchengebiet von „Lektoren“ versorgt werden.

5. Vielfach wird auch die Erhaltung der kirchlichen Sitte und Gebräuche der Heimatkirche gefordert. Über die Liturgie und das Liedgut der Heimatkirche hinaus wird hier auf die kirchliche Sitte bei Amtshandlungen hingewiesen. Dazu wäre notwendig, daß die Pfarrer der Landeskirchen des Westens mehr von der kirchlichen Tradition der Ostkirchen und ihrer geprägten kirchlichen Sitte wüßten. Dann wäre es sicher leichter, die Kräfte des Glaubens und treuer Kirchlichkeit, die unter den Ostflüchtlingen noch weithin lebendig sind, zu erhalten und auch für die neuen Landeskirchen fruchtbar zu machen.
6. Ein besonderes Anliegen der Flüchtlinge ist die persönliche Verbindung mit ihrem Heimatpfarrer. Dazu zu helfen, daß diese Verbindung wieder zustandekommt, ist eine wichtige Aufgabe von Pfarrämtern, Superintendenturen und Kirchenleitungen. Hierher gehören die Rundbriefe der Pfarrer, die vielfach mit großem Verlangen und Freude aufgenommen werden und dann ein rechter kirchlicher Dienst sind, wenn sie über alle persönlichen Nachrichten hinaus die Flüchtlinge seelsorgerlich ansprechen und sie in getrostem Glauben und geduldigem Ausharren stärken. Anschriftenverzeichnisse der Ostpfarrer aller Ostkirchen sollten in den Händen aller Superintendenturen der Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland sein.
7. In der Hilfe in wirtschaftlichen und sozialen Nöten sollte die Kirche trotz aller Schwierigkeiten und trotz des Versagens der politischen Stellen, die mit der Not nicht fertig werden, dennoch auf dem Plane sein, und alles einsetzen, um überall die größte Not zu lindern und dem Ausgeheimateten zu zeigen, daß er in der christlichen Gemeinde als Bruder aufgenommen wird.

In diesem Zusammenhang erhebt sich die Frage: Welche Förderung haben die Ausgeheimateten aus dem Osten den Kirchen des Westens gebracht und können sie in Zukunft bringen? Hier ist Erfreuliches zu berichten. So heißt es aus der Hannoverschen Kirche: „Gute schlesische Sitte bürgert sich hier und da mehr und mehr ein, so das Aufstehen während der Liturgie, das Knien beim Empfang des heiligen Abendmahls. Auch der Gemeindegesang ist zweifellos durch die

Flüchtlinge belebt worden.“ Ein starker Zug der Bereitschaft zum kirchlichen Dienst geht durch die Flüchtlinge. Aus der Bayerischen Landeskirche wird berichtet, daß führende Kirchenmänner die Förderung des christlichen Lebens durch die Flüchtlinge anerkennen. Es heißt weiter: „Unter den Diakonen und Diakonenschülern, in Kirchenvorständen, in den Vereinen, unter den katechetischen Hilfskräften befinden sich bei uns teilweise mehr Flüchtlinge als Einheimische.“ Aus Württemberg heißt es: „Die Förderung liegt für Württemberg auf liturgischem Gebiet und ist da vorhanden, wo Flüchtlinge ohne Murren und im Glaubensgehorsam den ihnen von Gott gewiesenen Weg gehen.“ In Kurhessen-Waldeck wird von einer Belebung des erstarrten kirchlichen Lebens durch die Ausgeheimateten gesprochen. Die Ortspfarrrer haben mir das unaufgefordert wiederholt zum Ausdruck gebracht. Ähnlich sagt eine andere Stimme: „Die ostvertriebenen Gemeindeglieder haben den Kirchen des Aufnahmegebietes eine innere Bereicherung gebracht durch den Ernst ihrer Frömmigkeit und ihre kirchliche Treue.“ Es ist beachtlich, daß die Ortspfarrrer die kirchliche Verantwortung der Flüchtlinge klar erkennen: „Die schlesischen Gemeindeglieder sollen ihre besondere Verantwortung darin sehen, sich am kirchlichen Leben der Aufnahme-gemeinde zu beteiligen und so wesentlich zur Verlebendigung des Gemeindelebens hin und her beizutragen. Leider ist es bisher nicht zu spüren, daß das Flüchtlingschicksal als eine Predigt Gottes an alle in den Gemeinden verstanden worden wäre.“

Die Verantwortung der Kirche für ihre ausgeheimateten Glieder ist groß. Die Kirche wird dieser Verantwortung nur gerecht werden können, wenn sie als eine aus Gottes Wort und Geist erneuerte Kirche diese neue Aufgabe ergreift.

In welcher Weise eine der Ostkirchen sich ihrer ausgeheimateten Glieder anzunehmen sucht, dafür darf das Wort der Synode der Evangelischen Kirche von Schlesien aus dem Jahre 1950 ein Zeichen sein. In einem anderen Beschluß hatte die Synode zum Selbstverständnis der Schlesischen Kirche Stellung genommen. Dort heißt es: „Die Evangelische Kirche von Schlesien ist die Provinzialkirche in dem Restgebiet von Schlesien innerhalb der Gesamtkirche der Altpreußischen Union. Sie hat die aus ihrer heutigen Lage erwachsenen besonderen Aufgaben, ohne insoweit kirchenregimentliche Befugnisse auszuüben, die verbliebenen Gemeinden im Osten geistlich zu betreuen und mit den Gemeindegliedern in der Zerstreuung die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe aufrechtzuerhalten.“ Hier ist, abgesehen von der Aufgabe an den in ihrem östlichen Gebiet verbliebenen Gemeinden, die Aufgabe an den ausgeheimateten Gemeindegliedern in der Zerstreuung als eine der schlesischen Restkirche verbliebene Verantwortung

klar ins Auge gefaßt. Es wird aber ausdrücklich festgestellt, daß es sich hier nicht um kirchenregimentliche Ansprüche oder Befugnisse auf die Leitung der ausgeheimateten Gemeindeglieder oder ihre Zusammenfassung in sogenannte „Flüchtlingsgemeinden“ handelt, sondern um einen kirchlichen Dienst ohne kirchenregimentliche Befugnisse. Es gibt ja auch sonst in der Kirche solchen brüderlichen Dienst, der aus mancherlei Gründen von Kirche zu Kirche geschieht. Man denke etwa an den Besuchsdienst auswärtiger Kirchenleitungen in anderen Kirchen oder den Besuchsdienst auswärtiger Visitatoren bei den Kirchenvisitationen oder den besonderen Dienst, den andere Kirchen den Diasporagebieten der Evangelischen Kirche als Zeichen brüderlicher Verbundenheit und zum Zwecke geistlicher Stärkung angedeihen lassen. Ähnlich ist auch dieser Dienst der Heimatkirche durch ihre Vertreter an ihren ausgeheimateten Gemeindegliedern in anderen Landeskirchen zu verstehen.

In einem besonderen Synodalbeschuß wird „die Verantwortung der Evangelischen Kirche von Schlesien für die von ihr getrennten Glieder“ entfaltet. Die Schlesische Synode von 1950 war davon überzeugt, daß hier ein brüderlicher Dienst zu tun sei, zu dem sie sich vom Herrn der Kirche gerufen weiß und den ihr niemand abnehmen kann. Es handelt sich dabei nicht darum, die äußere Tradition der Heimatkirche fortzuführen und durch eine kirchliche Arbeit aufrechtzuerhalten, obwohl zu fragen wäre, ob es nicht auch im Raum der Evangelischen Kirche eine legitime kirchliche Tradition gibt, die als geistliche Erfahrung einer ganzen Kirche oder als geistliches Erbe einzelner Männer der Kirche unvergessen und geachtet bleiben sollte. Das Wort der Synode weist jedenfalls auf einige geistliche Erfahrungen der Heimatkirche hin. Gott hat diese Kirche in den Stürmen der Gegenwart, des Kirchenkampfes, wie des Zusammenbruchs von 1945 gnädig erhalten. Als der Osten überrannt wurde und alles zusammenbrach, blieb unsere Kirche bestehen und kam zu einem Wiederaufbau, wie er in dieser Weise keiner der Gliedkirchen im Osten wieder zuteil wurde. Es wird die wunderbare Erfahrung der Kraft des Wortes Gottes erwähnt, die in der Anfechtung des Glaubens aufs Wort merken ließ und die in unseren Gemeinden in großem Maße Laien zu freudigem Dienst im Lektorenamt erweckte. Auch hierin ging die Erfahrung unserer Kirche über das Maß der Erfahrung anderer Kirchen hinaus, weil keine andere Kirche in einem solchen Ausmaß zu einer „Kirche der Lektoren“ geworden ist. An eine dritte geistliche Erfahrung wird in dem Synodalbeschuß erinnert. Das Flüchtlingsgeschick mit dem Verlust aller Habe und aller Sicherungen des Lebens wie die Heimatlosigkeit haben bei vielen Gemeindegliedern dazu geführt, daß sie unter der Verheißung des Wortes Gottes die Gabe der Fremdlings-

schaft erkannten, ein Pilgrim auf Erden und zugleich ein Bürger Gottes zu sein. So wurde die Berufung des Christen, unterwegs zu sein und die ewige Stadt Gottes zu suchen, neu erkannt. Die besondere Schwere und das große Ausmaß des Geschickes, das mit dem Auszug von fast zwei Millionen Gemeindegliedern über unsere Kirche hereinbrach, stellt geistlich gesehen zugleich — und das ist die besondere Erfahrung, die sicherlich auch andere Ausgeheimatete aus dem Osten gemacht haben, eine besondere Gnadengabe dar, die ihre Bedeutung über die Erfahrung des Einzelnen und unserer Kirche hinaus für die ganze Christenheit in Deutschland hat.

Diese Erfahrungen, die in der Schlesischen Kirche größtenteils gemeinsam in den Gemeinden bis in unsere Tage gemacht worden sind, stellen über die äußere Kircheng Zugehörigkeit hinaus ein geistliches Band dar, ja einen geistlichen Tatbestand, der den Glauben Unzähliger in besonderer Weise bereichert und geprägt hat. Sollte nicht die Erinnerung an das, was Gott an uns als seiner Kirche und an ihren Gliedern getan hat, zu dem Lobe Gottes gehören, daß wir ihm durch Jesus Christus darzubringen schuldig sind und zugleich zur Glaubensstärkung dienen mitten in den großen Nöten, die uns heute in Ost und West getroffen haben? Was der Herr der Kirche dann aus dieser unserer Erfahrung für andere Kirchen und ihre Glieder machen wird, ob er das Zeugnis dieser unserer Erfahrung zur Erweckung und Erneuerung seiner Gemeinde auch in anderen Landeskirchen gebrauchen wird, das können wir nur ihm anbefehlen. Wir müßten es jedenfalls in unserer Kirche als Undankbarkeit gegen Gott und Untreue gegen unsere Brüder und Schwestern ansehen, wenn wir dieses geistliche Band nicht festhielten und pflegten, das uns in unserer Kirche unverdient als Geschenk Gottes zuteil geworden ist.

Hinzu kommt noch ein zweiter Grund, der, weil oben erwähnt, hier nur kurz angedeutet zu werden braucht. Die besondere seelische Lage in der sich die Gemeindeglieder aus dem Osten heute unter völlig veränderten Verhältnissen oft in besonderer äußerer und innerer Not befinden, erfordert um der Liebe willen, ihnen in besonderer Weise mit dem Troste des Wortes Gottes und der Tat der Liebe zu dienen. Hierzu aber ist auch die Heimatkirche darum besonders berufen, weil sie wie niemand sonst die früheren äußeren und inneren Lebensverhältnisse dieser Gemeindeglieder kennt und daher auch ein besonderes Verständnis für ihre gegenwärtige Lage haben dürfte.

Daher hat die Synode ihre brüderliche Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe mit den aus der Schlesischen Kirche ausgeheimateten und zerstreuten Gemeindegliedern bezeugt. Als Aufgabe an diesen Gemeindegliedern hat sie Folgendes erkannt: Den **B e s u c h s d i e n s t** an den zerstreuten Schlesiern. Er wird einerseits von den in der „Ge-

meinschaft Evangelischer Schlesier“ zusammengeschlossenen Pfarrern und Laien in den einzelnen Landeskirchen ausgeübt. Bei Pfarrkonventen ehemaliger schlesischer Pfarrer in den einzelnen Kirchengebieten soll über die gemeinsame Aufgabe an den ausgesiedelten schlesischen Gemeindegliedern beraten werden. Durch besondere Gottesdienste für Ausgeheimatete aus unserer Kirche wie aus den anderen Ostkirchen, die möglichst gemeinsam mit den eingewanderten Gemeindegliedern gehalten werden sollen, wird dieser Besuchsdienst wahrgenommen. So sind unsererseits Besuchsreisen in den Landeskirchen von Hannover, Hessen-Kassel, Rheinprovinz und Westfalen durchgeführt worden.

Als zweite Aufgabe sieht die Synode die, den zerstreuten evangelischen Schlesiern behilflich zu sein, daß sie die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe auch in ihren neuen Gemeinden und Landeskirchen finden. Dazu bedarf es der Fühlungnahme mit den anderen Landeskirchen und zwar in der Richtung, daß die aus ihren östlichen Heimatkirchen ausgesiedelten Gemeindeglieder in ihren neuen Landeskirchen eine neue kirchliche Heimat finden möchten. Das bedeutet kein Mißtrauen gegen die Kirchenleitungen dieser Kirchen, als wären sie nicht selbst auf dieses Ziel bedacht. Aber es bedeutet die Bitte an sie zu gemeinsamer Arbeit an einer Aufgabe, zu der die Heimatkirche auf Grund ihrer Erfahrung und ihrer Verbindung mit ihren ausgeheimateten, ehemaligen Gliedern einen Beitrag zu leisten bereit ist. Wo der Leitung der Heimatkirche Anliegen hinsichtlich der Versorgung von Gemeindegliedern mit Wort und Sakrament bekannt werden, wird sie diese an die zuständige Kirchenleitung weitergeben. Wo die Fremdheit des anderen Kirchentums die Gemeindeglieder der Ostkirchen hemmt oder hindert, sich freudig am gottesdienstlichen Leben zu beteiligen, dürfte die Leitung der Heimatgemeinde in der Lage sein, Wege zur Überwindung solcher Fremdheit zu weisen und das Vertrauen der ausgeheimateten Gemeindeglieder zu ihrer neuen Landeskirche zu stärken.

Die dritte Aufgabe die in diesem Zusammenhange vor den Heimatkirchen des Ostens steht, ist die ständige Weiterarbeit an den Fragen, die sich aus der Verdrängung so vieler Gemeindeglieder aus ihrer Heimat für ihre kirchliche Versorgung, Sammlung und Tröstung ergeben, wobei ihre besondere kirchliche Herkunft zu berücksichtigen ist. Diese Frage kann nur in Gemeinschaft mit den anderen Landeskirchen und mit den Vertretungen der aus dem Osten Ausgeheimateten, den Hilfskomitees, bearbeitet und geklärt werden.

Mit diesem Wege, der hier von der Kirche für ihre ausgeheimateten Gemeindeglieder durch die Synode der Schlesischen Kirche vorgezeichnet worden und beschritten ist, meinen wir nicht, die Lösung aller mit

dem Flüchtlingsproblem zusammenhängenden Fragen gefunden zu haben. Wir meinen jedoch einen Weg zu sehen, wie aus kirchlicher Verantwortung den aus dem Osten verdrängten Gemeindegliedern geholfen wird, die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe auf dem Boden unserer Evangelischen Kirche zu finden, ohne die Christenmenschen nicht recht leben können. Mit dieser Entscheidung, daß die Heimatkirche in den besonderen Fragen und Anliegen ihrer ausgeheimateten Glieder eine Mittlerstellung einnehmen soll zwischen ihnen und den Leitungen der neuen Landeskirchen, ist, wie wir glauben, ein verheißungsvoller Weg besritten.

Der von der Schlesischen Synode gefaßte Beschluß über die Verantwortung der Kirche für die von ihr getrennten Glieder schließt mit den Worten: „Zu besonderem Dank gegen den Herrn der Kirche bewegt uns alle brüderliche Hilfe, welche die Landeskirchen, die Organe des Hilfswerks und die Ökumene unseren vertriebenen Brüdern und Schwestern haben zuteil werden lassen. Gott, der Herr, erwecke allenthalben in der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland ein Offensein für die besonderen Anliegen der Glieder aus den verdrängten Kirchen und helfe dazu, daß die durch die Not bewirkte Begegnung der Kirchen der Einheit der Evangelischen Kirche in Deutschland diene.“

*Ernst Hornig*

## Zur Psychologie des Ostpfarrers<sup>1)</sup>

Es ist nicht das erste Mal, daß Pfarrer aus dem Osten ihre Heimat verlassen und fremde Straßen ziehen mußten. Als Johann Heermann sein Exulantenlied: Traure nicht zu sehr, o frommer Christ, der Du jetzt und im Elend bist, muß jetzt fremde Straßen . . . dichtete, hatte er die Gemeinden und Pfarrer vor Augen, die in der Zeit der Gegenreformation um des Glaubens willen ihre schlesische Heimat verlassen mußten. Es ist im Raum der westlichen Kirchen viel zu wenig bekannt, daß nicht bloß Hugenotten, Waldenser und Salzburger den tragischen Konflikt „Glaube und Heimat“ durchmachen mußten, sondern fast eine Viertelmillion Evangelische allein aus Schlesien im 17. Jahrhundert die Heimat verließen, um in der Fremde ungestört ihres Glaubens leben zu dürfen. Etwa 150 000 Siedler aus dem Westen hatten im Mittelalter Schlesien bevölkert, etwa 200 000 sind 300 Jahre später infolge der Glaubenskämpfe ausgewandert, unter ihnen an 1000 Pfarrer. In den schlesischen Predigerverzeichnissen findet sich immer wieder hinter den Namen das Wort: exul, ähnlich wie in der alten Kirche das Wort martyr. Die Geschichte dieser Exulantenpfarrer des 17. Jahrhunderts (ihr Weg in die Fremde und ihre späteren Schicksale) ist noch nicht geschrieben, wäre aber eine interessante und dringende notwendige Aufgabe der Kirchengeschichte. Vielleicht würden wir dabei manchen wertvollen Einblick nicht bloß in ihre äußeren sondern auch in ihre inneren seelischen Erlebnisse gewinnen. Die Psyche des Exulantenpfarrers würde uns deutlicher werden.

Um so wichtiger ist es, daß wir schon heute versuchen, die Seele des Ostpfarrers unserer Tage ein wenig kennen und verstehen zu lernen. Viele Mißverständnisse und Spannungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, zwischen Ostpfarrern und bodenständigen Amtsbrüdern stammen letzten Endes nur daher, daß man sich im Tiefsten noch nicht kennt und versteht. Vor kurzem bekam ein Ostpfarrer, der in die Ostzone verschlagen wurde, Besuch. Der Fremde begrüßte ihn mit den Worten: „Du kennst mich wohl nicht mehr!“ Nein, er kannte ihn wirklich nicht mehr — seinen eigenen Bruder. Sie hatten sich fast 20 Jahre nicht gesehen, und waren beide darüber älter und grau geworden. So möchte ich sagen, die Ostpfarrer und die Einheimischen

<sup>1)</sup> Nach einem Vortrag, den ich mehrfach in schwäbischen Amtsbrüderkreisen gehalten habe. Der Schriftsatz wahrt hier und da diese persönliche Note.

sind Brüder unter dem gleichen Herrn und am gleichen Werk, sie haben aber ganz verschiedene Schicksale gehabt, sind ganz verschieden geführt worden, haben verschiedenartigen Kirchen gedient und in weiter Ferne voneinander gelebt. Nun braucht es Zeit bis sie sich als Brüder wiedererkennen und verstehen. Alles, was ich heute sage, soll zu nichts anderem dienen, als daß man sich von beiden Seiten besser verstehen lernt und dadurch die Quelle zu vielen Mißverständnissen, Zusammenstößen und ungerechten Urteilen verstopft wird. Ich will gleichsam die Tür zu unseren innersten Empfindungen und Herzensregungen auftun und die einheimischen Amtsbrüder in unsere Psyche hineinsehen lassen, damit wir immer mehr das werden, was wir im Grunde sind: Brüder!

Dabei bitte ich zu beachten, daß das Thema nicht lautet: Die Psychologie des Ostpfarrers, sondern: Zur Psychologie des Ostpfarrers. Das ist eine ganz bewußte Beschränkung. Wieviel Unheil ist dadurch angerichtet worden, daß sogenannte Weltreisende, die sich einige Wochen oder Monate im Orient oder Afrika aufgehalten haben, es wagen dicke Bücher über die Psyche der dortigen Völker und Religionen zu schreiben. Das Bild, das sie gaben, haftete nur an der Oberfläche und war daher ein völlig schiefes. Wie lächerlich wirken heute oft die Berichte und Vorträge von Deutschen, die einige Wochen in Amerika zu Besuch waren, mit ihren allgemeinen Behauptungen über die Psyche und das Seelenleben der Amerikaner oder auch umgekehrt. Wir haben uns leider zu sehr an vorschnelles Urteilen gewöhnt und gehen deshalb an der eigentlichen Seele des anderen vorüber. Ich bin jetzt das achte Jahr im Schwabenland, aber je länger ich hier bin, desto weniger wage ich über die Seele des Schwaben ein letztes Urteil abzugeben.

Über die Psychologie der Flüchtlinge — und der Ostpfarrer gehört mit zu ihnen — ist schon sehr viel geschrieben worden: Gutes und Böses, Zutreffendes und Märchenhaftes. Das Flüchtlingsproblem ist ein Weltproblem und umfaßt etwa 100 Millionen Menschen (einschließlich Ostasien). Wer will es wagen, die Psychologie der Flüchtlinge zu schreiben? Für das deutsche Gebiet nenne ich aus der Fülle der Literatur nur drei Schriften; die aber sehr empfehlenswert sind: Dr. Hans March: Der Mensch als Evakuierter (christlicher Zeit-schriftenverlag 1948); E. van Randenbogh: Arme und Reiche begegnen einander (Furche-Verlag); Schlehdon: Der Flüchtling Du Chêne (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1947).

Außerdem verstehen zwei Filme, die ganze äußere und innere Not der Flüchtlinge packend und eindrucksvoll vor Augen zu führen: „Grün ist die Heide“ und „Der fallende Stern“. Diese beiden Filme machen die Gefahr des inneren „Abgleitens“ der Flüchtlinge und ihr

vergebliches sich-Wehren auf der einen Seite, und das Unverständnis der „Gesicherten“ auf der anderen Seite, ohne zu verletzen, aber doch mit innerer Erschütterung deutlich. Wenn ich noch zwei Persönlichkeiten nennen sollte, die für mein Urteil das Beste zu unserem Thema gesagt haben, so nenne ich Pfarrer Prof. D. G i r g e n s o h n, den Sprecher der einstigen Ostkirchen im Ostkirchenausschuß, und Staatssekretär S c h r e i b e r vom Flüchtlingsministerium in Bonn. Letzterer hat auf einer Tagung für Flüchtlingswesen in Bad Boll, März 1952, mit einem feinen Verständnis und an Hand eines überzeugenden Materials die Wirtschaftsnot und doch zugleich den Wirtschaftswert der Ostvertriebenen im Raum des Bundesgebietes deutlich gemacht: Sie tragen den Hauptanteil an den schlecht bezahltesten Diensten — an der Arbeitslosigkeit und an der Wohnungsnot.

Wir haben es bei unserem Thema also nicht mit dem umfassenden Gesamtkomplex zu tun. Wir maßen uns auch nicht an, die Psychologie des Ostpfarrers eindeutig erschöpfend darzustellen, sondern greifen ganz bestimmte Punkte heraus, die uns auf der Seele liegen. Dabei schalten wir sämtliche Wirtschaftsfragen und organisatorische Probleme, die um die Eingliederung gehen, aus. Wir dürfen das auch deshalb tun, weil die meisten dieser Fragen grundsätzlich erledigt sind, wenn auch im Praktischen hier und da noch eine Reihe von Wünschen bleiben. Mit fünf Sätzen möchte ich in die Seele des Ostpfarrers hineinleuchten und damit ein besseres Verständnis für ihn wecken.

### *1. Unser Herz blutet um eine sterbende Kirche!*

Wer schon am Sterbebett seiner Mutter gestanden hat, der weiß, was das bedeutet. Welch eine Fülle von Gnade Gottes von segnenden Worten und Erinnerungen, von Liebe, wie wir sie so selbstlos nicht mehr wiederfinden, in jener Stunde uns verloren geht. Was uns die Mutter war, wird uns am Grabe meist deutlicher als im Leben. Eine Stiefmutter kann es, auch beim besten Willen, nie ganz ersetzen. Und nun sagt Martin Luther: Die Kirche ist unser aller Mutter — und zwar nicht nur die große allgemeine unsichtbare Kirche, sondern gerade die sichtbare Einzelkirche, in der wir geboren sind, leben und dienen. Dieser schwäbischen, schlesischen, baltischen Kirche verdanken wir das erste Gebet, das Wort von Christus, den Ruf zum lebendigen Glauben. Dieser Kirche gehört unser Herz und es blutet, wenn diese Kirche am Sterben ist.

Es gehört zu dem Rätselhaftesten und Bedrückendsten in der Weltgeschichte, daß es sterbende Kirchen gibt. Wo sind die einstmals blühenden Kirchen von Kleinasien und Nordafrika hin? Luther hat diese Not stark empfunden, und gibt ihr in seiner Schrift: An die Rats-

herren 1524 erschütternden Ausdruck: Hin ist hin, nun haben sie den Türken, nun haben sie den Papst! Es gehört zu den großen Dramen der modernen Kirchengeschichte, daß es von neuem in unseren Tagen sterbende Kirchen gibt. Die Christenheit des Westens hat es vielleicht nie so stark empfunden wie wir im Osten: Wo sind die Lutherischen Kirchen hin in Rußland? im Baltenland? und nun jenseits der Oder-Neiße-Linie? Man kann auch das Problem nicht ohne weiteres im jüdischen Sinne lösen: Sie empfangen nur, was ihre Taten wert sind! Gewiß sind vor Gott alle Menschen und auch alle Kirchen schuldig, die im Osten und die im Westen. Aber die Lösung: Jene sind sündig, diese sind bewährt, ist unmöglich, besonders dann unmöglich, wenn es keine toten Kirchen waren, sondern lebendige Kirchen mit einer reichen gesegneten Geschichte und mit einem reichen inneren Leben. Ich nenne nur einige Stichworte: Theodor Zöckler in Stanislaw (Galizien) — Mutter Eva und ihr Friedenshort in Oberschlesien — die Generalsuperintendenten Hesekeel und Blau in der Diaspora in Posen! Ist es nicht rätselhaft, diese lebendigen Kirchen sind gestorben oder am Erlöschen und so manche tote norddeutsche Kirche lebt weiter? Ist es nicht rätselhaft, die Kirche des unkirchlichen Vorpommern ist uns erhalten geblieben und die von der Erweckungsbewegung befruchtete Kirche Hinter-Pommerns ist ausgelöscht? Nein, jene Lösung des Rätsels nach der Altjüdischen Formel: „Was haben jene getan, daß sie das erlitten haben?“ ist unmöglich. Mir scheint eine Lösung überhaupt nur von eschatologischer Schau gegeben zu sein. Man bedenke z. B. die Möglichkeit, daß dies eschatologische Geschehen weitergeht und das große Sterben der Kirchen vom Osten aus hinübergreift nach dem Westen. Man denke einmal, daß auch die Schwäbische Kirche mit all ihren Einrichtungen, Segnungen und Werten weggeschwemmt und ausgelöscht wird. Das gäbe eine Wunde, die der unsrigen ähnlich ist, die auch nicht so schnell heilt. Unser Herz blutet um eine sterbende Kirche, und wir kommen, von der uns bedrängenden Frage einfach nicht los: Ist es schon Totensonntag? — oder ist es Karfreitag, dem ein Ostern folgt?

## *2. Wir Ostpfarrer sind zwischen zwei Gemeinden hin- und hergerissen*

Eine von diesen Gemeinden ist die sichtbare, die neue, der wir jetzt zugeteilt sind, der unsere Arbeit, Kraft und Dienst jetzt gehört — die andere Gemeinde ist unsere alte aus der Heimat, die jetzt in ganz Deutschland zerstreut ist, und dadurch für uns z. Zt. unsichtbar und doch sehr fühlbar nahe. Es ist nicht so wie bei einem gewöhnlichen Pfarramtswechsel, da gilt die Regel für den Pfarrer: Halte dich an

deine neue Gemeinde und laß die alte deinem Nachfolger! Viel Spannungen sind ja nur dadurch gekommen, daß der alte Pfarrer seine alte Gemeinde nicht lassen wollte. Ich erinnere an die zeitweilige Spannung zwischen zwei so tüchtigen Pfarrern wie Barth und Blumhardt in Möttlingen. Ja, wenn wir Ostpfarrer Nachfolger hätten! Trotz alles Hinweises und Mahnens an unsere alten Gemeindeglieder: Haltet Euch an Eure neuen Pfarrer und Seelsorger! bekommen wir hundertfach zur Antwort: Das ist uns unmöglich! Äußerlich unmöglich, weil viele unserer alten Gemeindeglieder in der Diaspora leben, weitab vom Pfarrort und Kirchort, wo sie nur ganz wenige Male vom neuen Seelsorger besucht werden und manchmal auch das nicht. Viele von ihnen sind auch in ganz unkirchliche Verhältnisse hineingeraten, wo von Einzelseelsorge überhaupt keine Rede ist. Aber auch innerlich unmöglich! Unsere alten Gemeindeglieder fühlen sich von ihren neuen Pfarrern oftmals im letzten Grunde nicht verstanden. Das liegt sowohl an der anderen Art, wie an der Tatsache, daß der neue Pfarrer nicht aus dem gleichen Erleben herkommt. Letzten Endes geht es beim Seelsorger wie beim Arzt um das ganz persönliche Vertrauen. Wo dieses fehlt, kann man nichts erzwingen.

So ist es verständlich, daß die alten Gemeinden krampfhaft nach ihrem alten Seelsorger suchen und immer wieder um ein Wort des Trostes, der Weisung, des Rates und der praktischen Hilfe bitten. Wir können und dürfen ihnen diesen Dienst der Liebe nicht versagen. Es geht uns wie der ausgewiesenen Hagar: „Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben . . . (1. Mos. 21, 16). So dienen wir Ostpfarrer wohl unseren neuen Gemeinden mit ganzer Kraft und Hingabe. Wir haben aber auch eine Kartothek unserer alten Gemeindeglieder und grüßen sie ab und zu, vor allem bei besonderen Anlässen mit unseren Rundbriefen. Tun wir das nicht, dann wird die Gefahr, die schon jetzt akut ist, noch viel größer, daß die Gemeindeglieder aus dem Osten sich allmählich von der Kirche verlieren und entweder zu Sekten abwandern oder sich verbittert zu Nihilisten radikalisieren und von extremen politischen Bewegungen eingefangen werden.

Vielleicht empfinden die jungen Ostpfarrer diese Aufgabe an den alten Gemeinden nicht so stark und brennend, wie die älteren, die wir 10, 20 und 30 Jahre schon im Amte standen. Vor allem die jungen Pfarrer nicht, die im Osten noch keine eigene Gemeinde gehabt haben, sondern erst im Westen ins erste Amt und in die erste Liebe gekommen sind. Aber wir älteren Ostpfarrer stehen eben in einer notvollen Situation und diese innere Not kann uns niemand abnehmen: Wir Ostpfarrer sind zwischen zwei Gemeinden hin- und hergerissen. Von diesem Dienst der Barmherzigkeit kann und darf uns auch niemand entbinden.

### 3. *Wir fühlen auch im Raum der Kirche eine relative seelische Heimatlosigkeit*

Hier ist eine sehr wunde Stelle bei allen Flüchtlingen, einschließlich der Ostpfarrer. An dieser Stelle bleiben wir oft unverstanden. Es steckt gleichwohl in jenem Satz gar keine Spitze oder Abwertung gegenüber anderen Kirchen und kirchlichen Formen, sondern eine für uns leidvolle und notvolle Tatsache. Das Wort Heimat und Heimat-Kirche birgt eben, wie Girgensohn einmal mit Recht sagt, etwas Einmaliges in sich, was durch nichts ersetzt werden kann.

Vor kurzem war in einem Pfarrort unseres jetzigen schwäbischen Kirchenkreises die Einweihung der durch den Krieg zerstörten Kirche. Der Bürgermeister des Ortes sagte in seiner Rede: „Als wir 1945 unsere Kirche verloren, verloren wir ein Stück seelischer Heimat. Wir waren zu Gäste in der Schule, im Rathaussaal und in der Nachbargemeinde, aber ganz zu Hause haben wir uns dort nie gefühlt. Heute haben wir unsere eigene Kirche wieder, jetzt sind wir nicht mehr zu Gast, sondern endlich wieder daheim.“ Von hier aus bitte ich unseren Satz zu verstehen: Wir fühlen auch im Raum der Kirche eine relative seelische Heimatlosigkeit.

Uns liegt deshalb so sehr an diesem Satz, weil uns von verschiedensten Seiten öffentlich und privat, auch von Prominenten der Kirche immer wieder zugerufen wird: Was wollt Ihr eigentlich? Ihr habt doch auch in der neuen Heimat und neuen Kirche Jesus Christus, das Wort Gottes, die Sakramente, — und wo diese sind, da ist doch ‚Heimat der Seele‘. Haltet euch doch an Paulus: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was da vorne ist . . .“. Für Euch gibt es nur eine Losung: Eingliederung! Gliedert Euch in die neue Kirche ein! Wir können zu diesem freundlich und gut gemeinten Zuruf nur antworten: Sic et non! Jawohl, es liegt eine große Wahrheit in diesen Worten, wenn sie gegen eine falsche Sentimentalität gerichtet sind, oder gegen eine Vergoldung und Vergötzung der Vergangenheit, wie sie de facto nie bestanden hat, oder wenn sie unter kirchlichem Decknamen nur völkische Ziele und Interessen vertritt. Darum haben wir auch in unseren Briefen, Rundbriefen und Flüchtlingsgottesdiensten immer wieder betont, und betonen es noch immer: Lebt nicht bloß in der Vergangenheit, lebt den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft! Steht nicht abseits vom kirchlichen Leben eurer Gemeinde, sondern macht mit, und schaltet euch mit euren Glaubens- und Gebetskräften und Erfahrungen in sie ein!

Allein, das ist nur die e i n e Seite. Denn wenn jener Zuruf bedeuten soll, laßt alles fahren, was ihr an kirchlicher Tradition, an Lebensstil

und Werten mitgebracht habt, was Euch von Kind auf lieb und wert und heilig geworden ist — laßt das alles fahren und werft es zum alten Eisen als unnötigen Ballast! —, dann kann unsere Antwort nur ein klares und festes Nein sein. Dann bitte ich zu verstehen, wir spüren auch im Raum der Kirche eine relative — wohlverstanden relative, nicht absolute! — Heimatlosigkeit.

Ganz gewiß haben wir auch in der neuen Kirche Christus, Wort Gottes und Sakrament und damit die ewige Heimat; das ist biblisch und dogmatisch ganz richtig und ist unser Trost in allem Leid. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, was Joh. 1, 14 steht: „Das Wort ward Fleisch . . .“ Christus wurde Mensch, er kam ganz und gar in unsere Mitte, unter das jüdische Gesetz, er nahm unsere Gestalt, Fleisch und Blut an. Das bedeutet für uns: Gottes Wort gibt es niemals in absoluter und abstrakter Reinheit; es nimmt jedesmal in einer Kirche Fleisch und Blut an und in jeder Kirche in ganz besonderer Weise. Das Kind ist von den Windeln, in denen es liegt, und in denen wir es kennen und lieben gelernt haben, nicht zu trennen, für den einfachen Christen noch viel weniger als für den Theologen. Diese Windeln, diese äußeren kirchlichen Formen sind eben für unser seelisches Leben nicht gleichgültig, sondern wirklich das Leinen, darin Christus für uns liegt. Ich brauche hier nur an das bekannte Wort des schwäbischen Prälaten Öttinger zu erinnern: Leiblichkeit ist das Ziel aller Wege Gottes, und nicht bloß das Ziel, sondern auch der Weg, auf dem Gott zu uns kommt und unser Herz berührt. Von hier aus gesehen, fordert man von uns mit dem Gebot der restlosen Eingliederung nicht mehr und nicht weniger als eine seelische Vergewaltigung.

Ich darf auf einige kirchengeschichtliche Erinnerungen hinweisen:

Das Wort „Eingliederung“ besitzt nun einmal seit den Erlebnissen des Kirchenkampfes im Dritten Reich einen bösen Beigeschmack. Aber davon will ich nicht reden, dagegen die Frage stellen: Ist das nicht eine Erkenntnis der modernen Mission und gerade der deutschen Mission, daß die Missionskirchen nicht einfach einem abendländischen Kirchentyp — er mag heißen, wie er will: lutherisch oder reformiert oder angelsächsisch — eingegliedert werden dürfen, sondern sie sollen ihren eigenen, ihrem Wesen entsprechenden Kirchentyp finden und entfalten? Will man das, was man den Missionskirchen selbstverständlich gewährt und gewähren muß, den Gemeinden aus dem Osten versagen? Man verstehe mich nicht falsch. Unsere Ostflüchtlinge sollen sich in den neuen Kirchen einleben, sie sollen und werden sich auch mit der Zeit angewöhnen und manches anfangs Abstoßende und Fremdartige wird sich mildern, aber man überfordere sie nicht! Man

verlange nicht, daß sie über Nacht verbrennen und zum alten Eisen werfen, was ihnen jahrzehntelang und ihren Kirchen jahrhundertlang lieb und teuer war. Man gebe ihnen Raum und Zeit genug, ihre alten lieben Sitten und Gebräuche in besonderen Gottesdiensten und Feiern festzuhalten. Das erscheint uns ein notwendiges Gebot der christlichen Liebe. Je mehr und lieber man hier den Gemeinden aus dem Osten entgegen kommt, desto eher und mehr werden diese ihre neue Kirche lieb gewinnen und sich in sie einleben.

Ich füge eine kirchengeschichtliche Erinnerung aus meiner Heimat an. Seit der Reformationszeit gab es in Schlesien slawisch-evangelische Gemeinden. Unsere Kirche ertrug nicht nur ihre Sonderart und Sondergottesdienste, sondern pflegte sie und erfreute sich an diesem Reichtum. Im Lauf von vier Jahrhunderten wurde die Zahl dieser Gemeinden immer geringer, die Alten starben aus und die Jungen richteten sich wie von selbst in die Deutsche evangelische Kirchenart ein; aber es geschah keine Vergewaltigung, sondern man hatte Geduld und ließ viel Zeit. Daran stirbt eine Kirche nicht, wenn sie um der Liebe willen Raum läßt für andere Art und Sitte, aber daran stirbt eine Kirche, wenn sie um der gesetzlichen Ordnung willen, die Liebe verletzt und die Seelen vergewaltigt.

Wir dürfen auch einige ganz praktische Gesichtspunkte nicht übersehen. Man bedenke das Schlagwort „Eingliederung“ in ganz unkirchlichen Gegenden! Wohinein sollen sich da die Flüchtlinge eingliedern? Wir wissen von Pfarrorten Norddeutschlands, wo im Gottesdienst 80, ja 90 Prozent Flüchtlinge sitzen, und wo die dortigen Geistlichen dankbar sind, endlich wieder eine Gemeinde vor sich zu haben. Aber diese Flüchtlinge, die dort das Leben tragen, werden gezwungen, sich nach dem fremden Ritus derer zu richten, die überhaupt nicht da sind. Oder man bedenke die innere Not der Flüchtlinge, die schon mehrfach ihren Platz wechseln mußten und von Land zu Land abgeschoben wurden: Von Schleswig-Holstein nach Hannover oder Rheinland und von dort nach Bayern oder Württemberg, nach Hessen oder Baden. Jedesmal finden sie einen anderen Kirchentyp, ein anderes Gesangbuch, ja ein anderes Vater-unser vor. Jedesmal sollen sie sich nun eingliedern. Das bedeutet aber am Ende die Seele und die in ihr liegenden seelischen Werte töten und ersticken. Auf der Boller Konferenz im März 1952 hat ein Vertreter des Staates den Satz geprägt: „Die gesamte Ostbevölkerung steht aus ganz bestimmten und begründeten wirtschaftlichen und sozialen Nöten vor einer Radikalisierung und Bolschewisierung. Die Kirche und die kirchliche Tradition, die sie mitbringen, ist das einzige Bollwerk

dagegen. Wer ihnen ihre Kirche und kirchlichen Sitten nimmt, nimmt ihnen zugleich den seelischen Halt und ist schuld an ihrer Radikalisierung“ Ähnlich spricht sich einmal Girgensohn aus: „In den Massen der Flüchtlinge liegt eine unberechenbare Dynamik, die sie jedem gewissenlosen Akteur in die Hände treiben kann, wenn man ihnen nicht wirtschaftlich, sozial und seelisch gerecht wird.“ Ich fürchte diese inneren Zusammenhänge und Konsequenzen sind vielen Menschen im Westen, auch im Raum der westlichen Kirchen, noch nicht aufgegangen. Es war weitblickend und wohltuend, kürzlich aus dem Munde eines westdeutschen Kirchenmannes zu hören: „Wir glaubten bisher, einzelnen Christen und Gemeindegliedern in den Flüchtlingen zu begegnen, und haben zu spät erkannt: wir begegnen in den einzelnen Gemeindegliedern und Pfarrern ganzen, geschlossenen und in ihrer Eigenart wertvollen und reichen Kirchen! Kurz und gut, die laute Forderung: restlose Eingliederung! ist zu einfach und zu einseitig und erzielt nur das Gegenteil: Versteifung und Verhärtung. Mit dem allein soll keine Klage und Anklage erhoben werden, sondern nur offen wie in einer Beichte ausgesprochen werden, was uns Ostpfarrer und Ostgemeinden täglich und noch öfter in der Nacht umtreibt. Unsere kirchlichen Stiefmütter meinen es herzlich gut mit uns, und wir schulden ihnen dafür viel Dank. Aber unsere eigentliche Mutter können sie uns nicht ersetzen, und wir bitten sie zu verstehen, daß wir auch im Raum der Kirche eine relative, seelische Heimatlosigkeit fühlen. Ich glaube, es würde den Pfarrern und Gemeinden aus dem Westen und Süden in gleicher Lage ganz ähnlich ergehen.“

#### *4. Eine gegenseitige fruchtbare Begegnung von Ost und West ist uns ein wirklich dringendes Anliegen*

Auf der schon genannten Boller Tagung hielt Prälat Dr. Eichele (Ulm) das Eingangsreferat: „Die Kraft der Begegnung.“ Er führte darin aus, daß der Mensch nicht gut tue, immer allein zu sein. Wir brauchen den anderen, vor allem auch gerade den anderen der anders ist als wir. Wir brauchen ihn zur Bereicherung unseres eigenen Wesens. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern genau so für Familie, Kommune, Volk und auch für die Kirche. Sonst ist die Gefahr einer geistigen und geistlichen Inzucht zu groß. In dem Durcheinander der Völker und Kirchen von heute steckt also nicht nur die Gefahr des Chaos, sondern auch die Möglichkeit, eine gottgeschenkte und gottgewollte Möglichkeit zur gegenseitigen Bereicherung. Solch eine fruchtbare Begegnung ist uns ein wirkliches Anliegen.

Ich darf erst einmal von uns Ostpfarrern sprechen. Dieses Herausgerissenwerden aus der Heimat. Dieses Hineingestelltwerden in ganz andere Gegenden und Kirchen hat unseren Gesichtskreis und unsere kirchliche Schau ungemein erweitert. In der Altpreußischen Union waren wir freilich vor geistiger Inzucht genugsam bewahrt. Die schlesische Kirche, bis 1740 im Habsburger Land isoliert, hat sich seitdem in die große preußische Kirche eingelebt. Die gemeinsame Verwaltungsspitze des Oberkirchenrates, die gemeinsame Generalsynode von acht Kirchenprovinzen, der ständige Austausch der Professoren und Generalintendanten und schon der Kandidaten in den Predigerseminaren gab einen größeren Weitblick als man ihn sonst in einer kleinen begrenzten Landeskirche finden konnte. Dennoch war es eine große Bereicherung, daß wir ab 1945 viel tiefer als früher in das Wesen und Leben anderer Landeskirchen hineinsehen durften, und ich glaube, diese Begegnung ist für uns aus dem Osten eine fruchtbare gewesen. Ich darf einmal ganz persönlich werden. Ich nenne bestimmte Dinge, die mich hier in der schwäbischen Kirche bereichert haben und die ich gern nach Hause mitnehmen würde, wenn uns Gottes Gnade eine Heimkehr schenkt: Da ist das regelmäßige stille Gebet im Gottesdienst — da sind besondere württembergische Lieder (nicht bloß von Hiller!) — da ist der Reichtum an württembergischen Glaubenszeugen, ich weise ausdrücklich auf das Sammelwerk „Vätersegen“ hin, das der Altpietistische Gemeinschaftsverband herausgegeben hat — da ist die ganze eschatologische Haltung der schwäbischen Frömmigkeit. Nicht so, als ob wir im Osten kein Glaubensbekenntnis: „Von dannen er wiederkommen wird“ gehabt hätten; aber so, daß die vielen brennenden Fragen, die mit dem Glaubensbekenntnis zusammenhängen, hier im Schwabenland viel mehr als im allgemeinen im Osten die Frömmigkeit und den Glauben der Gemeinden bewegen und lebendig erhalten. Vielleicht würden andere Ostpfarrer andere nennen; aber in jedem Falle: Wir würden bereichert nach Hause gehen.

Allein, nun ist es uns um eine gegenseitige fruchtbare Begegnung zu tun. Prälat Eichele meinte im erwähnten Referat: In der Zuwendung zum Neubürger wächst bei den Teilen etwas zu, und es wäre keine rechte Ehe, wenn nur ein Teil der Gebende wäre und der andere Teil der Empfangende bliebe. Wir Ostpfarrer sind von Herzen dankbar und aufgeschlossen für den besonderen Reichtum der Kirchen im Westen. Aber nicht wir, sondern Gott der Herr stellt die Frage: Ob nicht auch die Kirchen im Westen aufgeschlossen sein sollten für den Reichtum der Kirchen aus dem Osten? Es ist uns wirklich eine ernste Sorge um eine gegenseitige fruchtbare Begegnung, damit nicht auf der einen Seite das Gefühl kirchlicher Minderwertigkeit und auf der anderen eine kirchliche Satttheit und Selbstzufriedenheit entsteht. Gottes Ab-

sicht in der Begegnung von Ostpfarrern und Westpfarrern, von Ostkirchen und Westkirchen ist unzweifelhaft die gnädige Bereicherung von beiden Seiten. Darf ich einmal ganz persönlich meine individuelle Meinung, die ich aber begründen zu können glaube, aussprechen, in welchen Punkten ich eine Auflockerung und Bereicherung der schwäbischen Kirche durch den Osten für möglich und nötig halte? Da wäre einmal die Kenntnis der Ostkirchen und ihre reiche Geschichte. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir Ostpfarrer uns in die schwäbische Kirchengeschichte vertiefen, soweit wir sie noch gekannt haben, es würde aber das Zusammenleben zwischen Ost und West nicht weniger erleichtern, wenn auch unsere Amtsbrüder und die führenden Männer des Westens sich in die Geschichte des Ostens einlebten. Sie würden dann ihren Ostpfarrern mit viel neuem Verständnis unserer Seele und unserer Eigenart entgegenkommen. Es wäre wohl kein unrechter Vorschlag, wenn die Kirchen- und Gemeindeblätter des Westens je einen Abriß über die Eigenart der östlichen Kirchen bringen würden. Sodann könnte eine Bereicherung der westlichen Kirchen durch das von da mitgebrachte geistliche Lied- und Erbauungsgut geschehen. Auch der Osten hat seine geistigen Väter in Christo. Ich weise nur auf die Fülle der Liederdichter von dort her und auf die Namen Herberger, Moller, Heermann, Schmolck, Bogatzky, Woltersdorf, Hamann, Zöckler, Mutter Eva u. a. Was uns Ostpfarrern schließlich und vor allem nötig erscheint, wäre im Schwabenland eine Befruchtung durch die stärkere lutherische Tradition der Ostkirchen. Sie würde sich in einer Bereicherung der Liturgie, in einer stärkeren Betonung des Amtes und Bekenntnisses, auch in einer Dezentralisierung der Verwaltung auswirken, und dadurch ein guter Damm gegenüber der hiesigen Sektenflut werden. Ich versteife mich in keiner Weise auf diese Stücke, auch liegt mir alles geistige Aufdrängen und Abwerten fern. Aber es bleibt in jedem Falle die gegenseitige fruchtbare Begegnung und die Frage nach der Auflockerung die uns von Gott gestellte Aufgabe. Der schlesische Historiker Joseph Gottschalk schreibt am Schluß seines Aufsatzes: „Auswärtige auf dem Fürstbischöflichen Stuhl zu Breslau“: Zu allen Zeiten war es schwierig, sich in der Fremde durchzusetzen, immer wieder wandten sich die Domkapitel gegen Ausländer, aber es gelang auch Fremden, durch hervorragende Leistungen und vermittelnde Art sich die Achtung aller zu erringen . . . Schlesier wie Auswärtige blieben in der Fremde ihrer Heimat treu, verpflanzten aber heimische Sitten in die Fremde — und so gab es eine gegenseitige fruchtbare und bereichernde Begegnung.

Im 13. und 14. Jahrhundert war der große Zug der deutschen Siedler nach dem Osten. Aus den verschiedenen deutschen Gauen erwuchs ohne Kampf durch stillen gegenseitigen Austausch der Gaben und

Kräfte in unserer Heimat der neue schlesische Stamm. Sollte es nicht am Ende Gottes Weg sein, daß durch diese ungewollte, von anderen Mächten erzwungene schicksalhafte Begegnung von Ost und West, von Ostkirchen und Westkirchen ganz allmählich mit der Zeit und im Austausch der gegenseitigen Gaben und Kräfte eine neue, bereicherte evangelische Kirche heraus- und zusammenwächst?

*5. In uns Ostpfarrern lebt eine wirkliche Sorge um den deutschen und evangelischen Osten und damit um die deutsche Zukunft*

Man hat hier und da uns Ostpfarrern vorgeworfen: Wir seien zu stark völkisch beeinflusst. Demgegenüber möchte ich auf die völlig andere Existenz der Menschen und Kirchen im Osten hinweisen. Wir im Osten haben nie etwas gewußt von einer geruhsamen und gesicherten Existenz weder unseres Deutschtums noch unseres evangelischen Kirchentums. Wir lebten allezeit im Grenzland und auf Vorposten, d. h. allezeit auf der Wacht, und zwar in doppelter Hinsicht: Auf Vorposten am Rande des slawischen Meeres und auf Vorposten gegenüber anderem, vor allem katholischen Kirchentum. Katholisch und polnisch gilt dort ebenso eins wie evangelisch und deutsch. Ich darf einige Zahlen zur Beleuchtung hierher setzen. 1241 fällt der schlesische Herzog Heinrich II. und mit ihm der Hochmeister des deutschen Ordens auf der Walstatt bei Liegnitz in der Abwehr der mongolischen Horden. 1410 fallen viele schlesische Adlige und Ritter mit dem deutschen Hochmeister auf der Walstatt von Tannenberg. Im gleichen Menschenalter stehen Schlesien und vor allem die Hauptstadt Breslau im heftigsten Kampf gegen die Hussiten, d. h. gegen das vordringende Tschechentum. Im 16. und 17. Jahrhundert kämpfen wiederum schlesische Soldaten und Edelleute im Heer der Habsburger vor allem Prinz Eugens gegen die Türken, und an vielen Orten unserer Heimat läutete die Türkenglocke bis ins 20. Jahrhundert. Im 1. und nach dem 1. Weltkrieg wird der Stoß der Slawen (Russen und Polen) an Schlesiens Grenze noch zum Stehen gebracht, doch jetzt nach dem 2. Weltkrieg ging die Flut vom Osten über unsere Heimat hinweg. So hat es die ganzen Jahrhunderte über niemals eine bürgerliche und geruhsame Sicherheit für uns im Osten gegeben. Wir haben aber auch schwere Zeiten des besonderen Existenzkampfes um unser evangelisches Kirchentum durchgemacht. Fast 80, in Oberschlesien fast 120 Jahre waren weite Landesteile unserer Heimat entevangelisiert, d. h. ohne evangelisches Kirchentum, Pfarrhaus und Schule. Es war ein wirkliches Wunder Gottes, daß Friedrich der Große bei seinem Einzug in Schlesien 1740 noch ein weitgehend evangelisches Land vorfand. Die Bittbriefe

der evangelischen Gemeinden an ihn um die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses gehören zu dem ergreifendsten, was es gibt. Ich weiß nicht, ob heute unsere Elternhäuser den evangelischen Glauben und die evangelische Kindererziehung ohne jeden Rückhalt an Kirche und Pfarrer drei Menschenalter auch so tapfer und treu durchhalten würden wie unsere Väter und Vorväter von damals. Aus diesen Erfahrungen heraus ist es zu verstehen, daß in uns Ostpfarrern eine wirkliche Sorge um den deutschen und evangelischen Osten und damit um die deutsche Zukunft brennt.

Wir sehen mit ernster Sorge, wie seit 1918 die slawischen und katholischen Wogen immer höher gehen. Wir sehen mit Sorge, wie die Abwanderung aus der Ostzone immer mehr dem slawischen Nachwuchs Raum macht, und wie die Abwanderung aus dem überfüllten Westen nicht erst jetzt, sondern schon seit Jahrzehnten nach dem weitentfernten Amerika geht, statt wie im Mittelalter nach dem Osten, wo wir sie als Siedler und Bürger in den letzten hundert Jahren so bitter nötig gehabt hätten. Wir fürchten, daß der deutsche und evangelische Osten von vielen im Westen längst aufgegeben ist. Diese vielen ahnen gar nicht, daß das Slawentum schon jetzt nach dem Westen greift, und machen sich gar nicht klar, daß der deutsche Westen ohne den deutschen Osten auf die Dauer gar nicht selbständig leben kann und für ewige Zeiten eine Kolonie der anderen Westvölker werden würde. Sie sehen auch nicht in diesem Zusammenhang die Gefahr, daß ein Westdeutschland ohne Ostdeutschland ganz von selbst dem Einfluß Wittenbergs verloren geht und zur Domäne Roms werden muß.

Ein Volk braucht zum Leben und zur Entfaltung seiner Kräfte eine ausreichende und gesunde Existenzgrundlage. Dieser Existenzraum wurde durch die große Ostsiedlung des Mittelalters in gesunder und friedvoller Weise erweitert. Jetzt wird dem deutschen Volke seit 1945 der Existenzraum so eingeschränkt, daß für eine gesunde und freie Entfaltung seiner Kräfte keine Möglichkeit mehr bleibt. Aus dieser Schau heraus betonte Staatssekretär Schreiber in Bad Boll: ‚Wir dürfen um der Zukunft des ganzen Deutschlands willen nie den Osten aufgeben, und darum auch nie den Gedanken an eine Heimkehr unserer Ostvertriebenen.‘ Dabei gedenkt und beabsichtigt keiner von uns eine gewaltsame Rückeroberung, aber hier ist einfach eine Existenzfrage an das ganze Volk und auch an unsere Kirche gestellt. Es kann sein, daß die eschatologische Gerichtszeit weitergeht und nach dem Westen greift und ihn mit seinen Kirchen und Gemeinden aus aller Sicherheit und Sattheit herausholt und wachrüttelt. Es kann aber auch sein, daß Gott noch einmal Gnadenzeit gewährt. In jedem Falle ist uns die Sorge um unsere deutschen und evangelischen Brüder und Gemeinden in ganz Deutschland aufs Herz gelegt. Wir dürfen nicht in den falschen

und egozentrischen Partikularismus verfallen: Hauptsache, wir hier bleiben am Leben, mögen jene sterben! Wenn jene sterben, sterben die evangelischen Kirchen im Westen mit.

Manchmal will mir das Verhältnis von Ost- und Westpfarrern unter dem Bild einer Ehe erscheinen, einer Ehe von der man wirklich sagen kann: „Was Gott zusammengefügt hat . . .“ Denn nicht unser eigener Wille und nicht unsere Sehnsucht und Neigung, sondern Gottes unbegreifliches Walten und seine starke Hand hat uns in die westlichen Kirchen gebracht. Wie bei jeder Ehe, so ist das erste Zusammenleben nicht ganz einfach, und es ging ohne Spannungen, Mißverständnisse und auch Demütigungen für uns Ostpfarrer nicht ab. Entscheidend ist, daß wir beiderseits den aufrichtigen und festen Willen haben, uns immer besser kennen und verstehen zu lernen. Aus diesem Grund habe ich in meinen Ausführungen unser Herz einmal aufgetan und gleichsam eine Beichte von dem abgelegt, was uns Ostpfarrer innerlich bewegt. Im übrigen schließe ich mit dem Wunsch, daß die Ehe zwischen Ost- und Westpfarrern unter dem Bibelwort Galater 6,2 stehen möge: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, und unter der Losung des Berliner Kirchentages: **Wir sind doch Brüder!**

*Lic. Hellmut Eberlein,  
(früher Naumburg a. Qu., jetzt Lorch/Württemberg)*

## Neuerscheinungen zur schlesischen Kirchengeschichte

Unübersehbar ist der Verlust, den unsere Heimat an materiellen Werten, an Grund und Boden, an Besitz und Gütern verloren hat. Erst recht unübersehbar ist der Verlust an geistigen Werten, an Urkunden und Akten, an Büchern, Bibliotheken und Manuskripten. Es wird lange brauchen bis zur eindeutigen Feststellung, was alles davon in Feindeshand fiel, was von ihr vernichtet oder „sichergestellt“ wurde, was noch rechtzeitig verlagert und gerettet werden konnte. Durch die Katastrophe von 1945 sind der schlesischen Geschichtsforschung die Grundlagen für ihre Wissenschaft erschüttert und zum Teil ganz entzogen worden.

Um so dankbarer wollen wir sein, daß trotzdem fleißige Hände am Werk waren, von diesen geistigen Werten möglichst viel festzuhalten und neu erstehen zu lassen. Seit dem Jahre 1945 sind schon wieder eine große Menge von Werken zur schlesischen Kirche und Kirchengeschichte erschienen. Wir greifen aus der Fülle einige heraus, die uns für unser Jahrbuch zur Verfügung gestellt wurden, und die uns wichtig erscheinen.

Zunächst einige Schriften, die den Versuch einer Gesamtschau machen: *Wir Schlesier (Heimat im Herzen)*. Herausgegeben von Karl Turley, eingeleitet von Horst Lange (Akademischer Gemeinschaftsverlag Salzburg, S. 373, 1949, 12,50 DM). In sieben großen Abschnitten zieht unsere Heimat an unserem Auge vorüber: Die Landschaft Schlesiens — Schlesisches Volk — Im Wandel der Zeiten — Die schlesische Seele — Das schaffende Schlesien — Die großen Toten unserer Zeit — und: Heimat im Herzen. Für uns kommt vor allem der 3. Abschnitt: „Im Wandel der Zeiten“ in Frage mit dem ausgezeichneten Aufsatz von Ludwig Petry: Das Geschichtsbild Schlesiens. Aber auch sonst findet man eine wertvolle Blütenlese schlesischer Geistesschöpfungen aus alter wie neuer Zeit. Daß solche schlesische Namen wie Friedrich Logau, Jakob Böhme, Martin Opitz, Angelus Silesius, Johann Heermann, Andreas Gryphius, Christian Günther und aus der neuesten Zeit Fedor Sommer, Gerhart und Karl Hauptmann, Hermann Stehr zu ihrem Recht kommen, ist selbstverständlich. Das ganze will die Heimat im Herzen des schlesischen Volkes lebendig erhalten.

Ähnliches versucht Traud Gravenhorst in ihrem Buch „Schlesien, Erlebnisse eines Landes“ (Bergstadtverlag W. G. Korn, München, S. 227, 1952). Auch hier zieht die schlesische Geschichte von den Tagen der Vorzeit an bis in die heutige Zeit am Auge des Lesers lebendig und anschaulich, ja packend vorüber. Das Eigenartige und Einzigartige dieses Buches liegt aber darin, daß die Verfasserin nicht nur ihre eigene Stimme erhören läßt; sondern ihr Buch ist eigentlich eine Zusammenstellung von Zitaten hervorragender Persönlichkeiten über unsere Heimat, von Schlesiern und Nichtschlesiern, aus Briefen und Tagebüchern. Dadurch gewinnt das Ganze an Fülle und Farben, verliert aber an straffer Einheitlichkeit. Manche einseitigen Urteile, wie die Überbewertung Gerhart Hauptmanns (S. 216): „Denn nun erst — mit dem Tode Gerhart Hauptmanns — schien es ihnen, war Schlesien wirklich gestorben“ muß man in Kauf nehmen.

Auf wissenschaftlicher Basis beruht das gediegene Buch „Schlesien“, herausgegeben von Professor Dr. Günther Grundmann (im Verlag Bild und Buch Anton Schuhmacher, Berlin und Wiesbaden, 1952, 168 Seiten Text, 26 DM). Es ist streng genommen eine neue Auflage des anno 1924 erschienenen Werkes „Schlesien“, damit sowohl die Schlesier ihre Heimat in lebendiger Erinnerung behalten, vor allem aber die Menschen im Ausland und in Deutschland, die Schlesien nicht kennen, begreifen, was das Deutsche Reich mit unserer Heimat verloren hat. Jeder der elf Aufsätze ist ein Wertstück. Ich hebe hervor: Edmund Gläser, Die Landschaft Schlesiens — Manfred Laubert, Die geschichtliche Entwicklung Schlesiens — Karl Masner, Schlesiens Gewerbefleiß und Kunsthandwerk — Günther Grundmann, Die Kunst in Schlesien.

Aber auch die anderen Abschnitte über die Hauptstadt Breslau von Heinrich Wendt und Hugo Hartung, über Schlesiens Wirtschaft von Peter Heinz Seraphim, über Schlesiens Bäder und Kurorte (Dr. Siebel), Schlesiens Trachten und Hausgerät (M. Hellmich) und Sagen, Märchen und Bräuche (Georg Klimpel) verdienen volle Beachtung. Nur mit einem Abschnitt, gleich dem ersten, von Hermann Stehr können wir uns gar nicht einverstanden erklären, obwohl es üblich geworden ist, das Wesen des Schlesiens mit Augen dieses Dichters anzusehen und zu schildern. Ich glaube nicht, daß Hermann Stehr das Herz des Schlesiens wirklich und treffend wiedergibt. Die Geschichte unserer Heimat würde eine ganz andere gewesen sein, wenn das Wesen der Schlesier, so wie es uns dort gesagt wird, einer Volksversammlung gleicht, die erregt debattiert und keine Resolution faßt; wenn es wirklich von tausendfältiger Problematik und Veränderungssucht angefüllt wäre. Dann wäre niemals das große Werk weder der Siedlung im Mittelalter noch der kraftvollen Bewahrung des Deutschtums die ganze Zeit über im slawischen Meer, noch der zähe Aufbau des Industriestaates im

19. Jahrhundert gelungen. Völlig verzeichnet ist die Reformation: In keiner Gegend Deutschlands habe die Reformation ein wilderes, bunteres Fieber von Bekenntnissen und dazu im eiligsten Tempo durch das Volk gejagt! Kaum ein Stamm sei dem Sektierer- und Konventikelwesen mehr zugeneigt (S. 12). Stehr scheint nichts von der Reformationsbewegung in Thüringen und Münster zu wissen. Da war etwas von Fieber zu merken! und erst recht nichts von dem Sektierertum im Schwabenland. Da bleibt unsere schlesische Heimat weit dahinter zurück! Ich bestreite nicht, daß sich solche schlesische Menschen, wie Stehr sie schildert, hier und da in unserer Heimat finden, vor allem im Gebirge und zwar auf der böhmischen Seite, wie im Glatzer Land; aber diese Menschen zu „dem Schlesier“ machen, ist mehr als einseitig. Auch glaube ich, daß der moderne Dichter viel von der Kompliziertheit des modernen Menschen überhaupt und nicht bloß des Schlesiers hineingeheimnist hat. Weder der evangelische noch der katholische Schlesier wird sich in dieser Schilderung wiederfinden. Ich halte es auch nicht für gut, wenn dieser Stehrsche Versuch — als mehr kann ich ihn nicht ansehen! — nun in Deutschland und im Ausland als treffende Wiedergabe des schlesischen Wesens aufgenommen wird. Wir wünschten, daß in einer kommenden Neuauflage dieser Artikel durch einen gerechteren ersetzt oder zum mindesten ergänzt wird. — Was das Buch von Grundmann in besonderer Weise auszeichnet sind die zahlreichen und vortrefflichen 96 Bilder im 2. Teil des Werkes; auch dem vorhin genannten Buch von Gravenhorst sind eine gute Reihe vorzüglicher Bilder mitgegeben.

In der trefflichen Reihe „Deutscher Osten“ ist als Band 3 die kleine schlesische Geschichte von Ernst Birke: *Schlesiens Schicksal*, erschienen (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln, S. 67, 1,90 DM). Man hat dem Heft vorgeworfen, daß es die geistige Entwicklung zu wenig berücksichtigt. Das ist nicht ganz unrichtig; so erscheint auch die kirchliche Entwicklung nur am Rande. Aber trotzdem ist uns das Büchlein als eine die heutige Wissenschaft wiedergebende Darstellung der rechtlichen, wirtschaftlichen und vor allem kolonisierenden Geschichte unserer schlesischen Heimat hochwillkommen. Das Heft gibt gleichsam den biologischen Unterbau zur Geistesgeschichte und die Zusammenhänge zwischen beiden sind oft tiefer, als man denkt. Die beigegebenen Skizzen über die Besiedlungsgeschichte im Mittelalter wie in der Neuzeit sind äußerst lehrreich. Sehr wertvoll, wenn auch sehr schmerzlich wäre in einer neuen Auflage eine Skizze über die „Entsiedlung“ Schlesiens, über die Wege und neuen Heimorte, wohin die Schlesier nach 1945/46 gekommen sind. Eine noch kleinere Geschichte Schlesiens hat Friedrich Stumpe als Heft 6 des Göttinger Arbeitskreises: „Schlesien, ein Gang durch seine Geschichte“ herausgegeben (Holzner-Verlag,

Kitzingen, S. 24, —.80 DM). Es ist selbstverständlich, daß bei dieser gedrängten Kürze vieles nur anklingt an Ereignissen, Namen und Gesichtspunkten, was man lieber ausführlicher behandelt sähe. Gut wäre es auch, wenn einige schlimme Druckfehler oder Versehen (z. B. Jakob Böhme, der Gottsucher, in Bunzlau!!) in einer neuen Auflage verschwinden möchten.

Sehr zu begrüßen ist, daß die Zeitschrift für Schulgeographie ihr Februarheft 1951 ganz und gar unserer Heimat Schlesien widmet. So lernt schon die Jugend Westdeutschlands den Wert des verlorenen Ostens kennen und schätzen. Besonders wertvoll ist der erste Artikel von Herbert Schlenger: Die Entwicklung Schlesiens in geschichtlicher Zeit; sehr instruktiv, wenn auch viel zu kurz, der von Hans Jessen: Schlesischer Kulturspiegel; recht kindertümlich die große beigegebene Karte: Heimat Schlesien.

Am Schluß dieses Abschnittes möchte ich nicht unterlassen, auf den Schlesischen Heimatkalender von Dr. Karl Hausdorff hinzuweisen, der nun schon im 4. Jahrgang erschienen ist. Was ihn für die Geschichtskunde unserer Heimat bedeutungsvoll macht, sind die vielen biographischen Notizen, die auf der Rückseite der Bilder über bekannte und unbekannte Schlesier aus allen Jahrhunderten und Gebieten, freilich kurz und gedrängt, aber sachkundig und interessant, gegeben sind. Man merkt, daß eine kundige Hand sie zusammengestellt hat.

☆

Für uns evangelische Schlesier ist die Spezialliteratur, die zur evangelischen Kirchengeschichte seit 1945 erschienen ist, in besonderer Weise wichtig. Da ist zu allererst die rührige evangelische Schlesische Zentralstelle, früher in Goslar, jetzt in Düsseldorf, zu nennen, die eine ganze Reihe interessanter und empfehlenswerter Schriften hervorgebracht hat:

Gemeinde- und Heimatbuch, Band I, Ulrich Bunzel, Die Geschichte der evangelischen Kirchen Schlesiens, 124 Seiten, mit vielen Bildern, 1950.

Band II, Hellmut Bunzel, Reichenbach im Eulengebirge, 100 Seiten und 50 Seiten Bildmaterial aus alter und neuer Zeit, 1950.

Band III, Konrad Müller, Das evangelische Breslau 1523—1945, 100 S. und 20 Seiten Bilder.

Ulrich Bunzel hat die große Gabe, die Geschichte der Vergangenheit anschaulich und volkstümlich darzustellen und für das heutige Geschehen plastisch werden zu lassen. Seine Arbeit fußt auf vielen historischen Werken, aus denen er auch immer wieder zitiert. Seine Liebe gehört vor allem den schlesischen Kirchenliederdichtern, deren Bild deutlich gezeichnet wird, und die mit ihren Versen ausgiebig zur Gel-

tung kommen. Die letzte Zeit, seit 1945 bekommt in seiner Darstellung dadurch eine besondere Note, daß sie viel eigene Erlebnisse packend vor Augen führt. — Das Werk seines Bruders Hellmut Bunzel über die Geschichte seiner Heimatgemeinde R e i c h e n b a c h wird in erster Linie die alten Gemeindeglieder interessieren, aber nicht bloß sie. Im Rahmen einer Einzelgemeinde wird der ganze Verlauf unserer schlesischen Kirchengeschichte deutlich, vor allem interessiert das Kapitel: Über die Gegenreformation (S. 22—47). Interessant ist der Abschnitt über den „Gesangbuchstreit“ und über den Kirchenkampf. Auch hier schließt das Heft mit den persönlichen Erlebnissen des Verfassers im Katastrophenjahr 1945/46. Beide Bücher bringen ein reiches Material an alten und neuen Bildern und machen dadurch das geschriebene Wort lebendig. — Letzteres gilt auch von dem 3. Heft über das evangelische Breslau von Konrad Müller. Die vier Jahrhunderte von 1523 bis 1945 ziehen noch einmal in dieser gediegenen Schrift an unserem Auge vorüber. Sie wird zugleich ein Stück „Predigergeschichte“; denn eine Fülle von Breslaus Predigergestalten tritt uns darin entgegen. Der charakteristische Wechsel der Jahrhunderte und der theologischen Haltung wird uns etwa an folgenden Namen führender Prediger in Breslau deutlich: Ambrosius Möiban, Esaias Heidenreich, Caspar Neumann, Friedrich Burg, Timotheus Hermes, Hermann Späth, Julius Decke und Joachim Konrad.

Derselbe Verfasser, einst langjähriger Schriftführer der schlesischen Gustav-Adolf-Arbeit hat ein kurzes, aber lehrreiches Heft mit dem Titel „100 Jahre schlesischer Gustav-Adolf-Arbeit, 1843 — 1945 (Verlag I. Riedel, Gunzenhausen, 1951, 40 S., 1.- DM), herausgegeben. Das Heft ist ein Beweis dafür, wie fest verankert die Gustav-Adolf-Arbeit im Leben der schlesischen Kirche gewesen ist, auch wenn der Anfang der Arbeit durch Not und Kampf hindurch ging. — Desgleichen hat derselbe Verfasser, dessen Leben ja von der Wiege an bis 1945 der Stadt Breslau gehörte, ein feinsinniges Büchlein: B r e s l a u w i e e s w a r (Verlag: Unser Weg, Goslar, 1949, 40 S.) geschrieben.

Zwei schlesische Geistliche haben ihre Erlebnisse 1945/46 recht anschaulich und lebendig zu Papier gebracht:

Ulrich Bunzel, Kirche unter dem Kreuz, Bilder aus der Kirche Schlesiens 1945/46 (Ludwig Bechauf-Verlag Bielefeld). In diesem Büchlein begleitet man den Dekan von Mittelschlesien auf seinen gefahrvollen Wegen und Radtouren durch die verwundete Heimat und erlebt mit ihm die Stunden der Erhebung im neuen Aufbruch gottesdienstlichen Lebens und Fragens nach der Kirche, aber auch die Wirkungen der Katastrophe für Leib und Seele der Zurückgebliebenen. — Sachlich dasselbe Bild, aber in einem ganz anderen Stil, der zum Teil

von köstlichem Humor durchsetzt ist bietet uns Rudolph Irmeler in seiner Schrift: Heimkehr, 12 schlesische Geschichten aus den Jahren 1945—1947 (Gerhard Weberverlag, Lorch, 1951, 64 S. 1.80 DM). Man weiß nicht, was in diesem Büchlein mehr anspricht: Der goldene Humor im Abschnitt: ‚Das schlesische Zahnziehen‘, sowie in dem anderen: ‚Vom Gefängniskeller zur Konfirmation‘, oder die Möttlinger Luft und das Dämonische in dem Kapitel: ‚Eine unheimliche Nacht‘, oder die tiefe Wehmut, die über dem Ganzen ausgebreitet liegt.



An Einzelbildern zur schlesischen Geschichte und Kirchengeschichte fehlt es nicht. In die alte Zeit versetzt uns das ausgezeichnete Heft von Hans Jessen, Kloster Heinrichau, ein Beispiel der Besiedlung Schlesiens (Heft 10 des Göttinger Arbeitskreises, Holzner-Verlag, Kitzingen, 20 S.) So kurz das Heft ist, so inhaltsreich ist es, und liefert ein vorzügliches Bild von den ersten Tagen der mittelalterlichen Kolonisation.

In die Reformationszeit führt uns das neue Buch von Karl Ecke, Caspar Schwenckfeld, Ungelöste Geistesfragen der Reformationszeit (C. Bertelsmann, Gütersloh, 1953, 120 S. 7.80 DM). Wer Eckes frühere Schrift über Schwenckfeld aus dem Jahre 1911 kennt, spürt bald, daß es eine verkürzte Wiedergabe seiner dortigen Gedanken ist. Wir geben Ecke recht, daß Schwenckfeld eine der sympathischsten Gestalten der Reformationszeit ist und auch dann bleibt, wenn er Nebenwege geht. Aber wir müssen doch fragen, ob Ecke den Gang der schlesischen Reformation, zumal in Liegnitz, und die Gedanken seines Helden historisch richtig gezeichnet hat. Wir fürchten, daß er der Gefahr einer schwarz-weiß Malerei erlegen ist. Wenn Schwenckfeld wirklich nichts anderes gewollt hätte, als vernachlässigte Gedanken des N.T. stärker betonen, dann wäre der Bruch zu Männern von dem Format eines Johann Heß und Valentin Trotzendorf und zu Martin Luther nie so radikal geworden. Aber diese Männer hatten erkannt, daß Schwenckfeld tatsächlich über das N.T. hinaus will und Verbindung mit unbiblischen Gedanken der Mystik besessen hat, und vor diesen mußten sie warnen.

Das kleine empfehlenswerte Heft: Schlesischer Almanach (von Lic. Dr. Hultsch, Schlesische evangelische Zentralstelle, 80 S.) bringt ebenfalls einige wertvolle historische Skizzen, so über Johann Heß, den Breslauer Reformator, über Valentin Trotzendorf, und über Jakob Böhme.

Es ist eigenartig, daß in der heutigen Zeit der Striegauer Christian Günther sich einer besonderen Vorliebe erfreut. In den Nachkriegsjahren sind gleich zwei wertvolle und interessante Studien über ihn erschienen: Eugen Ortner, *Johann Christian Günther, ein Roman des Barock* (R. Piper Verlag München, 404 S. 1948). — Wilhelm Krämer, *Das Leben des schlesischen Dichters Johann Christian Günther* (Helmut Küpper Verlag, 1950, 360 S.). Während die erste Schrift durchaus in einer liebenswürdigen Romanform geschrieben ist, die aber doch die historischen Unterlagen nicht verleugnet und vor allem durch die eingestreuten reichen Proben aus Günthers Gedichten, die Persönlichkeit Christian Günthers und das Bild seiner Zeit lebendig vor Augen stellt und uns lieb macht, hat das 2. Buch ein durchaus wissenschaftliches Anliegen: ein zuverlässiges Bild dieses unglücklichen schlesischen Menschen und seiner Zeit vor Augen zu stellen. Man kann nur die große Tragik bedauern, daß Vater und Sohn nicht mehr den Weg zueinander gefunden haben. Aus beiden Schriften aber wird deutlich, daß in Günthers Seele ein tieferer religiöser Fonds und ein wirkliches Suchen nach der oberen Welt vorhanden war, mehr als man gewöhnlich meinte.

Es ist uns weiter eine Freude auf zwei ausgezeichnete Studien zur Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens hinzuweisen, die wohl ein Spezialthema behandeln, aber dabei den Blick auf die ganze schlesische Kirche offen halten, und die beide auf gründliches Aktenmaterial gebaut sind: Gerhard Meyer: *Gnadenfrei, eine Herrnhuter Siedlung des schlesischen Pietismus im 18. Jahrhundert* (Ludwig Appell Verlag Hamburg, 143 S., 1950, 6.- DM); Gustav Rauterberg, *Johann Hinrich Wichern und Oberschlesien, ein soziales und pädagogisches Hilfswerk vor 100 Jahren* (Köring u. Co., Lüchow in Hann., 1949, 122 S.). Das erste Buch schildert im 1. Teil Herrnhut und die Bewegung des Pietismus in Schlesien, im 2. Teil Herrnhut und sein Verhältnis zum schlesischen Pietismus, im letzten Teil die Vorgeschichte der Herrnhuter Gemeinde Gnadenfrei. Man bekommt einen tiefen Eindruck von der Kraft und Leidensfreudigkeit des jungen Pietismus, zugleich aber auch von der allgemeinen kulturellen und speziell religiösen Lage der Kirche in Schlesien zwischen dem 30jährigen Krieg und dem Einzug Friedrichs des Großen, d. h. also von der Zeit der Gegenreformation. Neben dem Kirchenhistoriker kommt der Genealoge nicht zu kurz, denn eine Fülle von Namen und zwar sowohl aus dem Adel wie aus der schlesischen Pfarrerschaft wie von einfachen Herrnhuter Brüdern tritt im Buche auf und die Träger der Namen werden in ihrer Haltung anschaulich und lebendig.

Rauterberg versetzt uns in die Zeit 100 Jahre später. Schlesien ist preußisch geworden; die schlimmen 40er Jahre des 19. Jahrhunderts

mit ihrer Typhus-, Waisen- und Hungersnot in Oberschlesien stehen vor unserem Auge. Vor allem bekommen wir einen guten Eindruck von dem Opferwillen und der Hilfsbereitschaft Wicherns für den schlesischen Osten: „Die Fernsten sind uns die Nächsten geworden.“ Sehr lehrreich, wenn auch bisweilen scharf und einseitig sind seine Urteile über die Verhältnisse in Oberschlesien, in der evangelischen und katholischen Kirche unserer Heimat. Sein Wille zur *Una sancta*, zum gemeinsamen charitativen Handeln wird immer wieder von der Haltung des ober-schlesischen Klerus und sogar des Fürstbischofs Diepenbrock, den er sonst sehr hoch schätzt, auf eine harte Probe gestellt und mehr als einmal enttäuscht. Bedauerlich ist, daß Wicherns großes Ziel: Oberschlesien als Missionsposten des Evangeliums bis hinein nach Österreich und dem Balkan, damals nicht von der evangelischen Kirche Schlesiens aufgegriffen und wenigstens begonnen wurde. Heute ist dieses Ziel in weite Ferne gerückt.

Über drei schlesische Städte liegen Einzelstudien vor, durch die die Geschichte ihrer Städte, ihre wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung für die Zukunft festgehalten wird: Brieger Heimatbuch, 1. Band (Arbeitsausschuß Brieg, Goslar/Harz, 1950, 80 S., 2,50 DM). — Karl Buschbeck, Gemeinde und Heimatbuch Ohlau (Evang. schlesische Zentralstelle Goslar, 1950), — M. Bojanowski und Erich Bosdorf, Striegau, Schicksale einer schlesischen Stadt (Selbstverlag E. Bosdorf, Köln/Rh., Postamt 6, Schließfach 9, 208 S., 5,35 DM). Wer die Bedeutung des Fürstentums Brieg in der Geschichte unserer schlesischen Heimatkirche kennt, wird mit Freude und Gewinn die beiden erstgenannten Bücher über Brieg und Ohlau lesen. Bedauerlich ist, daß in dem vorliegenden 1. Band nur das kirchliche Leben der katholischen Gemeinde geschildert wird. Um so gespannter warten wir auf die Schilderung der Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde im 2. Band. Wir hoffen, daß dann auch die Geschichte des bedeutungsvollen Brieger Gymnasiums zu ihrem Rechte kommt. Der Wert des Buches über Striegau liegt in der Hauptsache im ausführlichen 2. Teil. Während der 1. Teil eine gute, aber allzu kurze Skizze über die Geschichte Striegaus aus der Hand des Studienrates Bojanowski bringt — von der wir wünschten, daß sie in einer 2. Auflage wesentlich erweitert würde — bringt das große Kapitel: Schicksalswende (S. 37—142) eine ausführliche Schilderung der Erlebnisse und Tragödien in den beiden Katastrophenjahren 1945/46. Auch das Schicksal beider Kirchengemeinden kommt dabei zu seinem Recht. Wir freuen uns in Sonderheit über das Ehren Denkmal, das dabei dem opferbereiten Wirken des schlesischen Pastors Hans Martin Schulte, der als Flüchtling aus Brockau in Striegau landete, gesetzt ist. Ganz kurz weisen wir noch auf das kleine, aber wichtige Heft von

Friedrich Grieger: *Wie Breslau fiel* (Verlag Die Zukunft, Metzingen, 32 S., 1.20 DM). Auf Seite 30 ist ein kleines Versehen: Die Geistlichkeit beider Konfessionen, die beim General Niehoff vorsprach, war nicht von Weihbischof Ferche, sondern von Pfarrer Hornig, Breslau-Barbara, als Sprecher geführt.



Sehr fleißig hat die katholische Kirchengeschichtsforschung seit 1945 gearbeitet. An erster Stelle nenne ich hier Kurt Engelbert, *Archiv für schlesische Kirchengeschichte*, Bd. 8, 1950; Bd. 9, 1951; Bd. 10, 1952 (Verlagsbuchhandlung August Lax, Hildesheim, je Bd. 8.- DM). Diese 3 neuesten Bände zeichnen sich wie schon die ersten sieben durch gründliche wissenschaftliche Studien aus, auch dort, wo man anderer Meinung und Auffassung ist. Aus dem reichen Inhalt können wir nur einiges hervorheben. Bd. 8 und Bd. 10 bringen reiche Studien zur Geschichte der heiligen Hedwig. Bd. 8 und 9 einen großangelegten Aufsatz vom Herausgeber: Zum 950-jährigen Bestehen des Erzbistums Breslau, der bis zum Tode des Bischofs Walter 1169 reicht. Für die Reformationgeschichte wichtig ist der Aufsatz in Bd. 8: Das Hirtenschreiben des Bischofs Balthasar v. Promnitz 1555, und in Bd. 10 der Artikel über Cochläus und das Priestertum, sowie der über den Bischof Caspar v. Logau; für die Zeit der Gegenreformation der Aufsatz über die Konvertitin Prinzessin Charlotte von Liegnitz. Das 19. Jahrhundert wird durch Herrmann Hoffmanns reichhaltigen Aufsatz über Anton Theiner und seine Reformversuche deutlich.

Neben Engelbert hat die überaus fleißige Hand des Konsistorialrates Dr. Johannes Kaps aus München eine große Menge Beiträge geliefert, die alle dazu dienen das verlorene kirchliche Erbe der Heimat Schlesien festzuhalten. Dr. Joh. Kaps: *Vom Sterbenschlesischer Priester*, 1950, 130 S. mit viel Abbildungen. — Ders.: *Aus der Geschichte des Erzbistums Breslau*, 1948 (Als Manuskript gedruckt, 44 S.). — Ders.: *Handbuch für das katholische Schlesien* (München 1951, Verlag Christ unterwegs, 236 S., und 3 Karten). — Ders.: *Die Tragödie Schlesiens 1945/46 in Dokumenten*, unter besonderer Berücksichtigung des Erzbistums Breslau (München 1952/53, Verlag Christ unterwegs, 552 S.). Von diesen vier Schriften dienen die an 2. und 3. Stelle genannten einem ruhigen und besinnlichen Rückblick auf die frühere Geschichte und den Besitzstand des katholischen Schlesiens anno 1945. Diese beiden Hefte bringen dem Kenner nichts Neues, aber bieten noch einmal

einen guten Überblick über die Geschichte unserer Heimat von katholischer irenischer Schau aus. Interessant ist dabei die Feststellung, daß die katholische Kirche den tiefen Einschnitt nicht bei Beginn der Reformation, sondern bei Beginn der Gegenreformation setzt. Die Reformationszeit gehört für sie — verständlicherweise — zusammen mit dem 15. Jahrhundert unter das Stichwort: Niedergang. Die beiden an erster und letzter Stelle genannten Schriften dagegen sind lebendige und ergreifende Zeugnisse der Katastrophe 1945/46 und ihrer verheerenden Auswirkung für das kirchliche Leben. Es wird in ihnen eine Fülle von Augenzeugenberichten über die Leidenszeit der Deutschen beim Einmarsch der Russen und Polen in Schlesien festgehalten. Die Christen in unserem Volke haben in der Zeit des Dritten Reiches schwer an dem getragen, was von den damaligen Machhabern an Deutschen, Juden und anderen Völkern gesündigt worden ist. Um so schmerzlicher war und ist das Erlebnis, daß die, die als „Befreier“ kamen, das Kapitel: „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ nicht endgültig beseitigten, sondern nur noch häuften und verschärften. Freilich ist bei dem ganzen Buch zu beachten, daß es nur katholische Stimmen zu Worte bringt. Es muß in jedem Fall durch Dokumente und Zeugnisse von der evangelischen Seite aus ergänzt werden.

Die 950-Jahrfeier des Bistums Breslau im Oktober 1950 hat uns ein wertvolles Büchlein beschert: Dr. Emil Brzoska, 950 Jahre Bistum Breslau (Verlag Königstein/Taunus, 171 Seiten, 1951, 6.20 DM). Der Herausgeber selber hat zwei Aufsätze geliefert: Die Gründung des Bistums Breslau im Jahre 1000 und dessen Entwicklung bis 1950. Es ist selbstverständlich, daß in einem solchen Überblick von 14 Seiten nur die großen Linien gezeichnet werden können. Wichtig darin erscheint mir der Hinweis, daß die rechtliche Unabhängigkeit des Bistums Breslau vom polnischen Gnesen nicht erst 1821, sondern schon vor 1740 erreicht worden sei. Der zweite Vortrag: 950 Jahre Christentum und Kirche in Schlesien ergänzt manches, was im ersten vermißt wurde. Interessant ist dabei die Feststellung (Seite 161), daß die Restauration der schlesischen Kirche in der Zeit der Gegenreformation von Männern eingeleitet und durchgeführt wurde, deren Wiege nicht in Schlesien, sondern anderwärts gestanden hat. Unter den Männern, deren Geist über Schlesien hinaus die deutsche Kultur beeinflusst haben, werden (Seite 164) auch eine ganze Reihe evangelischer, von Jakob Böhme an bis zu den beiden Märtyrern des Dritten Reiches, Graf York von Wartenburg und Graf Moltke mitgenannt. Eine Frage: Kann man vor 1811 die Aula Leopoldina als eine „Universität“ bezeichnen?! Neben diesen beiden Vorträgen des Herausgebers bringt das Buch einen interessanten Artikel von Dr. Gottschalk über Auswärtige auf dem fürstbischöflichen Stuhl in Breslau, einen anderen

von Dr. R. Jokiell über das Bistum Breslau als Vorort der katholischen Kirche in Deutschland. Hier wird das Wirken der beiden letzten Kardinäle von Breslau, Georg von Kopp und Adolf von Bertram, in seiner Bedeutung gewürdigt. Auch die übrigen kleineren Artikel über die schlesischen Klöster, über Kirchenmusik und Kirchenbaukunst in Schlesien werden dankbare Leser finden.

Unter den Werkheften der Eichendorffgilde sind eine Reihe erschienen, die sich mit der schlesischen Kirchengeschichte befassen: Heft 1: Ludwig Boer, Was der Osten dem deutschen Volke gab. — Heft 2: Franz Xaver Seppel, Das Bistum Breslau im Wandel der Jahrhunderte. — Heft 3: Anton Stonner, Die heilige Hedwig, Schlesiens Landespatronin. — Heft 4: J. Gottschalk, Die Missionierung des Ostens und der Schlesier Hyazinth. (Alle Hefte im Verlag Paul Pattloch, Aschaffenburg, ca. 40 S., 1.50 DM). Während die beiden ersten Hefte den Blick ins Große weiten, geben die beiden zuletztgenannten interessante Spezialbilder aus der Zeit des frühen Mittelalters. Die Gestalt der Herzogin Hedwig zieht im Augenblick — 1943 war ihr 700. Todestag — die Augen vieler Forscher auf sich. Auch Professor Hermann Hoffmann hat sein Hedwig-Büchlein (Lebensschule der Gottesfreunde Nr. 12, Kyrios Verlag, Meitingen 1948, 60 Seiten) in 8. Auflage herausgegeben. Er bemüht sich, noch mehr als Stonner, sich in die Seele dieser großen Herzogin einzufühlen und sie für die heutige Zeit fruchtbar zu machen. Will man schließlich das ganze Geschehen, das seit 1945 sich im Osten abgespielt hat, unter ganz großen weltgeschichtlichen Perspektiven ansehen, dann lese man den Aufsatz von Hans Koch: Kirchliche Wandlungen im osteuropäischen Raum (Zeitwende 1951, Heft 4). Er lehrt uns, hinter den vielen einzelnen Geschehnissen die große Linie und Ziele des Ostens erkennen.

Nachträglich sind uns noch 2 Broschüren zugesandt: Erwin Iserloh, Der Kampf um die Messe. In den ersten Jahren der Auseinandersetzung mit Luther (Aschendorfscher Verlag, Münster, 60 S., 3.50 DM, 1952).

Ludwig Petry, Die Gegenreformation in Deutschland (Verlag A. Limbach, Braunschweig, Heft 25 der Beiträge zum Geschichtsunterricht, 68 S., 1.- DM).

Das erste Heft führt uns in die ersten Jahrzehnte der Reformation und in den Kampf um die Substanz der mittelalterlichen Kirche. Der Verfasser schildert zunächst Luthers Angriff gegen den Opfergedanken der Messe, der die Einmaligkeit des Opfers Christi in Frage stellt. Sodann wird die Abwehr der katholischen Kontroverstheologen vor Augen ge-

führt. Unter ihnen an 4. Stelle Johannes Cochläus (S. 7, 31—39). Um seinetwillen bekommt das Heft für die schlesische Kirchengeschichte Interesse. Die Gestalt des Cochläus wird in ihrer apokalyptischen Unruhe und Viel-Schreiberei, aber auch in ihrer Glut für Kirche und Messe richtig gekennzeichnet: „Das wirkliche Anliegen Luthers hat Cochläus kaum verstanden. Er begnügt sich damit, festzustellen, daß Luthers Anschauungen mit der Lehre der Kirche im Gegensatz stehen! Die christliche Kirche hat das Meßopfer allezeit und in aller Welt öffentlich bekannt und behalten, welche nicht irren kann! Gültig opfern kann man nur in der Einheit der katholischen Kirche, es hält einer wie der andere eitel Hundsmessen, soviel ihrer sind, die in der römischen Kirche nicht sein wollen! Wir haben Christus so lieb, daß wir des willens sind, wenn es die Not erfordert, um seines Namens willen zu sterben, nicht allein von Heiden, Juden, Türken und Sündern, sondern auch von Russen, Hussen und lutherischen und anderen Ketzern, ehe daß wir uns abtreiben ließen von unserem rechten Christenglauben.“ In solchen Zitaten tritt die innerste Seele des Cochläus zutage.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, die Motive, Gestalten und Geschehnisse der deutschen Gegenreformation in einem dünnen Heft darzustellen, und doch ist es dem Verfasser gelungen. In vier Kapiteln gibt er einen Überblick über die Zeit des Schwebezustandes von 1555—1575, in der das Luthertum noch große Fortschritte macht, wenn auch nicht mehr so geschlossen wie dereinst. Es folgt das Menschenalter bis zu Beginn des 30jährigen Krieges, in dem das immer zum Ausgleich geneigte Luthertum (verkörpert in Kursachsen) hinter den beiden aktiven Partnern, Katholizismus und Calvinismus zurücktritt. Der gegenseitige Argwohn dieser beiden treibt zur Lahmlegung fast sämtlicher Reichsorgane und zur Katastrophe. Diese wird im 3. Kapitel vor Augen geführt, mit dem Ergebnis: „Daß keine Partei der anderen entscheidend Herr zu werden vermöge, selbst im Appell an die Waffen nicht, dessen mußten beide und somit das Deutsche Volk insgesamt erst in einem 30jährigen blutigen Zerstörungskampf inne werden.“ Das letzte kurze Kapitel behandelt noch die Ausläufer der Gegenreformation bis ins 18. Jahrhundert. Unsere heimatliche Kirchengeschichte ist im Rahmen des ganzen berücksichtigt und wird oft herangezogen. Sehr interessant sind auch die Hinweise auf die Entwicklung des Toleranzgedanken (Frankreich, Ungarn, Majestätsbrief) und auf den Einfluß der Jesuiten im ganzen großen Geschehen.

*Lic. Hellmut Eberlein.*



Eberlein, Lic. Hellmut, *Schlesische Kirchengeschichte* 3. Auflage, Verlag der Schles. Evang. Zentralstelle, Goslar 1952. In: „Das evangelische Schlesien“, herausgegeben von Lic. Dr. Hultsch Band I. In Leinen gbd. 6.40 DM. Dem vorliegenden Werk ist es zu gute gekommen, daß die 3. Auflage aus nachkriegsbedingten Gründen nicht bald nach der 2. erscheinen konnte. Nicht nur hat Eberleins Kirchengeschichte nunmehr ein ausführliches Schlußkapitel gefunden, das dem großen Gesamtbild einen guten, inhaltsreichen Abschluß gegeben hat, sondern die Geschichte hat im ganzen eine Gereiftheit erfahren, die hochofteilich ist. Es ist nicht leicht, in dem beschränkten Umfang von etwa 240 Seiten eine so wechselvolle Kirchengeschichte wie die schlesische darzubieten. Hier aber liegt eine so lebendige und farbige, dabei bis ins Kleinste wohlgegliederte Schilderung vor, daß man sie jedem Leser, der für Geschichte überhaupt Sinn hat, nur warm empfehlen kann. Gerade Schlesien bietet in seiner Entwicklung seit etwa tausend Jahren ein höchst interessantes Bild durch die eigenartige Vermengung verschiedener Stämme und Rassen, die doch in seltener Weise zu einem charakteristischen und einheitlichen Volksbild geführt hat. Nicht mit Unrecht spricht der Verfasser von dem „schlesischen Menschen“ ohne dabei zu vergessen, daß Oberschlesien einerseits und die zu Schlesien gehörige Oberlausitz andererseits ihre ausgeprägten Besonderheiten haben. Es wird deutlich, daß im südlichen Schlesien einerseits Polen, andererseits Böhmen bleibenden Einfluß behalten und daß in der Oberlausitz die Wenden einen besonderen Typ nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung darstellen. Daß dennoch eine starke Einheitlichkeit des schlesischen Charakters und der schlesischen Mentalität sich geschichtlich ausgestaltet hat, hat zweifellos seinen Grund darin, daß schweres gemeinsames Erleben und starkes gemeinsames Emporwollen die Schlesier fest zusammengefügt hat. Das zeigt sich auch in der Reformationszeit, deren Entfaltung dem Verfasser besonders gelungen ist, wenn er erklärt, warum die Reformation in Schlesien einen stillen Eingang ohne Bildersturm, ohne das Pochen auf die Person Luthers, ohne Kampf gefunden hat. War die Geschichte immer Hülle und Trägerin der Lehre, so ist allerdings das Lehrhafte im Leben der schlesischen Kirche nie besonders stark hervorgetreten, sondern in der Reformation wie in der Gegenreformation stets die tiefe Gläubigkeit des Volkes ausschlaggebend gewesen. Kein deutsches Gebiet hat den ganzen Jammer gegenreformatorischer Unterjochung so stark erfahren wie die Provinz Schlesien. Daß der Lehre nicht überall gleichmäßig klares Gepräge zuteil wurde, zeigen die schwärmerischen Bewegungen, zeigt die Aufklärung. Daß aber das religiöse Moment ungewöhnlich stark immer wieder hervorgetreten ist, offenbaren die zahlreichen Liederdichter, offenbart der einige Zusammenhang mit den Gläubigen der Brüdergemeinde.

Ganz besonders wichtig und interessant ist neben der Darstellung der Reformation und Gegenreformation die Heraushebung besonderer Persönlichkeiten, in erster Linie Friedrichs d. Gr., der zugleich als gerechter summus episcopus und als Kirchendiktator in der evangelischen Bevölkerung zur inneren und äußeren Kirchenerneuerung ganz einzigartig geholfen hat. Trefflich sind die Schlußkapitel von der „Kirche im Zeichen des Kreuzes“, die es bewährt hat, daß sie nicht nur eine Pastorenkirche war, sondern tragende Persönlichkeiten aus allen Städten hervorgebracht hat, bis sie zu einer „wandernden Kirche“ geworden ist, die sich nach Heimkehr ins alte Heimatland sehnt.

So wichtig in den Nachkriegsjahren Einzelerinnerungen, Gemeindegeschichten, Heimatbriefe und Hirtenbriefe der Pastoren an ihre ehemaligen Gemeindeglieder gewesen sind und noch sind, wichtiger ist für Gegenwart und Zukunft eine Zusammenfassung der Geschichte Schlesiens, aus der Gemeinden wie Lehrer und Pfarrer ein objektives Bild der Vergangenheit und starke Anregungen für die Zukunft schöpfen können. Darum ist Eberleins Darstellung von ganz besonderem Wert.

*D. Otto Zänker*  
*(früher Breslau, jetzt Bielefeld)*

## Das Opfer der schlesischen evangelischen Pfarrer 1939-1946

Wir geben im Nachfolgenden in der ersten Liste einen Überblick über die gefallenen schlesischen Pfarrer, sodann in der zweiten Liste die Namen der vermißten schlesischen Geistlichen, anschließend eine Namensliste derjenigen kirchlichen Amtsträger, deren Verbleib nicht geklärt werden konnte, sodann die Namen der Pfarrer, die noch in Kriegsgefangenschaft schmachten und schließlich eine Namensliste derjenigen Pfarrer, die während Flucht, Vertreibung umgekommen und unter fremder Besetzung in Ausübung ihres Dienstes ermordet worden sind. Diese in ihrer Nüchternheit so erschreckenden Listen bedürfen sicher einzelner Berichtigungen und Ergänzungen. Die Schriftleitung ist dankbar für solche Hinweise und bittet die kirchlichen Amtsträger um ihre Mitarbeit. Die schlesische evangelische Kirche tut in diesen Listen, hinter denen sich schwere Menschengeschicke verbergen, auf schlichte Weise kund, wie sehr sie am Opfergang des eigenen Volkes zutiefst beteiligt war.



## Die gefallenen schlesischen Pfarrer

		frühere Pfarrstelle:	gefallen am:
1. Aebert,	Bernhard	Langenbielau	6. 7. 1944
2. Albers,	Wolfgang	Rothwasser	20. 1. 1943
3. Alberty, Lic.	Gerhard	Breslau, St. Johannes	18. 1. 1942
4. Arndt,	Martin	Hochweiler	12. 9. 1943
5. Bahlke,	Helmut	Deutscheck	März 1945 † i/Lazarett
6. Baudach,	Otto	Jordansmühl	14. 7. 1943
7. Beer,	Karl-Heinz	Klein-Gaffron	1. 8. 1943
8. Blasius,	Erich	Giersdorf	16. 5. 1944 † i/Lazarett
9. Bornitz,	Kurt	Breslau-Paulus	1945 d/SS hingerichtet
10. Borsdorff,	Wolfgang	Langenbielau	1945
11. Bräuer,	Edgar	Gnadenfrei	15. 1. 1944
12. Buchwald,	Helmut	Striegau-Grulich	12. 2. 1943
13. Bürger, Vikar	Friedr.-Wilh.	Ebersdorf	24. 9. 1941
14. Büttner,	Hans	Lauban	21. 9. 1939
15. Bunzel, Dr. Dr.	Joachim	Breslau-Zimpel	16. 9. 1939
16. Campe, cand. theol.	Karl	Weißwasser	25. 8. 1943
17. Daerr, Lic.	Hans-Joachim	Bad Kudowa	23. 2. 1943
18. Deuse,	Gerhard	Weißwasser	29. 10. 1943
19. Eberlein, Vikar	Dankfried	—	15. 5. 1940
20. Erler,	Helmut	Oberweiden	18. 2. 1944
21. Ermel, Vikar	Karl-Heinz	Gimmel	30. 10. 1943
22. Exner,	Gustav	Breslau	13. 2. 1943
23. Feder,	Erich	Koitz	Nov. 1944
24. Festner,	Eberhard	Leopoldshain	21. 6. 1942 † i/Lazarett
25. Fiedler, Vikar	Walter	Braunau	3. 9. 1941
26. Flemming,	Hans-Werner	Rothbach	11. 3. 1944
27. Franke, Vikar	Gothard	Seiffersdorf	17. 7. 1941
28. Franz,	Herbert	Deutscheck	8. 8. 1943
29. Fritsche,	Albert	Tiefenfurt	30. 6. 1942
30. Görlich,	Hans-Joachim	Liegnitz	21. 10. 1944 † i/Lazarett

		frühere Pfarrstelle:	gefallen am:
31. Golka,	Walter	Glogau	10. 10. 1944
32. Grabitzki, Vikar	Erich	Oels	18. 2. 1942
33. Graefe,	Wolfgang	Antonienhütte	14. 7. 1942
34. Großmann, Vikar	Hans-Joachim	Bolkenhain	30. 11. 1943 † i/Lazarett
35. Grundke,	Helmut	Nieder-Bielau	10. 7. 1943 † i/Lazarett
36. Gühloff, Lic.	Otto	Glatz	14. 8. 1944
37. Günther,	Helmut	Breslau- Güntherbrücke	9. 4. 1942
38. Hähnel, Vikar	Günther	—	9. 8. 1941
39. Hagedorn,	Siegfried	Freiwaldau	2. 4. 1945
40. Hamann,	Otto	Sprottau	3. 10. 1942 † i/Lazarett
41. Hartmann,	Gerhard	Melaune	24. 5. 1943 † i/Lazarett
42. Heiber,	Gerhard	Schönkirch	25. 8. 1942
43. Heinrich,	Hans-Georg	Wilhelmsdorf	21. 3. 1944
44. Herrmann,	Johannes	Kreuzburg	7. 1. 1943
45. Heuber,	Karl-Heinz	Altreichenau	17. 7. 1943
46. Hilgenfeld,	Friedrich	Krappitz	9. 3. 1944
47. Hippe,	Friedrich	Schüttlau	20. 3. 1944
48. Hoose, Vikar	Günther	Straupitz	24. 6. 1941
49. Janke,	Konrad	Marklissa	15. 1. 1944
50. Kasperczyk, Vikar	Johannes	Kaulwitz	21. 2. 1942
51. Kinast,	Erich	Bernsdorf	19. 12. 1943 Flecktyphus
52. Klause, Vikar	Paul	Lauban	16. 6. 1944
53. Kleinod,	Helmut	Peterswaldau	22. 9. 1941
54. Klotz,	Herbert	Laurahütte	7. 2. 1945
55. Körnich, Vikar	Günther	Altmarkt	31. 1. 1945
56. Kolle,	Erich	Ruhland	7. 9. 1943 † i/Lazarett
57. Krause, Lic.	Hans-Hellmuth	Breslau IM Pfarrer	26. 2. 1944
58. Kuder,	Gerhard	Niesky	3. 1. 1942
59. Kunth,	Helmut	Gersdorf	11. 1. 1942
60. Kusche,	Gerhard	Dittmannsdorf	6. 8. 1943
61. Langer,	Martin	Namslau	16. 1. 1945
62. Leinkauf, Vikar	Heinrich	Türpitz	20. 8. 1942
63. Liehr,	Herbert	Gr.-Reichen	20. 8. 1942
64. Lingstädt,	Ernst	Heinrichsfelde	3. 12. 1942
65. Lips,	Hans-Joachim	Dtsch.-Hammer	18. 2. 1942
66. Lorenz,	Dietrich	Lossen	4. 2. 1942

		frühere Pfarrstelle:	gefallen am:
67. Lorenz,	Herbert	Seebnitz	28. 3. 1942
68. Macholz,	Adolf-Wilh.	Seidenberg	20. 5. 1941
69. Marschall, Lic. Sup.	Gerhard	Hermsdorf u. K.	21. 6. 1940
70. Meerlender,	Ulrich	Liegnitz	11. 11. 1943
71. Mischok,	Gerhard	Bankau	12. 7. 1942
72. Mittendorf, Vikar	Günther	Rinnersdorf	12. 10. 1943
73. Mücke, Vikar	Gerhard	Breslau-Carlowitz	4. 4. 1944
74. Nebe, Dr. Lic.	Otto-Heinrich	Konradserbe	2. 9. 1941
75. Neumann, Vikar	Kurt	Gimmel	14. 6. 1942
76. Nordheim,	Wolfgang	Pilgramsdorf	12. 8. 1943
77. Peisker, Vikar	Gottfried	Primkenau	2. 8. 1942
78. Pfeiler,	Joachim	Malmitz	4. 2. 1943
79. Pfender, Dr. jur.	Martin	Altenrode	10. 4. 1945
80. Pflanz, Lic. Vikar	Hans-Henning	Breslau	18. 9. 1941 † i/Lazarett
81. Polaschek,	Herbert	Breslau	Jan. 1945
82. Polte,	Helmut	Oppeln	1943
83. Ponde, Vikar	Günther	—	4. 9. 1941
84. Preller,	Günther	Kamenz	25. 6. 1941
85. Richter,	Siegfried	Steinberge	9. 8. 1941
86. Rietschel,	Günther	Kammerswaldau	20. 9. 1943 b/Fliegerangr.
87. Riske,	Friedrich	Günthersdorf	30. 6. 1941
88. Rögner,	Fritz-Herm.	Lampersdorf	i/Kroatien †
89. Rothe, Vikar	Arnulf	Oberbielau	24. 12. 1941
90. Rudolph,	Bernhard	Breslau-Neukirch	31. 7. 1944
91. Rudolph, Vikar	Gerhard	Seidenberg	2. 11. 1944
92. Sommer, Lic.	Axel	Sulau	27. 8. 1944
93. Spaniel, Vikar	Heinz	Mariahofchen	2. 2. 1945 † i/Lazarett
94. Srowig,	Erich	Großbaudiß	17. 4. 1942
95. Schaar, Vikar	Joachim	—	18. 6. 1940
96. Schall, Vikar	Kurt	Breslau	18. 6. 1940
97. Schaschke,	Julius	Siegroth	16. 7. 1943
98. Schloßky, Vikar	Erich	Breslau- Hundsfeld	17. 2. 1942
99. Schmeel,	Helmut	Zülzendorf	1945 † i/Lazarett
100. Schneider,	Karl	Wansen	10. 1. 1943
101. Schöne, Vikar	Helmut	Hochweiler	6. 1. 1942
102. Scholz,	Gerhard	Neurode	3. 2. 1942

		frühere Pfarrstelle:	gefallen am:
103. Scholz,	Erwin	Rückenwaldau	7. 8. 1944
104. Schott, Vikar	Friedr.-Wilh.	Selingersruh	8. 7. 1943
105. Schubert,	Werner	Schlichtingsheim	2. 3. 1942
106. Schüßler, Vikar	Detlef	Michelau	16. 11. 1941
107. Steinbach, Vikar	Martin	Hermsdorf b/Waldenb.	1. 3. 1942
108. Strauß,	Johannes	Kottwitz	6. 4. 1941
109. Teichmann,	Willi	Röstfelde	16. 8. 1941
110. Tietze, Vikar	Herbert	Schmolz	24. 7. 1943
111. Tyralla,	Günther	Gruna	21. 4. 1945
112. Utta, Vikar	Eckehard	Breslau	6. 8. 1943
113. Vetter,	Hans-Ehrenfr.	Zobten	6. 4. 1944
114. Völkel,	Bernhard	Gersdorf/Queis	Febr. 1945
115. Vogel, Vikar	Hans-Heinz	—	6. 5. 1940
116. Walter, Vikar	Friedrich	Wingendorf	24. 5. 1942
117. Waltert,	Kurt	Hennersdorf	2. 1. 1943
118. Wancke,	Hans	Festenberg	1945 † i/Gef.-Lag.
119. Wanke,	Gotthard	Wangten	19. 2. 1942
120. Wenzel,	Friedrich	Königsbruch	17. 2. 1943
121. Woite, Vikar	Rudolf	Wansen	28. 10. 1943
122. Wolf,	Erich	Hohenliebenthal	25. 12. 1942
123. Wurm, Vikar	Werner	Seidenberg	2. 6. 1940
124. Wuttge,	Herbert	Gleiwitz	14. 4. 1942
125. Wuttge,	Karl	Thommendorf	8. 10. 1939 d/Dienstunfall
126. Zedler,	Rudolf	Dtsch.-Hammer	28. 8. 1941
127. Zeller, Vikar	Albrecht	Seidenberg	18. 6. 1942
128. Zimmer,	Karl	Tost O/S.	8. 2. 1942
129. Zinke,	Lothar	Kupp O/S.	Ostern 1944 d/Freitag aus Furcht v. Gestapo
Nachtrag			
130. Nohr, Vikar	Kurt	Breslau- Elftausend	10. 6. 1944 tödl. verunglückt
131. Kunze, Lic. Vikar	Gotthard	Alt-Wohlau	1942

☆

## Die vermißten schlesischen Pfarrer

		frühere Pfarrstelle:	vermißt seit:
1. Becker, Vikar	Heinz	Großendorf	1943
2. Biebricher, Vikar	Kurt	Rankau	28. 12. 1942
3. Bieneck,	Friedrich	Lauban	Jan. 1943
4. Bode,	Christoph	Gr.-Wartenberg	i/Italien
5. Böttger,	Helmut	Schweidnitz	11. 2. 1943
6. Brandenburg,	Cecil	Peterwitz	i/Rußland
7. Brandt, Vikar	Cecilia	Lorenzdorf	Aug. 1944
8. Brendecke, Vikar	Siegfried	Giersdorf	10. 1. 1943
9. Burg,	Herbert	Hochweiler	i/Rumänien
10. Feindor,	Herbert	Tiefhartmanns- dorf	20. 6. 1944
11. Förster, Vikar	Heinz	Frauenhain	17. 8. 1944
12. Giesel,	Wolfgang	Rengersdorf	Juni 1944
13. Goßlau, Vikar	Karl-Heinz	Lähn	1944
14. Hannemann,	Richard	Warmbrunn	16. 1. 1942
15. Hartung,	Johannes	Peisterwitz	1944
16. Heinrich,	Hans	Gr.-Graben	1944
17. Heinze,	Fr.-Wilh.	Ziegenhals	Febr. 1945
18. Hoffmann, v. Vikar	Eckehard	Liebenzig	Juni 1944
19. Hoppe,	Johannes	Ludwigsdorf	8. 4. 1945
20. Jäkel,	Friedrich	Gr.-Kauern	18. 3. 1944
21. Jarzina, Vikar	Franz	Rosen	—
22. Kabus,	Oskar	Rößlingen	30. 12. 1943
23. Kanter, Vikar	Hermann	Kotzenau	16. 1. 1942
24. Klee, Vikar	Heinz	Domslau	8. 11. 1943
25. Körner, (Kontetzki)	Ernst	Langwaltersdorf	—
26. Kriegel,	Helmut	Alt-Kemnitz	4. 12. 1942
27. Langner,	Erich	Grünhartau	1944
28. Maluche,	Konrad	Breslau	8. 6. 1942
29. Melzig,	Heinz	Steinau	15. 4. 1945
30. Neue, Vikar	Georg	Kunzendorf	22. 6. 1944
31. Olearius,	Johannes	Oberglogau	Sept. 1943
32. Petersohn,	Helmut	Wolfsberg/Nieda	30. 12. 1942
33. Pfeil,	Herbert	Minken	—
34. Reiher, Vikar	Heinrich	Parchwitz	1943
35. Schaefer, Vikar	Reinhold	Breslau-Zimpel	10. 1. 1943
36. Schölzel,	Martin	Schönwald	7. 8. 1943
37. Scholz,	Albert	Panthenau	Mai 1944

		frühere Pfarrstelle:	vermißt seit:
38. Scholz,	Gerhard	Altheide	23. 8. 1944
39. Scholz, Lic.	Paul	Wüstebriese	—
40. Schwabbauer, Vikar	Reinhard	Grünhartau	16. 7. 1944
41. Stock,	Walter	Ossig/ Petschkendorf	1944
42. Teichler, Vikar	Wolfgang	Hermisdorf	1. 3. 1944
43. Thränhardt, Vikar	Günter	Dittmannsdorf	Aug. 1944
44. Trompke, Vik.	Rudolf	Bernstadt	1. 9. 1943
45. Wild,	Johannes	Mittelwalde	—
46. Genschow, Vikar	Hans-Jürgen	Wederau	12. 8. 1944

☆

### Pfarrer mit unbekanntem Verbleib seit 1945

1. Fritze, Vikarin	Luise	Breslau	—
		Bethanien	
2. Leßmann, Vikar	Friedrich	Petersgrätz	—
3. Müller,	Siegfried	Hertwigswaldau	—
4. Przybyla,	Ernst	Königshütte	—
5. Rosemann,	Rudolf	Ludwigsdorf, Kr. Schönau	—
6. Schreier,	Gotthard	Wirschwitz	8. 5. 1945 b/Kaaden
7. Schubert,	Georg	Kirchlinden	—
8. Blasius,	Rudolf	Hermisdorf	5. 4. 1945 in Rüstern b/Liegnitz

☆

### Pfarrer in Kriegsgefangenschaft

1. Gründer,	Helmut	Katscher	seit 12. 1. 1942
2. Gruhl,	Helmut	Muskau	August 1944
3. Opale,	Arthur	Carlsruhe O/S.	—
4. v. Plessen,	Bernhard	Herrnrotschelnitz	—
5. Rose,	Wilhelm	Weißstein	—
6. Schnabel,	Joachim	Kreibau	—
7. Richter, Lic. Vikar	Gerhard	Öls	—

☆

## 1945/46 unterwegs umgekommene schlesische Pfarrer

		frühere Pfarrstelle:	verstorben am:
1. Altmann,	Heinrich	Breslau-Lissa	2. 9. 1945 in Haft
2. Banke,	Hugo	Obernigk	Anf. 1945 a/Flucht
3. Boden,	Waldemar	Brieg	23. 8. 45 Hungertyphus
4. Brun,	Günther	Malapane	Frühjahr 1945 erschlagen
5. Bürgel,	Johannes	Kaiserswaldau	27. 2. 45 in Lauban
6. Buntzel, Sup.	Walter	Brieg	11. 2. 45 Stein- seiffersdf. Schlag- anfall
7. Donnerstag,	Erich	Radungen	14. 8. 45 in Gefangenschaft
8. Guthmann,	Kurt	Kolzig	1. 3. 45 a/Flucht
9. Heidenreich,	Fedor	Beuthen	4. 1. 46 an Ge- sichtsrose i/Lager verstorben
10. Hein,	Otto	Sandewalde	29. 9. 45 a/Flucht
11. Hennecke,	Erwin	Rosenhain	durch Radunfall
12. Heuser, Sup.	Konrad	Rackschütz	31. 3. 45 in Tachau a. d. Folgen d. Trecks
13. Horter, Sup. i. R.	Hans	Waldenburg	24. 4. 45 in Tabor durch Bomben
14. Hübner,	Arnold	Alteichen	5. 3. 45 in Chem- nitz b. Luftangriff
15. Kube,	Gerhard	Geierswalde	Okt. 1945 in Gefangenschaft
16. Lang, i. R.	Hermann	Lauban	10. 4. 1946 in Goldberg
17. Leder,	Gustav-Adolf	Spreewitz	19. 4. 1945
18. Loheyde, Sup.	Gerhard	Glatz	21. 11. 1945 auf Dienstreise an Zonengrenze an Verwundung
19. Malucke,	Werner	Charlottenburg	9. 5. 1945
20. Meißner, Dr. Lic.	Martin	Breslau- Elftausend	29. 7. 1945 auf Ge- fangenentransport Ruhrtyphus
21. Modrow	Friedr.-Jakob	Liebau	24. 10. 1945 jugosl. Gefangenschaft

		frühere Pfarrstelle:	verstorben am:
22. Oertel, Propst	Hugo	Breslau Bernhardin	29. 5. 1945 an den Folgen d. Verletz.
23. Passauer,	Ernst	Brückenberg	8. 6. 46 d. Bandi- ten in Kirche Wang erschlagen 21. 5. 1945
24. Petran,	Martin	Nimptsch	Böhmisch-Leipa 29. 9. 1945
Sup. i. R.	Albrecht	Kreuzburg	i/Lazarett Frühj. 1945
25. Reichert,			Liegnitz im Lager
26. Reichhelm, i. R.	Paul	Liegnitz	24. 5. 1945 b/Eger 15. 4. 1945
27. Reppich,	Alfred	Freystadt	durch Bomben
28. Schmidt,	Martin	Ohlau	7. 2. 46 i. tschech. Lager b/Marienbad
29. Schuldig,	Kurt	Bad-Warmbrunn	12. 5. 46 ermordet bei Liegnitz
30. Schulz,	Wilhelm	Liegnitz	d. Kriegsereign. z. Opfer gefallen
31. Strassmann,	August	Tillendorf	6. 3. 1945 i/Flücht- lingslager in Marienberg i/Sa.
Sup.			erschlagen
32. Tirpitz, Sup.	Ernst	Kohlfurt	20. 4. 1945 a/Treck Aug. 1945 in Haft
33. Wagner, Dr.	Richard-Ernst	Bielitz	
34. Wanke,	Julius	Reichwalde	
35. Wenzlaff,	Walter	Liegnitz	

☆